

Frederik Pohl

DER SCHWARZE STERN DER FREIHEIT



**BASTEI
LÜBBE**

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH Science Fiction-Abenteuer
Band 23 081

Erste Auflage: August 1988

©Copyright 1985 by Frederik Pohl All rights reserved Deutsche Lizenzausgabe 1988
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co. Bergisch Gladbach Originaltitel: Black Star
Rising Ins Deutsche übertragen von Harro Christensen Lektorat: Hans Altmeyer
Titelillustration: Tony Roberts Umschlaggestaltung: Quadro Grafik, Bensberg Satz: KCS
GmbH, 2110 Buchholz Druck und Verarbeitung: Clausen & Bosse, Leck Printed in
Germany ISBN 3-404-23 081-7

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Castor hatte als einer in einer langen Kette von Landarbeitern das Reisfeld halb durchquert, als er auf den Kopf des Toten trat. Er dachte an alles andere als an Tote. Er dachte eigentlich auch nicht an die Reisstecklinge, die er in den Schlamm setzen mußte, oder an den warmen Regen, der ihm auf die gebeugten Schultern fiel, oder an die Schmerzen in seinem Rücken; er dachte an Maria und ihr Problem und daran, daß er schwimmen gehen wollte, und ob die Leute vom Observatorium ihm wohl gestatten würden, sich bei ihnen um einen Job zu bewerben; aber hauptsächlich dachte er daran, was er heute abend mit Maria im Bett treiben würde, und dann plötzlich geschah es. Er wußte zuerst nicht, daß es der Kopf eines Toten war. Obwohl das Wasser nur wenige Zentimeter tief war, konnte er ihn nicht sehen, weil die Arbeiter den Bodenschlamm aufgewühlt hatten. Aber mit dem Fuß spürte er, daß es etwas Festes und Schweres war, das dort nicht hingehörte. »Touristen«, murmelte er Sarah zu, die in der Kette gleich neben ihm stand. »Sie werfen ihren Abfall wohin sie wollen.«

Er griff in den Schlamm. Wie aufgescheuchte Wespen glitten winzige Tilapia-Fische zwischen seinen Fingern hindurch. Castor fühlte, daß das Ding rund und glitschig war, und als er es aus dem Schlamm hob, erkannte er, was er in der Hand hatte. Sein wütender Angstschrei schreckte die ganze Produktionsbrigade auf, und die Leute rannten spritzend und platschend zu ihm herüber. Die fette Rhoda richtete sich auf und runzelte die Stirn. Sie hatte genug von Castors Albernheiten. Der alte Frank kicherte und rief: »Was ist, Castor? Hast du wieder ein Baby in den Binsen gefunden?« – und fast alle lächelten, denn allen außer Rhoda war jeder Anlaß recht, die mühselige Pflanzarbeit für eine Weile zu unterbrechen, sich von dem ewigen Bücken einmal zu erholen.

Dann sahen sie, was Castor in der Hand hielt, und alles Lächeln gefror. Sie standen mit offenem Mund da, und der Schweiß mischte sich mit dem Regen, der auf ihrer Haut glänzte; die

Tilapia-Fische spielten um ihre Zehen, und keiner wußte, was zu tun war. »Das war ein Mord!« rief der alte Franky mit zitternder Stimme und lehnte sich auf seinen Stock. »Rede nicht!« befahl die fette Rhoda, aber auch ihre Stimme klang eher ängstlich als gebieterisch. Dann griff sie nach dem Funksprechgerät, das sie um den Hals hängen hatte und sagte: »Kommune, hier spricht die Produktionsbrigade Drei. Wir haben eben eine Leiche gefunden. Teil einer Leiche, einen Kopf.« Sie leckte sich über die Lippen und fügte hinzu: »Benachrichtigen Sie die Polizei und sagen Sie den Leuten, daß es keiner von uns ist. Er sieht aus wie ein Chinese aus Han.«

Obwohl das Himmlische Getreidefarmkollektiv über hundert Kilometer von Biloxi entfernt lag, war der Polizeihubschrauber schon nach einer halben Stunde da. Es war eine lange halbe Stunde. Der Produktionsbrigade wurde befohlen, nichts zu unternehmen und sich nicht von der Stelle zu rühren. Und die Leute gehorchten; alle vierzehn setzten sich auf einen Damm und schauten zu der Stelle hinüber, wo Castor den Kopf entsetzt wieder in den Schlamm geworfen und Franky seinen Stock als Markierung in den Boden gesteckt hatte.

»Sie werden das Feld trockenlegen«, prophezeite Franky düster, »und dann müssen wir die ganze Arbeit nochmals machen!«

»Wir werden die Fische verlieren, Rhoda!« rief die kleine Nan aufgeregt. »Sechzig Kilo gerösteter Tilapia! Wir haben die Fische gerade eingesetzt!«

»Das weiß ich selbst«, sagte Rhoda wütend. Zur Ökologie des Reisanbaus gehörte nicht nur der Reis. Zuerst wurde das Feld vorbereitet, dann geflutet; darauf wurden Salzkrebse und anschließend Tilapia-Fische eingesetzt. Die Krebse ernährten sich von Insektenlarven und anderen Kleinlebewesen. Die Tilapia-Fische ernährten sich von den Insektenlarven und von den Krebsen, und wenn sie herangewachsen waren, aßen die Leute das geröstete Mehl, zu dem die Tilapia verarbeitet wurden; es

war für die Kommune das beste und billigste Protein. Da sowohl die Salzkrebse als auch die Tilapia entschiedene Fleischfresser waren, hielten sie die Schadinsekten kurz, und die Reissetzlinge blieben unbehelligt.

»Holt Fallen«, schlug Franky vor. »Vielleicht können wir die Tilapia für uns retten.«

»Ich *besorge* gerade Fallen«, sagte Rhoda gereizt und setzte sich mit Hilfe des kleinen Sprechfunkgerätes, das sie um den Hals hängen hatte, wieder mit der Kommune in Verbindung. Allerdings wußte keiner, ob es Zweck haben würde, Fallen zu besorgen, denn die jungen Tilapia waren noch so winzig, daß die meisten wahrscheinlich durch die Maschen schlüpfen und verlorengehen würden.

Der Regen hatte aufgehört, aber die glühende Sonne war auch nicht gerade angenehm. Das ganze Durcheinander hatte die Passagiere eines Reisebusses von den Andenkenläden des Dorfes hierhergelockt. Vierzig Touristen vom Festland photographierten das Reisfeld, die trübsinnigen Leute von der Produktionsbrigade und sich gegenseitig. Schon waren zwei Schulmädchen aus dem Dorf mit Fahrradladungen von Dattelpflaumen und Goldlimonen aus den privaten Gärten herbeigeeilt. Die Touristen kauften eifrig. Die Leute von der Produktionsbrigade schauten begierig zu den Früchten hinüber, aber sie kauften keine – nicht zu Touristenpreisen. Dieses Geschäft würden sie sich nicht verderben. Ein Tourist zahlte für eine Dattelpflaume mehr als der Staat für ein Kilo Reis. Und diese Einnahmen brauchten nicht versteuert zu werden.

Das Knattern von Hubschraubern übertönte das Surren der Touristenkameras. Sie standen alle auf, als drei Polizeihubschrauber in der Nähe landeten. Drei! Glaubten sie, auf eine bewaffnete Mörderbande zu treffen, die nur darauf wartete, der Polizei ein Feuergefecht zu liefern? Aber die sechs Polizisten aus der ersten Maschine trugen die grünen Schulterklappen der Verkehrskontrolle, und prompt scheuchten sie die murrenden Touristen zu ihrem Bus zurück und davon.

Aber der zweite Hubschrauber war mit richtigen Polizisten besetzt. Die Männer waren bewaffnet und trugen Helme, und in ihrer Begleitung waren auch einige unbewaffnete ältere Beamte, die Kameras und schwarze Aktentaschen trugen. Mit dem dritten schien nur eine Person gekommen zu sein, eine Frau, die die Kragenspiegel eines Inspektors trug.

Sie stieg aus und blieb stehen. Ihr Blick glitt über das Reisfeld zum Touristenbus hinüber, der gerade abfuhr, und dann schaute sie zum Himmel über dem Golf von Mexiko hinauf, an dem sich schon wieder Wolken zusammenballten. Sie wandte sich nun den Leuten von der Produktionsbrigade zu und fragte in ausgezeichnetem Englisch: »Wer hat die Leiche gefunden?«

Eifrige Hände schoben Castor nach vorn. »Es war keine Leiche, es war nur ein Kopf«, stellte er richtig.

Sie trat vor ihn hin und mußte zu ihm aufschauen, denn sie reichte ihm kaum bis zur Schulter; aber sie schien den Größenunterschied nicht einmal zu bemerken. »Also nur ein Kopf? Aha! Es macht natürlich einen Unterschied, ob es nur ein Kopf ist oder eine ganze Leiche! Dennoch, meine Erfahrung sagt mir, daß ein abgetrennter Kopf auf eine Leiche hinweist, zu der er gehört hat.«

Castors Verärgerung über ihren Sarkasmus war noch größer als seine Angst davor, es mit der Renmin-Polizei zu tun zu bekommen. Er antwortete ihr in fehlerlosem Mandarin: »Ich weiß, daß eine höhere Polizeibeamtin sich in diesen Dingen besser auskennt als ein Bauer.«

»Ah!« rief sie. »Ich habe also einen Gelehrten vor mir! Aber erlauben Sie mir bitte, Sie in Ihrer Sprache anzureden, da einige Ihrer Kollegen der Hochsprache vielleicht nicht mächtig sind. Sagen Sie mir, Gelehrter, wie haben Sie dieses Ding gefunden, sei es nun eine Leiche oder nur ein auf unerklärliche Weise abgetrennter einzelner Kopf?«

Also erzählte Castor es ihr, und die anderen Mitglieder der Produktionsbrigade erzählten es ihr auch, und die Polizei begann mit ihrer Arbeit. Einige stampften und schlurften durch das

Reisfeld und befahlen, den Wasserspiegel langsam abzusenken. Andere Beamte vernahmen die übrigen vierzehn Zeugen getrennt; wieder andere machten Photoaufnahmen und füllten Wasser- und Schlammproben in Flaschen. Es gab einige Aufregung, als die Polizei feststellte, daß einige der Leute keine auf ihren Namen ausgestellten Identitätskarten bei sich hatten. Zu ihnen gehörte auch Castor. Er dachte wütend daran, daß man ihn jetzt kritisieren, ihm vielleicht sogar Strafdienst aufbrummen würde. Aber davon wollte die Inspektorin nichts wissen. »Vergessen Sie das!« befahl sie. »Natürlich tragen diese Leute auf ihrer eigenen Farm keine Papiere bei sich, das wäre doch albern. Sie können ihre Identität doch leicht im Dorf selbst feststellen.« Die Bitte der fetten Rhoda, so viele Tilapia wie möglich fangen zu dürfen, während das Wasser abfloß, beschied sie ebenso rasch: »Kein Mensch will Ihnen wertvolle Nahrung wegnehmen! Natürlich dürfen Sie Ihre Fische fangen.« Und so machte sich die Hälfte der Brigade daran, die Fallen aufzustellen und den Inhalt der Netze in Transporttanks zu schöpfen, während die andere Hälfte mit Netzen durch das Reisfeld ging, um möglichst viele von den Fischen zu erwischen, die sich in den Schlamm gewühlt hatten. Mit dieser Aufgabe mußte sich auch Castor befassen – eigentlich Arbeit für einen Zehnjährigen! Es war unwürdig. Immer wieder wurden ihm solche Demütigungen zugefügt. Schon, ihn zum Reispflanzen einzuteilen, war eine Demütigung. Für Arbeiten, bei denen man sich viel bücken mußte, wurden gewöhnlich die kleinsten Angehörigen der Kommune ausgesucht – sie brauchten sich nicht so tief zu bücken –, und Castor war fast zwei Meter groß. Er spürte die amüsierten Blicke der Inspektorin der Volkspolizei von Zeit zu Zeit, wenn er bei der Verfolgung der glitzernden flinken kleinen Kreaturen stolperte oder gar hinfiel. Alles in allem war es ein schlechter Tag.

Aber das Gute an diesem schlechten Tag war, daß er nicht noch schlechter wurde. Die Volkspolizei ließ die Produktionsbrigade erst gehen, als es schon fast dunkel war – immer neue Verhöre, lange Wartezeiten, während das Wasser Stufe um Stufe abgesenkt wurde und die Polizeitechniker den Schlamm durch

Siebe gaben und das Wasser filterten, um etwaige Spuren zu finden. Es gab keine. Keine Waffe. Kein anderer Körperteil. Keine Identitätskarte, die der Mörder achtlos fallengelassen haben mochte – nichts. Aber das Gute an diesen Verzögerungen war, daß sie so spät zurückkamen, daß der abendliche Unterricht ausfallen mußte. So wurde die Diskussion des Themas vertagt, über das Castor nicht reden wollte.

Statt dessen wurde rasch eine Versammlung im Büro des stellvertretenden Direktors einberufen. Die vierzehn Leute von der Produktionsbrigade drängten sich dort zusammen, und sie mußten stehen, damit sie mit ihrer schmutzigen Kleidung nicht die guten Möbel besudelten. In dieser Versammlung sollte nicht Kritik geübt werden; der stellvertretende Direktor wollte lediglich selbst hören, was geschehen war, und deshalb mußten alle Beteiligten ihre Geschichte noch einmal erzählen. Und dadurch ging den Leuten von der Brigade die Zeit verloren, die sie gebraucht hätten, um sich für das Abendessen zu waschen. Obwohl diese Versammlung nicht angesetzt worden war, um an einzelnen Kritik zu üben, mußte Castor erleben, daß er dennoch gescholten wurde. »Cousin Castor«, sagte der stellvertretende Direktor kalt – sie gehörten beide zur Familie der Pettymans, wenn sich auch daraus keine engere Beziehung ergab, denn die ganze Kommune bestand aus kaum mehr als sieben Familien –, »Cousin Castor, hüte deine Zunge! Warum warst du gegenüber der Renmin-Inspektorin so unverschämt?«

»Das war ich nicht. Sie hat sich über uns lustig gemacht.«

»Über uns! Über dich, meinst du, und das mit Recht. Du bist ein eitler junger Mann, Cousin Castor. Ein potentieller Unruhestifter. Ich bin sehr unzufrieden, und nicht nur mit dir. Wie werdet ihr die verlorene Zeit aufholen, Cousine Rhoda?« Und so endete diese Versammlung mit der üblichen Mahnung, das Produktionssoll zu erfüllen und die Schulungsabende ernstzunehmen. Dann durfte Castor unter die Dusche.

Ein wenig sauberer traf er im Speisesaal mit seiner Frau Maria zusammen. Auch sie hatte sich verspätet. Sie arbeitete in einem Kunstgewerbebetrieb, und sie hatten das Geschäft erst vor ein

paar Minuten schließen können. Einige Touristen standen immer noch herum und fotografierten die Dorfleute bei ihrem Leben und Treiben; sie warfen die im Dorf in Handarbeit hergestellten Frisbee-Scheiben in alle Richtungen und amüsierten sich köstlich unter den wunderlichen Bauern der Autonomen Republik Bama. Castor und Maria küßten sich – aber sein Vergnügen darauf war durch Sorgen getrübt, und sie war so zurückhaltend, als erfüllte sie eine Pflicht. Er brannte darauf, ihr zu erzählen, wie scheußlich der Tag gewesen war, aber sie sah nicht so aus, als wollte sie es hören.

Maria war groß und blond – fast so groß wie Castor und blasser als jeder andere im Dorf. Ihre Eltern waren vor zwanzig Jahren gegen ihren Willen als ›Freiwillige‹ in die A. R. B. gekommen. Es hatte nicht lange gedauert. Die Mutter war ein Jahr nach Marias Geburt bei einem Traktorunfall zu Tode gekommen. Der Vater war erneut Freiwilliger geworden, aber diesmal hatte er sich tatsächlich freiwillig gemeldet, ganz aus eigenem Entschluß. Er verschwand in den gefährlichen Wüsten des westlichen Iowa, und man hat nie wieder von ihm gehört. Das Kind blieb allein zurück. Im Dorf gab es kaum Protest; der Druck, die Geburtenrate niedrig zu halten, war noch nicht so stark.

Aber natürlich war es auch nicht vergessen worden. »Willst du zu Hause essen?« fragte Castor. Maria schüttelte den Kopf, obwohl sie es oft so hielten, daß einer von ihnen mit ihren eigenen Töpfen zur Kantine ging, sie füllen ließ und die Mahlzeit in die Wohnung brachte, damit sie ungestört essen konnten.

»Es darf nicht so aussehen, als wollten wir uns verstecken«, sagte sie. »Ich habe ohnehin keinen großen Hunger.« Sie zögerte. »Übrigens mache ich morgen meine Tests«, sagte sie dann.

»Oh«, sagte Castor, denn viel mehr war dazu nicht zu sagen. Aber dann besserte sich seine Laune, denn als sie zur Essensausgabe gingen, sah er, daß es heute eins seiner Lieblingsgerichte gab: Curry mit viel Fleisch und reichlich von ihrem eigenen guten Reis.

Maria stocherte nur in ihrem Essen. Castor machte sich schon darauf gefaßt, daß die anderen am Tisch über Marias mangelnden Appetit dumme Bemerkungen machen würden, denn der Klatsch hatte schon die Runde gemacht. Im Speisesaal redeten alle aufgeregt durcheinander. Aber es ging um jenes andere Thema; die außerplanmäßige Schwangerschaft einer Dorfbewohnerin war nicht halb so interessant wie die Entdeckung des Kopfes einer Leiche. Ein dutzendmal mußte Castor berichten, wie er ihn gefunden hatte, den Leuten an ihrem Tisch, denen, die zu ihnen an den Tisch kamen und den Leuten, mit denen er um den Curry und das Obst oder am Teebehälter Schlange stand. Überall im Raum wurden Neuigkeiten und Gerüchte ausgetauscht – das eine war von dem anderen schwer zu unterscheiden. Die Renmin-Polizei sei damit beschäftigt, die Umgebung nach dem Mörder abzusuchen. Die Volkspolizei habe den Mörder am Biloxi-Flughafen gefaßt. Die Renmin-Polizei vermute den Mörder unter den Dorfleuten – nein, sie verdächtige niemanden. Der Kopf sei nach der Explosion eines Jet Liners vom Himmel gefallen. Aber all diese Gerüchte waren eben nur Gerüchte. Das Nachrichten-Video hinten im Raum brachte jedenfalls wenig Informatives. Filmaufnahmen vom Reisfeld waren zu sehen und ganz kurz sogar Castor, als er mürrisch auf die Stelle zeigte, wo er auf den Kopf getreten war, aber der ganze Bericht dauerte nur zwanzig Sekunden. Das einzige Interessante war die Durchsage, daß am Abend *High Noon* gezeigt werden sollte. »Willst du den Film sehen?« fragte Maria.

»Den habe ich schon gesehen, als ich zehn Jahre alt war.«

»Nein, nein, dies ist eine Neuinszenierung. Der Film soll wirklich gut sein.«

Also war Castor einverstanden, und dann wurde er daran erinnert, daß er für den Abend zum Reinigungsdienst eingeteilt war; er mußte die Kinder beaufsichtigen, wenn sie die Tische und Stühle zurechtrückten und die Spuren der Mahlzeit aufwischten. Er hatte damit gerechnet, einige Zeit ungestört mit Maria Zusammensein zu können, um sich vom Ärger des Tages zu erholen, aber er kam überhaupt nicht aus dem Speisesaal

heraus. Dieser diente auch als Sitzungssaal für Dorfversammlungen, und hier wurden Theaterstücke aufgeführt und Gymnastik betrieben. Einmal im Monat wurde der Raum als Tanzsaal benutzt. Er war von einer flachen schwarzen Plastik-kuppel überdacht, und mit seinen zwanzig Metern Breite bot er Platz für alle. Schon bevor Castor den letzten Teenager mit dem Besen in eine zu nachlässig gesäuberte Ecke schickte, fanden sich die Dorfleute zur abendlichen Unterhaltung ein.

Das Dorf hatte natürlich seine eigene Video-Anlage. Von den geostationären Satelliten, die über den unwegsamen Urwäldern Boliviens hingen, regneten zwanzig Fernsehprogramme auf die Autonome Republik Bama herab. Auf sechs Kanälen wurden englischsprachige Sendungen ausgestrahlt. Die alte Direktorin schleppte sich nach vorn und ließ abstimmen, aber das war nur eine Formalität; die Leute wollten Unterhaltung. Auch Castor fand die zu erwartende Show gut, aber er dachte darüber nach, wie man sie noch besser machen könnte. Als Maria wieder in den Saal kam, erwartete er sie schon. »Hier oder da?« flüsterte er und küßte ihren Nacken. Sie waren erst sechs Monate zusammen und in der Liebe noch sehr aktiv, und deshalb vergnügten sie sich am liebsten zu Hause, wo niemand sie stören konnte. Verglichen mit dem riesigen Holo im Gemeinschaftsraum, war ihr eigener flacher Bildschirm winzig klein, aber dieser Nachteil wurde dadurch wettgemacht, daß sie sich in den Armen halten konnten, um sich einer ganz anderen Art von Unterhaltung hinzugeben. Aber Maria wehrte ab – natürlich sanft. »Hier«, sagte sie entschlossen. »Wir wollen es nicht noch schlimmer machen.« Und aus dem gleichen Grund bestand sie darauf, während der Show von ihm getrennt zu sitzen.

Castor war weder kleinlich noch dumm, aber er war jung und hatte noch nicht erkannt, daß die Welt ihre eigenen Interessen hatte und sich wenig um seine kümmerte – das galt auch für das Dorf, das für ihn die Welt bedeutete, und es galt sogar für seine eigene Frau. Er war mürrisch. Aber seine Laune besserte sich, als ihn das Stück gefangen nahm. Es war die großartige alte Geschichte von dem Renmin-Marshall vor hundert Jahren, den gegen die Partei agierende Elemente bedrohten. Der Marshall,

dessen Part von dem berühmten Feng Wonfred gesungen wurde, stand ganz allein gegen sechs bewaffnete Feinde, aber mit der Hilfe der Lehrerin und anderer Kader kämpfte er gegen die Rechtsabweichler in der Partei und zwang sie zur Selbstkritik. Es war eine hervorragende Inszenierung, und die Sänger waren sehr gut. Erregende und sanfte Szenen wechselten einander ab, und die Kulisse zeigte wunderschön das Amerika des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts mit seiner verbrannten Erde und den wenigen mutigen Pionieren, die versuchten, das Land wieder bewohnbar zu machen. Castor gab sich ganz diesem Kunstgenuß hin. Die Oper endete damit, daß die Parteigegner ihre Waffen ablieferten und in den Bus stiegen, der sie nach Pennsylvania in ein Umerziehungslager bringen sollte, während der Renmin-Marshall und die Lehrerin an der Spitze ihrer Kader unter wehenden Bannern in einer Siegesparade durch die karge Landschaft marschierten. Castor schloß sich dem begeisterten Applaus der übrigen Zuschauer an. Als die letzten Bilder vom Schirm schwanden und die Lichter im Saal angingen, hielt Castor nach Maria Ausschau, um die Freude über den gelungenen Abend mit ihr zu teilen, aber sie war verschwunden.

Castor fand seine Frau im Bildschirmraum, wo sie verzückt vor den Konsolen saß. Sie hörte den Audioteil über Kopfhörer und merkte deshalb nicht, daß er gekommen war, aber als sie ihn sah, schaltete sie den Schirm ab. Er sah nur noch orangefarbene Buchstaben auf dem Schirm aufblitzen: Warten... Warten... Warten... auf chinesisch und englisch.

In diesem Raum gab es zwanzig Bildschirme, und vor jedem stand ein Sessel. Castor kannte jeden einzelnen Schirm. Hier hatte er einen Großteil seiner Bildung empfangen, nachdem sein Antrag auf einen Studienplatz abgelehnt worden war. Sein Lehrer hatte sich für ihn eingesetzt – und war gescheitert. Sein Lehrer hatte ihm Mandarin beigebracht, bis er es fast akzentfrei sprechen konnte – aber auch das hatte nichts genützt. Dann hatte er ihn gebeten, auf eigene Faust mit Lernmaschinen weiterzumachen, da sein Verstand zu schade sei, bei harter

Arbeit auf den Reisfeldern brachzuliegen. Und er hatte diesen Rat befolgt. Verbissen hatte er jede Chance wahrgenommen und einen Kursus nach dem anderen absolviert, bis Maria ihm die Augen dafür geöffnet hatte, daß es außer dem Studium noch anderes gab, mit dem er seine Freizeit verbringen konnte.

Sie sah ihn geduldig an und wartete darauf, daß er ihr erklärte, warum er sie stören mußte. »Du bist also noch nicht fertig?« sagte er unbeholfen.

»Eigentlich nicht.«

Er nickte und schaute zu den leeren Bildschirmen hinüber. »Nun«, sagte er, einer plötzlichen Eingebung folgend, »laß dir nur Zeit. Ich möchte selbst noch einiges überprüfen.« Und das war nicht gelogen. Er nahm gern jede Gelegenheit wahr, an den Schirmen zu arbeiten, und auch heute machte es ihm Spaß. Als er seine Codes und seine Befehle eingab, war er so vertieft, daß er an das seltsame Benehmen seiner Frau überhaupt nicht mehr dachte.

Hauptsächlich hatte sich Castor immer mit dem Weltraum beschäftigt, mit Theorie und Praxis all dessen, was mit dem Raum zusammenhing. Er war sein Traum. Und weil es nur ein Traum war, war es gleichzeitig ein Fluch. Voll Verbitterung hatte er erfahren müssen, daß nur ein reinrassiger Han-Chinese die Aussicht hatte, eine Raumfahrtausbildung zu erlangen. Im übrigen gab es auch gar kein nennenswertes Raumfahrtprogramm. Die Chinesen hatten natürlich einige Kommunikationssatelliten und einige für meteorologische Zwecke. Außerdem gab es Satelliten zur Erkundung von Ressourcen im Raum. Das war alles – selbst für ein Land wie China. Für Amerika gab es natürlich überhaupt nichts.

Seit fast hundert Jahren war von keinem Land der Erde aus auch nur ein Mensch in den Raum gestartet. O ja, auch heute gab es dort oben Menschen. Tote. Astronauten und Kosmonauten, die sich bei Ausbruch des Krieges auf einer Umlaufbahn befunden hatten und denen keine Möglichkeit mehr blieb, zur Erde zurückzukehren. Die Datenbanken der Computer verzeichne-

ten fünfzig bis sechzig Objekte von ›ungewisser Identität‹ – einige von ihnen waren tatsächlich gesichtet worden, während von den anderen lediglich die Umlaufbahn bekannt war.

Was Castor faszinierte, war die Tatsache, daß jetzt ein neues Objekt aufgetaucht war. ›Ungewisse Identität‹ war natürlich eine höchst unzureichende Beschreibung. Das Objekt stand in einer Entfernung von mehr als einem Angström jenseits der Sonne und war zu klein, als daß man Einzelheiten hätte erkennen können. Es konnte sich also um alles mögliche handeln, und Castors Phantasie waren keine Grenzen gesetzt. Ein aus der Bahn geratenes Spacelab? Eins von diesen Sojus-Dingern der Russen? Eine verlorengegangene Raumfähre, eine Ariane – es konnte alles sein!

Sehnsüchtig betrachtete er den verschwommenen kleinen Fleck, der alles war, was die Teleskopie von diesem Objekt hatte aufzeichnen können. Es war da, wenn Castor auch nicht wußte, was ›es‹ war. Dennoch, die Daten der Umlaufbahn waren klar ersichtlich. In ein paar Monaten würde es sich in Erdnähe befinden – und dann würde es sehr viel zu sehen geben! Natürlich gehörte es fast mit Sicherheit zu den übrigen sechzig Objekten von ›ungewisser Identität‹ – vielleicht durch zu starke Annäherung an die Sonne in seiner Bahn gestört...

Aber wenn es nun nicht so wäre?

Castor lächelte, als er die Kopfhörer abnahm und sich zu seiner Frau umdrehte. Zu seiner Überraschung schien sie mit dem, was sie gerade tat, noch nicht ganz fertig zu sein – was immer es sein mochte. Wieder schaute sie zu ihm auf, als wartete sie auf eine Erklärung für die Unterbrechung. Ihre großen blauen Augen blickten kühl und abwesend. Er zögerte und überlegte sich, wie er die Unterhaltung eröffnen sollte, was er tun könnte, damit diese höfliche und distanzierte Frau sich wieder in seine Ehefrau verwandelte. Er zog ein Paket kandierter Früchte aus der Tasche und bot ihr davon an. Sie schüttelte den Kopf. »Dabei hast du doch heute abend gar nicht viel gegessen«, sagte er.

»Ich hatte keinen großen Hunger«, erklärte sie.

Castor nickte, als sei die Angelegenheit damit völlig geklärt. Dann biß er das eßbare Papier von seinem Fruchtriegel ab und genoß das köstliche Birnenaroma. Es hatte keinen Sinn, Maria Fragen zu stellen, die sie nicht beantworten wollte; es hatte keinen Sinn, sie überhaupt etwas zu fragen. Schließlich hatte er ihr jede Gelegenheit gegeben, selbst mit der Sprache herauszukommen. Aber er war neugierig. »Was hast du gerade nachgesehen?« fragte er und grinste weise und überlegen, als wollte er sagen: »Ich weiß, daß du wieder ein kleines Geheimnis hast.«

»Ach, nichts weiter«, sagte sie vage, und damit war auch das erledigt.

Castor zuckte die Achseln. »Ich will ins Bett«, sagte er geradeheraus.

Ihre blauen Augen schauten ihn kühl an, und sie wandte sich wieder ihrer Maschine zu. Sie zögerte einen Augenblick und faßte dann einen Entschluß. Rasch schaltete sie den Schirm aus und war plötzlich nicht mehr die kühle und distanzierte Maria. »Ich auch«, sagte sie, stand auf und nahm die Kopfhörer ab. Als sie die Hand nach seinem Arm ausstreckte, war die Berührung warm und intim, und auch ihre Stimme klang so. »Ich möchte *wirklich* mit dir ins Bett«, fügte sie hinzu. »Was kann es denn jetzt noch schaden?«

Wenn jemand Castor gefragt hätte, ob er seine Frau liebe, wäre seine Antwort rasch und laut erfolgt. Natürlich liebte er sie! Auch wenn sie manchmal abweisend war. Auch wenn sie darauf bestand, eine Schwangerschaft zu riskieren. Ganz gewiß könne er ihr keinen Vorwurf machen, hätte er an dieser Stelle in jedem Gespräch gesagt, in dem es um das Problem ging, mit dem sie jetzt konfrontiert waren (vielleicht übte er gar schon im voraus für die Gespräche, von denen er wußte, daß sie kommen mußten). Er liebte sie sehr.

Es war dennoch seltsam, denn am Morgen nach dieser Nacht, einer Nacht wie in alten Zeiten, war sie wieder kühl und abweisend. Noch bevor sie zu Ende gefrühstückt hatte, eilte sie davon, um den Bus nach Biloxi zu nehmen. Das wäre nicht nötig gewesen. Sie hätte erst gegen Mittag zu gehen brauchen. Sie hätte es nicht unbedingt ihm überlassen müssen, den Übungsleitern zu erklären, warum sie nicht zur gemeinsamen Aerobic und zum Tai Chi erschienen war. Für Castor begann der Tag also wieder mit schlechter Laune, und als die fette Rhoda alle Angehörigen der Produktionsbrigade Drei, obwohl dies eigentlich ein Ruhetag war, zu einer Sonderschicht aufforderte, um die am Vortag verlorene Zeit aufzuholen, weigerte sich Castor mit aller Entschlossenheit. Aber da er anschließend nicht faul im Dorf herumhängen wollte, lieh er sich ein Elektrorad und fuhr an den Strand. Rasch zog er sich am Strand aus, schnüffelte nach Methan – aber die Luft war heute sauber –, schnallte sich seine Taucherausrüstung auf den Rücken und setzte die Gesichtsmaske auf, während er schon in das warme Salzwasser hinauswatschte.

Sobald er unter Wasser war, geborgen in der schützenden See, fühlte Castor sich getröstet. Neu belebt, fast glücklich. Es war schon so lange her, daß er hier getaucht hatte!

Seit seiner Eheschließung hatte er es schon nicht mehr getan, denn Maria hatte Angst vor Haien. Castor hatte beschlossen, sie entweder eines Besseren zu belehren oder sogar allein ans Meer zu fahren, denn dieser Sport machte ihm soviel Vergnügen, daß

er nicht bereit war, ihn aufzugeben. Seit er zehn Jahre alt war, fast noch zu jung, um allein zum Schwimmen zu gehen, war er über weite Wege zur Küste geradelt, durch die Zuckerrohrfelder und Sumpfwiesen, die sich um die riesige Radioteleskopanlage ausbreiteten. Und die See hatte ihre Anziehungskraft für ihn nie verloren.

In jedem Tank hatte er Luft für eine Stunde, und deshalb bewegte er sich auf dem sanft abfallenden Meeresboden einen Kilometer oder weiter nach draußen. Er wußte, wo die Schleppbojen lagen, aber gelegentlich kam er auch von der geraden Strecke ab, um interessant erscheinende Bodenunebenheiten oder seltsames Geröll zu inspizieren und Fische zu jagen – oder von ihnen gejagt zu werden, denn wenn er auch vor einem gelegentlich auftauchenden dummen Hai keine Angst hatte, mied er doch seine beunruhigende Nähe. Unter Wasser war es immer kühl und sehr viel sauberer als an Land; die Strömungen, die den Golf speisten, führten keinen Schlamm und keine Industrieabfälle heran und auch nicht die Abwässer irgendeiner Stadt – hier erinnerte nichts an die so schrecklich ausgelöschte Welt von vor hundert Jahren. Oder wenigstens nicht viel. Aber es gab immer noch das Todesglas. Es war weit draußen, aber die von der Küste aus nächst erreichbaren Stücke lagen noch nicht sehr tief; in einer dunklen Nacht sah man gelegentlich sogar vom Strand aus das blaue Feuer im Wasser. Die Kinder wurden immer davor gewarnt, aber solche Warnungen konnten natürlich kein Kind fernhalten.

Sie hielten auch einen Erwachsenen wie Castor nicht fern, denn er war aufgrund seiner Studien überzeugt, daß die gefährlichste Strahlung schon lange abgeklungen war. Außerdem war das Todesglas wunderschön. Castor schwamm durch die Fischschwärme und die Riementangfelder hindurch um die klumpenförmigen Glasobjekte herum, die im trüben Licht unter Wasser wie Gallert schimmerten, und er bewunderte sie. Einige waren groß und winklig wie Prismen, andere waren verbogen, als seien sie in der Mitte teilweise geschmolzen gewesen, und sehr viele hatten sich zu weicher Rundheit verformt, bevor sie wieder hart wurden. Castor wußte, daß es sich bei diesen Objekten eigentlich

um Abfall handelte. Es war verglaster radioaktiver Müll, der in jenen wilden Tagen in aller Eile mit Schiffen in den Golf hinausgefahren und dort deponiert worden war. Damals war alles auf einmal außer Kontrolle geraten. Man konnte den Schiffsbesatzungen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie den Müll in ihrer Eile über mehr als hundert Quadratkilometer verteilten. Aber ihm selbst fiel es schwer, in diesem Zusammenhang an Abfall zu denken, denn dafür war das Glas viel zu schön. Er folgte den Ablagerungen bis in eine Tiefe von sechzig Metern, um dann widerwillig kehrtzumachen und, immer noch unter Wasser, an den Strand zurückzuschwimmen. Ein Tank war schon leer, und es wurde Zeit, wieder an Land zu gehen. Auf dem Rückweg achtete er wenig auf die Fische und die übrige Umgebung. Er dachte über das Todesglas nach und darüber, wie es dorthin gelangt war. Er fragte sich, wie die Welt wohl in jenen Tagen ausgesehen haben mochte, bevor die alten Vereinigten Staaten und die alte Sowjetunion an das Udenkbare gedacht hatten und zu den falschen Schlüssen gelangt waren. Wenn sie nun irgendwann zueinander gesagt hätten: »Hört zu, es hat doch keinen Sinn, sich gegenseitig totzustechen wie Skorpione in einer Flasche; laßt uns diese Dinger verschrotten und versuchen, mit unseren Gegensätzen auf andere Weise fertigzuwerden.« Wie würde die Welt heute aussehen, wenn es diesen Krieg nie gegeben hätte und wenn die Han-Chinesen nicht gekommen wären? Ob man ihm dann wohl erlaubt hätte, die Universität zu besuchen? Hätte es für ihn eine andere Arbeit gegeben als die auf einer Reisplantage? Wären ihm Ärgernisse erspart geblieben wie diese unerträglich arrogante Inspektorin von der Renmin-Polizei?

Er dachte immer noch über diese Frage nach, als er aus dem Wasser auftauchte und die Inspektorin sah, die am Strand auf ihn wartete.

Die Frau stand mit dem Rücken zu ihm, rauchte eine kleine lackierte Pfeife und schaute mit finsterer Miene zu dem Radioteleskop hinüber. Castor trug nur seine Gesichtsmaske und

die Tanks – warum hätte er eine Badehose anziehen sollen, wo doch niemand in der Nähe gewesen war, der ihn hätte sehen können. Unschlüssig blieb er in den knietiefen flachen Wellen stehen und fragte sich, ob er diese Situation als peinlich empfinden sollte.

Die Polizeibeamtin hatte dieses Problem nicht. Als sie sich ihm zuwandte, verwandelte sich ihre finstere Miene in ein amüsiertes Grinsen. »Nun, Pettyman Castor! Sie sehen heute aber sehr gut aus!«

Streitlustig richtete er sich auf. »Es freut mich, Sie wiederzusehen, Inspektorin Tsoong Delilah.«

Sie lachte. »Woher kennen Sie denn meinen Namen? Ach, lassen Sie – wahrscheinlich haben Sie ihn auf die gleiche Weise erfahren wie ich Ihren –, Sie haben einfach gefragt.« Sie ging an das Wasser und blieb mit ihren glänzend hellen Stiefeln einen Meter von ihm entfernt in den heranschwappenden Wellen stehen. Sie bückte sich, um die Wassertemperatur zu prüfen. Dann richtete sie sich wieder auf, wobei sie ihre Blicke über seinen ganzen Körper gleiten ließ. »Fast hätte ich Lust, mich auszuziehen und mit Ihnen zusammen zu tauchen«, sagte sie nachdenklich.

»Ich habe nur diese eine Ausrüstung«, meinte er.

Sie beobachtete seinen Gesichtsausdruck, und jetzt wirkte ihr Lachen ein wenig verkniffen. »Sie sollten sich jetzt *anziehen*, Gelehrter«, sagte sie, drehte ihm den Rücken zu und ging zur Klippe hinüber. Sie setzte sich, und ihre Silhouette zeichnete sich vor dem riesigen Bogen des Teleskops ab. Sie stopfte sich die Pfeife neu und schaute zu, wie er sich die Shorts hochzog. »Waren Sie schon mal da drüben?« fragte sie plötzlich und zeigte auf das Radioteleskop. Er schüttelte den Kopf. »Sie haben nicht einmal einen Besuch gemacht?«

»Nein. Es sind fast alles Han-Chinesen, und sie kommen und gehen in ihrem eigenen Flugzeug. Im Dorf bekommen wir sie nie zu sehen, obwohl...«

Sie beendete den Satz für ihn: »Obwohl Sie gern dort arbeiten würden, nicht wahr?«

Er war wütend, aber er sagte nichts – wenn sie sich die Mühe gemacht hatte, Einblick in seine Akte zu nehmen, mußte sie es wissen.

Sie ließ nicht locker. »Aber Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Sie ohne ein Examen dort arbeiten könnten?«

»Es ist nicht meine Schuld, daß ich kein Examen gemacht habe! Ich wurde abgewiesen. Mir wurde gesagt, ich sei nützlicher für den Reisanbau.«

»Ganz recht! Nahrungsmittel sind die Grundlage des Sozialismus«, zitierte sie zustimmend. Er antwortete nicht, er zuckte nicht einmal die Achseln, sondern stand nur da, ließ sein Tauchgerät an den Riemen schlenkern und wartete darauf zu erfahren, warum sie hergekommen war. Sie nickte, als sei sie ganz zufrieden mit ihm, und zog an ihrer Pfeife. Der Rauch roch wie schweres Parfüm. »Wir haben Ihre fehlende Leiche gefunden, Gelehrter Pettyman Castor«, sagte sie plötzlich. »Wenigstens haben wir die Knochen gefunden. Sie wurden zusammen mit Schweineknöcheln im Schlachthaus der Rinderkollektive zerkleinert, aber nicht so sehr, als daß man sie nicht mehr hätte identifizieren können.« Spöttisch und amüsiert beobachtete sie seinen Gesichtsausdruck, als sie hinzufügte: »Wir fanden allerdings kein Fleisch. Sie müssen jedes einzelne Stück durch die Maschine gegeben haben, um das Fleisch abzuschälen... sagen Sie mal, wie hat Ihnen denn gestern abend das Essen geschmeckt?«

Als Castor seine Gesichtsmaske in den Sand fallen ließ und den Mund verzog, mußte sie schallend lachen. »Nein, nein«, kicherte sie, »Sie brauchen sich nicht zu übergeben. Ich habe nur Spaß gemacht. Das Fleisch wurde an Schweine verfüttert, nicht an Menschen. Da sind wir ganz sicher.«

»Nett, daß Sie mir das sagen«, antwortete Castor wütend und beschloß, eine Zeitlang kein Schweinefleisch mehr zu essen.

»Oh, keine Ursache.« Wieder schaute sie zum Radioteleskop hinüber, aber dann wurde sie sachlich. »Es war mir ein Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, Gelehrter, aber jetzt muß ich mich meiner Dienstpflicht widmen. Dies ist für Sie.«

»Dies« war eine gerichtliche Vorladung, rot versiegelt und mit dem Renmin-Code in magnetischer Tinte. Ungeschickt nahm Castor sie in die Hand. »Das bedeutet, daß Sie bei der Gerichtsverhandlung aussagen müssen, Pettyman Castor, da Sie den Fehler gemacht haben, den einzigen Teil des Kadavers zu finden, den wir identifizieren können. Der Zeitpunkt wird Ihnen noch mitgeteilt werden; bis dahin dürfen Sie Ihr Dorf nicht verlassen.«

»Wohin sollte ich denn auch gehen?« knurrte Castor.

Sie nahm weder an seinen Worten noch an seinem Ton Anstoß, sondern sagte freundlich: »Wenn Sie nach New Orleans kommen, werden Sie sich direkt bei mir melden. Wer weiß? Vielleicht besorge ich dann Tauchgerät für zwei Personen, und wir gehen einmal gemeinsam ins Wasser.«

Auf dem Rückweg fuhr Castor langsam, damit der Staub vom Wagen der Inspektorin sich verziehen konnte, aber als er an dem Kettenzaun entlangfuhr, der das Areal des Radioteleskops abspernte, schrieen ihm zwei Wachen zu, er solle sich beeilen, und deshalb fuhr er wieder schneller. Das war seltsam; bisher hatte er dort noch nie einen Menschen gesehen. Als er einmal selbst dort gewesen war, um höflich anzufragen, ob man ihn in irgendeiner Position beschäftigen könne, als Putzhilfe, als Studenten, als irgend etwas, hatte er zwanzig Minuten warten müssen, bevor jemand auf sein Klingeln reagierte. Und dann hatte man Castor fortgeschickt und ihm gesagt, er könne sich auf dem üblichen Wege schriftlich bewerben. Vorn privaten Landefeld hinter den Gebäuden hörte er die Motorengeräusche mehrerer Hubschrauber. Das könnte mit dem Besuch irgendeines hohen Beamten erklärt werden, aber warum sollte ein hoher Beamter diesen abgelegenen Ort überhaupt besuchen?

Als er den Dorfplatz erreicht hatte, gingen ihm diese und andere Gedanken im Kopf herum. Er würde Maria von seinem

seltsamen Gespräch mit der Polizeibeamtin berichten – natürlich in einer zensierten Fassung. Gewiß würde Maria interessiert sein...

Er hatte sich geirrt. Sie war überhaupt nicht interessiert. Was sie selbst zu berichten hatte, war ihr weit wichtiger. Als er sie in ihrer gemeinsamen Wohnung antraf, sagte ihr Gesichtsausdruck ihm schon, was ihre Worte nur bestätigten: »Ja, Castor, es steht endgültig fest. Die Eizelle ist befruchtet und hat angefangen, sich zu teilen. Ich bin schwanger.«

»Oh...« fing er an, und das nächste Wort wäre »verdammt« gewesen, aber er sprach es nicht aus. »Oh, das wäre es dann«, sagte er statt dessen. Zärtlich nahm er ihre Hand, bereit, ihr in dieser Katastrophe zur Seite zu stehen, aber der Blick, den sie ihm zuwarf, verwirrte ihn. Er war nicht kalt aber auch nicht liebevoll; er war heiter. Castor überlegte. »Ach ja!« sagte er dann. »Die Versammlung heute Abend! Das wird ziemlich übel werden, es sei denn... Nun, vielleicht liegen deine Unterlagen noch gar nicht vor...«

»Mach dich doch nicht lächerlich!« brauste sie auf. »Natürlich haben sie die Unterlagen. Die Diagnose stand schon heute morgen fest.«

»Nun ja.« Er dachte darüber nach und schaute sich im Zimmer um. Und plötzlich fiel ihm etwas auf. »Es sieht aber so aus, als seist du eben erst gekommen.«

»Das stimmt. Ich war im Bildschirmraum«, sagte sie. »Und auch noch woanders. Aber komm, es ist Zeit, zum Essen zu gehen.«

Das Essen hätte zur Qual werden können, aber es gab eine Ablenkung. Die Direktorin schlurfte nach vorn und verkündete, daß auf eine »Bitte« der Renmin hin ohne Begründung alle elektrischen Geräte fünfundsiebzig Minuten lang ausgeschaltet bleiben müßten. Sie benutzte tatsächlich das Wort »Bitte«, obwohl in der Geschichte des Dorfes kein Fall bekannt war, in dem einer solchen Bitte nicht entsprochen wurde. Sie mußten also die letzte halbe Stunde der Mahlzeit bei Kerzenlicht

verbringen, und bei Kerzenlicht wischten die zum Küchendienst eingeteilten Leute die Tische ab und schoben sie zur Seite, um den Saal für die abendliche Versammlung herzurichten. Bei dem gedämpften Licht hatten die Faulen und die Nachlässigen reichlich Gelegenheit zu einem kleinen Schwatz, so daß sie Zeit verschwendeten und die Arbeit nur langsam voranging. Die Leute unterhielten sich über den Mord und über die aufregende Tatsache, daß fast alle Leichenteile in einer anderen Kommune gefunden worden waren. Man brauchte sich also jetzt keine Sorgen mehr zu machen, sondern es blieb nur die Aufregung, die das Verbrechen zur Folge hatte. Am meisten aber unterhielt man sich über die Unbequemlichkeiten, die der Stromausfall mit sich brachte. So etwas geschah nur selten, und die Leute rätselten über den Grund für diese Anordnung; da aber niemand Genaueres wußte, kursierten die wildesten Gerüchte.

Über das Problem, das für Castor und Maria anstand, wurde überhaupt nicht geklatscht, und das war ein schlechtes Zeichen, wie sich Castor düster überlegte, als die Lichter wieder angingen und die Leute sich allmählich beruhigten. Sie hatten alles für die Verhandlung selbst aufgehoben.

Für Filmaufführungen waren auf der kleinen Bühne am Ende des Raumes die Holoprojektoren und Spiegel angebracht. Für die Mahlzeiten wurden diese in abdeckbare Schächte versenkt und Eßtische wurden aufgereiht, an denen die Leute ihre Mahlzeiten einnehmen konnten. Wenn Kritik angesetzt war, stand oben auf dem Podium ein einzelner Stuhl, vor dem alle anderen Stühle unten im Saal in einem Bogen angeordnet waren.

Castor betrachtete diesen heißen Stuhl wie ein verurteilter Schwerverbrecher in alten Zeiten einen elektrischen Stuhl angestarrt haben mochte. Dort oben zu sitzen, war keine Ehre. Dort oben zu sitzen, bedeutete hoffnungslose und schmerzliche Einsamkeit. Wer auf dem heißen Stuhl schwitzen mußte, ob Mann oder Frau, sah dreihundert Augenpaare anklagend auf sich gerichtet und hörte sich voll Scham von dreihundert Stimmen verdammt. Er mußte Selbstkritik üben oder sich (närrisch und vergeblich) mit seiner einzigen schwachen Stimme verteidigen –

und hörte dann über die Reihen von Lautsprechern das Gebrüll von dreihundert Stimmen gegen sich zurückdonnern. Es war eine Prominenz, auf die jeder gern verzichtete.

Da man den aufziehenden Sturm nicht mehr verhindern konnte, setzte sich Castor mit seiner Frau gleich in die erste Reihe, wo er sich stolz aufrichtete und ihre Hand nahm. Sie entzog sie ihm nicht und war ganz entspannt und ruhig. Sie machte ein Gesicht, als sei sie davon überzeugt, daß der Abend verstreichen würde, ohne daß auch nur ihr Name erwähnt wurde.

Am Anfang sah es in der Tat auch so aus, denn der erste, der sich an einem solchen Abend auf den heißen Stuhl der Kritik stellen mußte, war fast immer der Leiter oder die Leiterin einer Brigade. Heute war es die fette Rhoda, die der stellvertretende Direktor von seinem Tisch an der Seite des Raumes mit zorniger Stimme namentlich aufrief. »Du, Genossin Rhoda!« donnerte er. »Du bist um zwei Hektar hinter dem Plan zurück. Wie ist das angesichts der Tatsache möglich, daß Nahrung die Grundlage des Sozialismus ist?«

Aber in der fetten Rhoda hatte er keinen eingeschüchterten Neuling vor sich. Erfahren in den Spielregeln des heißen Stuhls, eilte sie nach vorn und fing schon auf dem Weg mit ihrer Selbstkritik an. »Ich war der Brigade gegenüber zu nachsichtig«, bekannte sie. »Ich habe es versäumt, die Leute zu freiwilliger Arbeit anzuhalten, um den Plan zu erfüllen. Ich habe dem Genossen Castor gestattet, sich heute der Sonderschicht zu entziehen, anstatt ihm klarzumachen, wie wichtig ein politisches Bewußtsein ist...« Sie hörte an dieser Stelle noch nicht auf, aber was Castor betraf, hätte sie es ruhig tun können. Er war wütend. Es sah ihr ähnlich, ihn zu kritisieren, wo sie doch wußte, wissen mußte, was als nächstes auf der Tagesordnung stand!

Auch alle anderen wußten das, und Rhodas Kritik war auch eher beiläufig. Als sie mit ihrer Selbsterniedrigung fertig war, entließ man sie. Sie mußte lediglich versprechen, in Zukunft fleißig zu arbeiten und zu studieren. Dann wurde, auf einen Wink

des stellvertretenden Direktors, ein zweiter Stuhl auf das Podium gestellt, und es ging los.

Gewöhnlich mußten die Leute etwa zehn Minuten auf dem heißen Stuhl ausharren. Die übleren Missetäter blieben manchmal eine Stunde dort sitzen – die schweren Fälle, deren Taten nur mit Verbannung aus dem Dorf geahndet werden konnten, wenn nicht mit einer noch schwereren Strafe. Und doch waren Castor und Maria eine Stunde später immer noch da, und die Menge schien jetzt erst richtig in Fahrt zu kommen. Auch der letzte Angehörige der Kommune schien zu Wort kommen zu wollen – nicht nur im Zusammenhang mit der Schwangerschaft; auch jedes andere Fehlverhalten, an das sich irgend jemand erinnern konnte, wurde zur Sprache gebracht.

»Warum studierst du Chinesisch und Astrophysik und nicht etwas für das Dorf Nützliches, wie Bodenchemie oder Buchhaltung?«

»Du bist eitel und überheblich, Castor! Du solltest endlich lernen, wo du hingehörst!«

»Du bist einem hohen Staatsbeamten gegenüber unverschämt geworden, Castor! Warum bist du so arrogant?«

»Hast du denn nicht darüber nachgedacht, Castor, was aus unserem Dorf werden soll, wenn wir die Geburtenbeschränkung nicht einhalten? Sollen wir uns etwa vermehren wie die Afrikaner?«

»Wenn du dem Dorf gegenüber loyal gewesen wärest, hättest du dann um deine Versetzung gebeten?«

»Eitelkeit, Castor! stolz, Arroganz und Eitelkeit! Du muß bescheidener werden.«

Und immer hieß es Castor dies und Castor das, und was war mit Maria, die ihnen doch diesen ganzen Ärger eingebrockt hatte? Castor mußte zugeben, daß es nicht ohne seine Komplizenschaft geschehen war. Mit zusammengebrochenen Zähnen und vor Wut funkelnden Augen ließ er die Vorwürfe der Dorfleute über sich ergehen. Aber es war Maria gewesen, die

gemeint hatte, wenn sie ein Kind bekommen würde, dann solle es eben geschehen. Er hatte lediglich zugestimmt. Und wer konnte ihm das wohl übelnehmen? Er war erst seit sechs Monaten verheiratet und jeden Abend hatte er Verlangen nach seiner Frau. Sollte er den Dorfleuten antworten? Seine Frau anklagen? Sie und sich selbst kritisieren und so ungeschoren davonkommen wie die fette Rhoda? Aber das alles konnte er nicht tun; Stolz – ja, er war stolz, vielleicht auch arrogant. Aber aus welchem Grund auch immer, er blieb stumm und mit finsterem Blick sitzen und ließ sie sagen was sie wollten. Er wünschte, die Stühle hätten näher aneinander gestanden. Wie gern hätte er Marias Hand genommen, um sie zu trösten – eher noch, um sich selbst zu trösten. Aber sie schien überhaupt keinen Trost zu brauchen. Sie saß ganz ruhig da, die Hände auf dem Schoß gefaltet, und wieder hatte sie diesen heiteren und sorglosen Blick.

Endlich klatschte der stellvertretende Direktor in die Hände, und die automatischen Geräuschsensoren schwenkten das Mikrophon in seine Richtung. »Sprich, Castor! Antworte auf den gerechten Zorn des Volkes!«

Castor knirschte mit den Zähnen. Wütend sagte er: »Ich war im Unrecht. Ich bin meinen Verpflichtungen dem Volk gegenüber nicht nachgekommen.«

»Und?« setzte der stellvertretende Direktor nach. Castor sagte nichts; es war ihm unmöglich, sich zum Reden zu zwingen. »Und was noch?« fuhr der Mann unerbittlich fort. »Was ist mit dieser Schwangerschaft, die du verursacht hast? Was willst du in diesem Zusammenhang unternehmen?«

Castor öffnete wutentbrannt den Mund, um zu antworten, wenn er auch nicht wußte, was. Aber er brachte kein Wort heraus. Maria klatschte in die Hände, um das Mikrophon auf sich zu richten, und sagte laut:

»Castor hat dazu nichts zu sagen.«

Der stellvertretende Direktor sah sie mit aufgerissenem Mund an, und es dauerte eine Weile, bis er hervorstoßen konnte: »Was? Was hast du gesagt?«

»Ich sagte, daß die Sache nichts mit Castor zu tun hat. Ich lasse mich von ihm scheiden. Ich habe über Computer die Scheidung beantragt, und wenn er nicht protestiert, wird sie innerhalb von vierundzwanzig Stunden genehmigt.«

»Ich protestiere aber!« krächzte Castor, der endlich wieder sprechen konnte.

»Nein«, sagte sie und sah ihn ganz gelassen an. »Das wirst du nicht tun, denn ich werde mein Kind nicht abtreiben lassen. Ich habe noch etwas anderes unternommen. Ich habe mich freiwillig zum Dienst in einem Getreidekollektiv in der Prärie gemeldet, und dort gibt es keine Geburteneinschränkungen. Meine Bewerbung wurde angenommen.«

Sie lächelte Castor an und lächelte dann zu den Dorfleuten hinunter, die plötzlich wie versteinert dasaßen. »Ihr seht also«, sagte sie abschließend, »daß es zu diesem Thema nichts mehr zu sagen gibt.«

Und das gab es auch wirklich nicht mehr.

Jedenfalls nicht bis zum nächsten Morgen, nachdem Castor eine schlaflose Nacht verbracht hatte. Er hatte gepackt und geweint, sie angefleht und versucht, sie umzustimmen, und schließlich hatte er sie zum Bus nach Saskatchewan gebracht. Auch Maria hatte während der Nacht nicht geschlafen, und auch sie hatte geweint, aber als dann endlich der Bus heranrumpelte, lächelte sie. »Ich habe dich immer noch sehr gern, Castor«, verkündete sie, »und ich werde dir Bilder von unserem Kind schicken.«

»O, Maria!« stöhnte er. Dann rief er plötzlich verzweifelt: »Warte! Fahr noch nicht heute, sondern warte bis morgen, ich werde mitfahren!«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kannst du nicht«, erklärte sie. »Solange du als Zeuge gebraucht wirst, darfst du das Dorf nicht verlassen.« Und dann stand sie auf den Busstufen und beugte sich herab, um ihn zum Abschied zu küssen. »In Wirklichkeit willst du doch gar nicht mitfahren.«

Bis die endgültige gerichtliche Vorladung kam, vergingen noch sechs Tage. Und in dieser Zeit hatte Castor, was Maria anbetraf, hundertmal einen Entschluß gefaßt – und hundertmal einen anderen. Das Resultat war, daß er überhaupt nichts tat. Er hatte Maria verloren. Er war zutiefst verletzt, ein gebrochener Mann. Aber andererseits, wenn sie es fertigbrachte, ihn schon wegen eines ungeborenen Kindes zu verlassen, warum dann eigentlich nicht?

Während dieser sechs Tage war Castor für das Dorf kaum von Nutzen, und der stellvertretende Direktor versäumte es auch nicht, ihm das zu sagen – aber dann fügte er ein wenig freundlicher hinzu: »Geh vorsichtig mit deinem Geld um, Cousin Castor, bleib nicht zu lange weg und, o, ja, bitte, wenn du kannst, bring mir etwas Pfefferminzschokolade mit... Was ist denn los?«

»Dies hier«, brummte Castor und wedelte mit seinen Fahrkarten. Han-Chinesen, hohe Funktionäre und Leute, die in Regierungsgeschäften reisten, durften Flugzeuge benutzen, wie jeder wußte, aber der stellvertretende Direktor lachte nur über Castors Anmaßung.

»Regierungsgeschäfte! Du bist Zeuge vor Gericht, aber kein hoher Kader. Du wirst nach New Orleans fahren, du wirst erzählen, was du gesehen hast, du wirst wieder nach Hause kommen – mit der Pfefferminzschokolade, bitte. Nein.

Deine Regierungsgeschäfte liegen hier, Cousin Castor, und wie soll die Arbeit geschafft werden, die du versäumst? Du wirst mit dem Bus fahren.«

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Castor die Autonome Republik Bama verließ, und es war eine lange Reise. Der Bus kroch die Küstenstraßen entlang durch Reisfelder, Sümpfe und Grasland das Delta hinauf zu der großen Stadt. Während der ersten fünf Stunden der Reise sah Castor nichts, was er nicht schon vorher gesehen hatte, wenigstens in ähnlicher Form. Das war schade, aber es ließ ihm Zeit zum Nachdenken. Ihm gingen

immer wieder dieselben Dinge durch den Kopf, Dinge, die er leid war und an die er gar nicht gern dachte. Castor wußte sehr wohl, warum die Freiwilligen für Saskatchewan sich keine Gedanken um die Geburtenrate zu machen brauchten. Das lag an der hohen Sterblichkeitsrate, die durch die entsetzlichen Winter, die dürftigen Ernten und die stellenweise immer noch hohen Strahlungswerte bedingt war, und durch die Tatsache, daß die Leute am äußeren Ende eines Kontinents leben mußten, der sich fast selbst vernichtet hatte und immer noch nicht völlig geheilt war. Er hätte sie von ihrer Reise abhalten sollen. Das wäre ihm wohl nicht gelungen, aber dann hätte er mit ihr fahren müssen. Aber auch das wäre vor seiner Vernehmung als Zeuge nicht möglich gewesen. Er könnte ihr hinterherfahren, nächste Woche oder nächsten Monat... Und hier erreichten seine Gedanken einen toten Punkt. Das könnte er tun.

Aber sie hatte mit dem, was sie ihm vor ihrer Abreise sagte, recht gehabt: In Wirklichkeit wollte er es gar nicht.

Dann erreichte der Bus die Außenbezirke von New Orleans, und er dachte nicht mehr an Maria.

Sie waren noch in den neueren östlichen Randbezirken der alten Stadt, aber es war wie im Wunderland. Elektrische Trolleybusse glitten durch die Straßen, Leute in hellen Kleidern schlenderten von Geschäft zu Geschäft und betrachteten die Auslagen in den Schaufenstern, oder sie blieben stehen und kauften sich Eis am Stiel oder Pappbecher mit Fruchtsäften. Drei Stockwerke hoch, fünf, manchmal gar zehn ragten die Gebäude empor, die die Straßen säumten – später, als sie das schlammige Rinnsal erreichten, das immer noch Mississippi genannt wurde, sahen sie unglaubliche Wolkenkratzer von vierzig Stockwerken und mehr. Castor staunte mit offenem Mund. Er war ein verlassener Ehemann, bald schon Vater, ein vollwertiges Mitglied der Kommune mit ernsthaften Problemen. Aber gleichzeitig war er ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, und er staunte und freute sich über die Wunder, die er um sich herum sah. Erst als sie den Fluß überquert hatten und einen riesigen lauten Terminal erreichten, fing er an, sich Sorgen zu

machen. Er nahm sein Gepäck auf den Rücken, griff nach seinem Geld, um zu sehen, ob er es auch gut verstaut hatte, und verließ den Bus-Terminal durch einen großen überdachten Ausgang. Er blieb am Straßenrand stehen und überlegte, was er als nächstes tun sollte. Er hatte die Anweisung, sich im Gebäude des Kriminalgerichts zu melden. Natürlich. Aber wie sollte er das anstellen?

Ein Verkehrspolizist in grüner Uniform stand auf einer Verkehrsinsel mitten auf der Straße. Ihn fragen? Auch das war klar – aber wie? Den Verkehr vom Bus aus zu beobachten, war eine Sache. Ihm so gefährlich ausgeliefert zu sein, eine ganz andere. Er sah beängstigend viele Fahrzeuge: Lastwagen, Trolleybusse, Personenwagen, Lieferwagen, Taxis aus allen Richtungen. An diesem Tag mußte sich ganz Nordamerika in New Orleans versammelt haben, und alle fuhren wie die Wilden am Bus-Terminal vorbei. Sehr lange beobachtete er den Verkehr vom Straßenrand aus und versuchte, hinter das Geheimnis der Verkehrsampeln zu kommen. Dann, als der Verkehr ein wenig abflaute, wich er mutig einem langsam fahrenden Lastwagen aus und rannte vorn an ihm vorbei zur Verkehrsinsel hinüber. Der Polizist sah ihn streng an. »Das Gebäude des Kriminalgerichts«, keuchte Castor. »Wo ist es?«

Er bekam seine Auskunft, zusammen mit dem Bescheid, daß er dummerweise über zwei Kilometer an seinem Ziel vorbeigefahren war. Dazu eine Gratislektion über die Pflichten eines guten Bürgers, wenn er eine belebte Straße überquert. Er war froh, als der Beamte ihn wieder laufen ließ. Aber als er soviel Geschicklichkeit entwickelt hatte, daß er nicht mehr fürchten mußte, totgefahren zu werden, besserte sich seine Laune wieder.

Der Weg war länger als erwartet. Das störte Castor nicht, denn es gab so viel zu sehen! Es war viel besser als es ihm vom Busfenster aus erschienen war, denn man konnte alles riechen und fühlen, sich in die Dinge hineinstürzen. Biloxi war mit diesem allem überhaupt nicht zu vergleichen! Auch hier gab es Touristenbusse voller Han-Chinesen – sie fanden offenbar nicht nur die Farmkommunen so komisch, daß sie sie photographier-

ten. Zahlreiche fliegende Händler mit Tomaten, Pampelmusen und langen hellen Lattichstauden von ihrem Privatland waren für einen Tag in die Stadt gekommen, um ihre Produkte zu verkaufen und sich die Sehenswürdigkeiten anzuschauen. Handwerker standen herum oder saßen mit ihrem Werkzeug in den Einfahrten, um einen Schuh zu reparieren oder vielleicht jemandem die Haare zu schneiden. Fast alle diese fliegenden Händler waren Yankees. Fast alle vorbeischlendernden Fußgänger waren Han-Chinesen, aber niemand schien Castor unter ihnen zu bemerken.

Er stellte fest, daß er Hunger hatte, und blieb stehen, um die Menge zu beobachten, die sich vor einem Stand mit Fruchteis angesammelt hatte. Als er die Technik erkannt hatte, mit der die Leute sich zum Stand vorschoben, knöpfte er die Tasche auf, in der sein Geld steckte, und entnahm seinem dünnen Bündel Banknoten einen einzelnen Schein. Der Verkäufer betrachtete das rotumrandete Bama-Geld mißtrauisch, aber er zuckte die Achseln und nahm es an – allerdings, ohne Wechselgeld herauszugeben. Als Castor sich irritiert abwandte, weil er betrogen worden war, ohne dagegen zu protestieren, klopfte ihm ein grinsender junger Han-Chinese auf die Schulter. In fast unverständlichem Englisch fragte er heiter: »Gerade vom Land gekommen, Bruder? Keine Angst! Das lernt man alles schnell!«

Castor zuckte bei diesem Englisch zusammen, aber er war schon dankbar für den guten Willen, den der andere zeigte. Er fragte in der Hochsprache: »Bin ich auf dem richtigen Weg zum Gebäude des Kriminalgerichts?« Ja, das war er; aber sein neuer Freund brauchte Minuten, um sich darüber klar zu werden und Castor zu erklären, wo er abbiegen und an welchen Kreuzungen er über eine Fußgängerbrücke gehen müsse – das alles begleitet von Schulterklopfen und Schlägen auf den Rücken und gutgemeinten Rippenstößen. Castor war erstaunt darüber, daß ein Han-Chinese, Angehöriger eines Volkes, bei dem es traditionell üblich ist, jede Berührung anderer Personen, wo es nur immer geht, zu vermeiden, sich soviel physische Intimität erlaubte, aber er hatte dem jungen Mann gegenüber immer noch ein Gefühl der Dankbarkeit. Fast eine Stunde lang.

Castor überlegte. Nicht die geringsten Attraktionen von New Orleans waren die vielen Geschäfte, die Warenhäuser, die Kleiderläden, die Keramikmärkte; und nicht nur der stellvertretende Direktor sehnte sich nach all den schönen Dingen, die es in der großen Stadt gab. Castor beschloß, so viele Luxusartikel mit nach Hause zu nehmen, wie er sich leisten konnte. Als er auf den Gedanken kam, sein Geld zu zählen, um auszurechnen, was er sich leisten konnte, stellte er fest, daß er keines mehr hatte. Die Tasche war aufgeknöpft und leer.

Castor empfand dem heiteren jungen Han-Chinesen gegenüber nicht mehr die geringste Dankbarkeit.

Als er das Gebäude des Kriminalgerichts erreicht hatte, wurde ihm mitgeteilt, er habe strengen Befehl, sich im Polizeihauptquartier bei Inspektorin Tsoong Delilah zu melden. Das Polizeihauptquartier allerdings lag einen Kilometer entfernt. Sie war nicht da, und als ihre Sekretärin sie endlich erreichte, wurde Castor angewiesen, sich in einem Durchgangshotel zu melden und am nächsten Morgen vor Gericht zu erscheinen – diesmal waren es anderthalb Kilometer, und die Sonne war schon untergegangen. Als er sich eintrug, hatte das Mädchen am Empfang für ihn eine gute und eine schlechte Nachricht. Die schlechte Nachricht war, daß kein Abendessen mehr serviert werden konnte. Die gute Nachricht war, daß das keine Rolle spielte, da es einen Block weiter eine ganze Reihe von Schnellrestaurants gab...

Natürlich mußte man das nötige Geld haben.

Die Vernehmung von Pettyman Castor bestand darin, daß er drei Fragen beantworten mußte, und keine der drei Antworten bestand aus mehr als einem Wort. Aber obwohl er der erste Zeuge war, nahm die Prozedur einige Zeit in Anspruch. Zuerst stritten die fünf Richter und verschiedene Funktionäre im Flüsterton miteinander, während die anderen unruhig den Beginn der Verhandlung abwarteten, wobei Castor noch zusätzlich von Hunger geplagt war.

Aber die Aufregung ließ den Hunger vergessen. Castor nutzte die Zeit dazu, sich neugierig umzuschauen. Der Gerichtssaal war in drei Regionen eingeteilt, also fast wie ein Konzertsaal ausgelegt. Vorn auf der ›Bühne‹ stand die Bank für die Richter, die Rechtsberater und die Gerichtsschreiber. Ein Stück davon entfernt standen die Stühle für die Zeugen und für die Gutachter. Hier saß auch Castor, und vorn in der ersten Reihe sah er das kurzgeschnittene schwarze Haar der Inspektorin Tsoong Delilah von der Renmin-Polizei. Hinter Castor teilte ein transparenter Schirm die Zuschauertribüne vom eigentlichen Gerichtssaal ab. Er diente dazu, die Geräusche auszuschließen. Die Galerie bot einigen hundert Gaffern Platz, aber sie war nur schwach besetzt – hauptsächlich von Müßiggängern und Neugierigen, wie Castor vermutete. Unter den Zuschauern waren anscheinend auch einige Yankees, von denen der eine oder andere ihm irgendwie bekannt vorkam. Waren es Angehörige des Rinderkollektivs? Das konnte schon sein, denn in ihrem Dorf mußte man an der Klärung der Angelegenheit interessiert sein – aber das galt auch für Castors Dorf, und von seinen Leuten war niemand gekommen, um der Verhandlung beizuwohnen. Einige andere Zuschauer waren interessanter. Er sah eine ganze Busladung dieser allgegenwärtigen Touristen vom Festland und sogar eine kleine Gruppe Inder in Saris mit Turbanen und Kameras. Einige der Zuschauer machten einen seltsamen Eindruck. Da war ein Mann mit einem sehr großen Kopf – oder einer sehr großen Kopfbedeckung, fast wie ein Football-Helm, der ihm fünf Nummern zu groß war; Castor war sich da nicht ganz sicher. Er war ein Han-Chinese, aber jedesmal, wenn Castor hinschaute, sah sein Gesicht anders aus, und sein Verhalten war noch seltsamer als sein Aussehen. Er schien sich nicht darüber schlüssig zu werden, was er tun wollte. Er stand auf, als wollte er gehen – dann ging er durch die Reihe an seinen Platz zurück, um gleich darauf wieder aufzustehen. Endlich ließ er sich schwer auf seinen Klappstuhl fallen. Castor war erstaunt, daß die Saaldiener ihn nicht hinauswarfen, aber offensichtlich hielten sie ihn für einen Privilegierten.

Als die Richter endlich ihre Debatte beendet hatten und die Verhandlung anfang, gab es eine weitere Verzögerung.

Mit strengem Gesicht näherte sich eine der Gerichtsschreiberinnen Castor, der sich vor aller Augen im Zeugenstand wand, und redete ihn in der Hochsprache an: »Kennen Sie die Strafe für Meineid und sind Sie bereit, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen?« Und als er antworten wollte, machte sie ein ganz entsetztes Gesicht und befahl ihm zu warten, während eine andere Gerichtsschreiberin die Frage ins Englische übersetzte. Erst dann durfte Castor antworten. Empört begriff Castor, daß man ihm nicht zutraute, das Mandarin zu beherrschen. Er nahm die Schande hin, aber es wurmte ihn. Er hielt den auf ihn gerichteten Blicken stand, nicht zuletzt denen des seltsamen großköpfigen Mannes auf der Besuchertribüne, und ganz besonders denen der Inspektorin Tsoong Delilah. Als sie ihn anschaute, spielte wieder dieses spöttische Lächeln um ihre Lippen. Endlich kamen die drei Fragen:

»Sind Sie Pettyman Castor, Bürger der Autonomen Republik Bama, Angehöriger der Produktionsbrigade Drei des Dorfkollektivs Himmlisches Getreide?«

Zuerst wurde die Frage übersetzt, dann durfte Castor antworten: »Ja.«

»Shide«, sagte die Dolmetscherin, und die Anwältin stellte die nächste Frage:

»Haben Sie vor einer Woche beim Pflanzen von Reissetzlingen einen menschlichen Kopf gefunden?«

»Ja.«

»Shide«.

Und dann die letzte Frage:

»Ist dies der Kopf?«

Diese Frage hätte keiner Übersetzung bedurft, nicht einmal für einen ausschließlich anglophonen Zeugen, denn die Frau legte ihm ein Bild des Kopfes in Lebensgröße und in seiner ganzen

Scheußlichkeit vor. Die Tilapia hatten die Weichteile herausgefressen. Das Gesicht sah grauenhaft aus. Schlimmer noch als der Anblick war für Castor das Wissen, daß er dieses schreckliche Ding *angefast* hatte. »J – ja«, krächzte er und wehrte sich gegen eine aufkommende Übelkeit. Damit war seine Vernehmung beendet.

Das Bild des Grauens, das einst ein Mensch gewesen war, verfolgte ihn bis zu seinem Platz, und es dauerte einige Minuten, bis er seine Aufmerksamkeit wieder der Verhandlung zuwenden konnte.

Aber es war wirklich interessant. Es war fast wie eine Kriminal-Oper. Methodisch führte der Staat sein Beweismaterial vor; und zu erkennen, wie eins ins andere griff, war ein höchst anregendes Puzzle. Der zweite Zeuge war ein Junge vom Rinderkollektiv Perlenfluß, wo die Knochen der Leiche zerkleinert worden waren. Der Junge war verängstigt, aber dennoch genoß er seine Prominenz, als er sagte, ja, er und einige andere Jungen hätten sich vom Taichi weggeschlichen, um Baseball zu spielen, und ja, sie hätten einen Teil eines menschlichen Arms gefunden, aber da die Hütehunde ihn vor ihnen gefunden hätten, sei er ziemlich angefressen gewesen. Castor war froh, daß er nicht auch noch dieses Bild aus der Nähe betrachten mußte, aber dem Jungen schien es nichts auszumachen.

Dann wurde ein älterer Mann vernommen, der ebenfalls dem Rinderkollektiv angehörte. Er hatte offensichtlich noch mehr Angst als der Junge. Er kompensierte das durch Angriffslust und gab die Antworten, als spuckte er sie der Dolmetscherin ins Gesicht. Ja, er sei Leiter des Packhauses. Ja, er sei für die Arbeit dort verantwortlich. Ja, er halte es immer verschlossen, wenn es nicht benutzt werde – Kinder könnten sich sonst dort verletzen. Nein, er habe keine Ahnung, wie sich jemand dort Zutritt verschafft haben könnte, um das Fleisch von den Knochen zu schälen und das Skelett zu Knochenmehl zu zermahlen. Als er entlassen wurde, wankte er zur letzten Stuhlreihe, setzte sich und senkte den Kopf, ohne der Vernehmung des nächsten Zeugen auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu widmen.

Dieser war ein Gerichtsmediziner, der aussagte, daß die im Knochenmehl gefundenen Fragmente in der Tat von einem Menschen stammten. Als nächste wurde Tsoong Delilah aufgerufen, die berichtete, daß sie die Vernehmung der Zeugen aus der Autonomen Republik Bama geleitet habe und daß ihre Leute die verschiedenen Fragmente des Toten gefunden hätten. Anschließend setzte sie sich neben Castor. »Gelehrter«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Sie haben gut ausgesagt.« Aber da Castor nicht wußte, ob sie ihn nur verspotten wollte, antwortete er nicht.

Zu seiner Überraschung gab es an diesem Morgen nur noch einen weiteren Zeugen – einen Polizeibeamten, der Tsoongs Aussage in einigen Details ergänzte. Dann berieten sich die Richter und verkündeten, die Verhandlung werde für zwei Stunden unterbrochen. Und das nach einer Verhandlungsdauer von anderthalb Stunden oder weniger! O ja, diese Han-Chinesen machten es sich leicht. Eine solche Dienstauffassung hätte die fette Rhoda in ihrer Produktionsbrigade nie geduldet. Als Tsoong Delilah aufstand, sah sie, daß Castor sich nicht rührte. Sie blieb stehen. »Was ist denn los, Gelehrter?« fragte sie. »Wollen Sie nichts essen?«

»Ich bin schon fast verhungert«, sagte Castor verbittert und erzählte ihr, daß man ihm sein Geld aus der Tasche gestohlen und ihn im Durchgangshotel nicht rechtzeitig zum Frühstück geweckt habe.

»Was sind Sie nur für ein Narr«, schalt ihn die Beamtin. »Wissen Sie denn nicht, daß den Zeugen eine Aufwandsentschädigung zusteht? Gehen Sie nach unten in die Buchhaltung. Weisen Sie sich aus und holen Sie Ihr Geld ab – oder, nein, am besten kommen Sie mit mir. Wir essen im Restaurant gegenüber, und ich werde feststellen, wie naiv Sie sind, Gelehrter!«

Bevor sie auf die belebte Straße und in die grelle Sonne hinaustraten, ereignete sich noch ein Zwischenfall. Als sie den Gerichtssaal verließen und an dem transparenten Schirm entlanggingen, gab es auf der Zuschauertribüne einen Tumult. Der seltsame alte Mann, der vorher unschlüssig auf und ab

gegangen war, hatte sich etwas Neues einfallen lassen. Er lag auf zwei Stühlen hingestreckt, während weißgekleidete Männer vom Unfalldienst ihm Sauerstoff verabreichten. Er wedelte mit den Armen und wollte etwas sagen, und durch das Glas sah Castor seine funkelnden Augen, aber die Sauerstoffmaske hinderte ihn am Sprechen. Castor lachte laut. »Was für ein Idiot«, sagte er, und die Polizeibeamtin sah ihn mißbilligend an.

»Sie sprechen von Fung Bohsien«, tadelte sie ihn. »Er ist ein berühmter Wissenschaftler und ein prominentes Mitglied der Partei! Sie sollten mehr Respekt zeigen.« Dann sagte sie ein wenig freundlicher: »Aber es stimmt schon, Vielgesicht sollte in seinem Labor bleiben. Immer wenn er es verläßt, gibt es Ärger.«

»Was denn für Ärger?« fragte Castor interessiert, aber inzwischen hatten sie das Gebäude verlassen und mußten die Straße überqueren. Einen so dichten Verkehr hatte er noch nicht erlebt. Es war mitten an einem Arbeitstag, und jeder Fahrer schien zu versuchen, schneller als die anderen sein Ziel zu erreichen. Am liebsten hätte Castor die Polizeiinspektorin bei der Hand genommen, als sie über die Straße gingen. Aber das verbot ihm sein Stolz – selbst wenn sie es zugelassen hätte –, und als sie die gegenüberliegende Straßenseite erreichten, hatte er Herzklopfen.

Das Restaurant aber entschädigte ihn für alles Ungemach. Es duftete herrlich! Sie fanden zwei Plätze an einem großen runden Tisch in einer Ecke des Raumes, von wo aus sie die belebte Straße überblicken konnten. Alle anderen Plätze waren besetzt, aber die übrigen Gäste waren mit sich selbst beschäftigt, während die Serviererinnen dampfende Terrinen und Platten mit heißem Fleisch und knackigem frischen Gemüse auftrugen und große Halbliterflaschen mit Bier oder Orangensaft auf die Tische stellten. Tsoong Delilah sah, daß Castor wirklich Hunger hatte, und sie ließ ihn in Ruhe essen, während sie selbst nur sehr wenig nahm. Als er zum zweiten Mal vom Hühnerfleisch genommen und die dritte Schale Reis gegessen hatte, fragte er endlich: »Wer ist dieser ›Vielgesicht‹?«

»So dürfen Sie ihn nicht nennen«, befahl sie. »Für Sie ist er Professor Fung Bohsien; er hat noch ein paar weitere Namen – et cetera, wie Sie auf englisch sagen würden.«

»»Et cetera« ist nicht englisch«, sagte er mit vollem Mund.

»Kehren Sie nicht immer den Gelehrten heraus! Im übrigen ist Vielgesicht nicht Ihr Problem.« Castor zuckte die Achseln und betrachtete das frische Obst, das die Serviererin gerade auf das drehbare Tablett in der Mitte des Tisches legte. Er nahm sich davon und versuchte, eine Unterhaltung anzufangen: »Wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, zum Rinderkollektiv zu gehen?«

»Das war ganz einfach gute Polizeiarbeit«, sagte Tsoong Delilah streng, »und Sie dürfen über den Fall nicht reden, bevor die Untersuchungen abgeschlossen sind.« Sie dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Allerdings könnten Sie vielleicht sogar helfen.«

»Es ist die Pflicht jedes Bürgers, der Polizei bei ihrer Arbeit zu helfen«, sagte er förmlich.

»O, Gelehrter! Wie sarkastisch Sie sind! Hat man Sie denn so schlecht behandelt?«

»Ich wurde nicht zum Studium zugelassen«, sagte er, als sei damit alles beantwortet.

»Ja, das ist mir klar. Aber mir ist auch klar, daß Sie sich mit Hilfe der Lernmaschinen selbst ausgebildet haben, dazu noch in so seltsamen Fächern! Astronomie, Mathematik, Geschichte – und dazu kommt natürlich noch Ihre hervorragende Kenntnis des Mandarin; ist Autodidakt zu sein denn soviel schlechter als einen Universitätsgrad zu besitzen?«

Wieder zuckte er die Achseln. Er war beeindruckt davon, daß sie das Wort »Autodidakt« benutzte – er hatte den Ausdruck noch nie in einer Unterhaltung gehört, was auf einer Reisfarm allerdings nicht überraschen konnte. Außerdem beeindruckte ihn, daß sie so genau über seine Studien informiert war. »Nun

ja«, räumte er ein, »wahrscheinlich habe ich nicht sehr viel versäumt.«

»Und hat man Sie hier etwa schlecht behandelt, haben Sie zusammen mit Schweinen schlafen müssen?«

Castor hatte immer noch so viel von einem Bauernjungen an sich, daß seine Augen glänzten. »O, nein«, sagte er rasch. »Das Hotel war wirklich *erstklassig*! Wenn sie mir nur zu essen gegeben hätten – aber ich habe eine eigene Toilette und eine eigene Dusche in meinem Zimmer. Und einen Bildschirm, auf dem man einundfünfzig Kanäle einschalten kann, sogar die indischen Programme!«

»Han ist für Sie wohl nicht gut genug?« scherzte sie. Dann kam sie zur Sache. »Dann ist es also in Ordnung, daß ich Sie bitte, mir Ihre Spezialkenntnisse zur Verfügung zu stellen. Sagen Sie, haben Sie viel Kontakt mit dem Rinderkollektiv gehabt?«

»Eigentlich nicht. Oh, wir sehen die Leute gelegentlich, meistens beim Tanz und bei Versammlungen. Und der Sohn meines Cousins Patrick ist mit einem Mädchen dort verheiratet – aber ich kenne sie kaum, denn sie und ihr Mann haben sich freiwillig zur Arbeit in Texas gemeldet. Wahrscheinlich gefiel ihr unser Dorf nicht.«

»Dann erzählten Sie mir wenigstens, was Sie wissen«, befahl Tsoong Delilah, und gehorsam forschte Castor in seinem Gedächtnis, während sie ihren Tee tranken. Das Rinderkollektiv Perlenfluß war nach seinen Anfängen benannt worden. Die ersten Siedler waren Touristen gewesen, die sich bei Kriegsausbruch in Hong Kong aufgehalten hatten. Als der Krieg vorbei war, hatten sie ein echtes Problem. In China konnten sie nicht bleiben, denn China konnte seine eigene Bevölkerung nicht ernähren, schon gar nicht bürgerliche Edeltouristen, die gar nicht das Recht hatten, in Hong Kong zu bleiben. Die Touristen konnten nicht nach Hause zurückkehren, denn die meisten von ihnen hatten kein Zuhause mehr. Drei oder vier Monate wurden sie von einem Lager ins andere verlegt. Sie litten Hunger, und der Krieg hatte sie wie jeden anderen psychisch derangiert, nur,

daß ihre Verzweiflung größer war als die der anderen. Als man ihnen endlich eine Passage nach Amerika anbot, mit der Auflage, in den am wenigsten zerstörten Gebieten des ehemaligen Staates Alabama eine Rinderfarm aufzubauen, griffen sie zu. Nicht mit Begeisterung, sondern weil jede Alternative schlimmer gewesen wäre. Die meisten waren pensionierte Englischlehrer oder Versicherungskaufleute, die nicht sehr geschickt waren, wenn es galt, Schweine zu füttern oder einer Kuh beim Kalben zu helfen, aber das spielte keine Rolle. Die meisten lebten unter den grausam harten Bedingungen ohnehin nicht sehr lange. Nur eine Handvoll junger amerikanischer Touristen überlebte und baute das Kollektiv auf. Zu ihnen stießen im Laufe der Jahre Leute aus den Städten, die dort aus irgendwelchen Gründen unerwünscht waren. Viele der Neuankömmlinge waren Überseechinesen – chinesische Amerikaner der dritten oder vierten Generation. Mit den Han-Kolonisten, die gekommen waren, den verwüsteten Kontinent neu zu bevölkern, hatten sie noch mehr Schwierigkeiten als ihre angloamerikanischen Landsleute. So gab es im Kollektiv Perlenfluß überdurchschnittlich viele Unzufriedene. Die Leute in den Nachbardörfern kümmerten sich nicht um sie.

Als er sah, daß die Polizeibeamtin auf die Uhr schaute, erkannte Castor, daß er ihr alles über das Rinderkollektiv Perlenfluß erzählt hatte, was sie wissen wollte. »Was soll ich jetzt tun?« fragte er. »Soll ich ins Dorf zurückfahren?«

Sie sah ihn erstaunt an. »Jetzt? Bevor die Untersuchungen abgeschlossen sind? Ganz gewiß nicht. Jeder Zeuge kann erneut aufgerufen werden; man wird Ihnen schon sagen, wann Sie fahren können.« Sie winkte die Serviererin herbei und grinste. »Im übrigen«, sagte sie, »wird dieser Nachmittag für Sie wahrscheinlich besonders interessant werden.«

Er fand trotz allem noch die Zeit, sein Zeugengeld und seine Aufwandsentschädigung abzuholen. Neugierig betrachtete Castor das grünumrandete Renmin-Geld, als er auf den Beginn der Nachmittagsverhandlung wartete. Die Besuchertribüne war

besser besetzt als vorher, aber soweit Castor erkennen konnte, war der seltsame Mann, den Tsoong Delilah ›Vielgesicht‹ genannt hatte, nicht mehr dabei. Die Polizeiinspektorin war nicht zu ihm zurückgekommen, sondern hatte sich wieder in die erste Reihe gesetzt, wo schon drei andere Beamte Platz genommen hatten. Die vier schienen gespannt auf etwas Bestimmtes zu warten.

Der erste Zeuge hatte kaum mit seiner Aussage begonnen, als Castor das Interesse an den Zuschauern verlor und sein Geld wieder in die Tasche steckte. Der Zeuge war ein Polizeitechniker, ein weißhaariger Mann, dessen sicheres und beherrschtes Auftreten verriet, daß er es gewohnt war, vor Gericht auszusagen. Die Fragen und Antworten erfolgten schnell und direkt:

»Wurde Ihnen die Aufgabe übertragen, den Toten zu identifizieren?«

»Ja. Eine Zelluntersuchung und eine Analyse der Haarmuster auf der Schädeldecke ergaben, daß es sich bei dem Verstorbenen um Feng Avery handelt, siebzehn Jahre, Bürger der Autonomen Republik Bama, Schlachterlehrling beim Rinderkollektiv Perlenfluß. Lehrling Feng war reinrassiger Überseechinese, und seine Familie ist in der sechsten Generation hier ansässig.«

»Haben Sie Lehrling Feng Averys Akte eingesehen?«

»Ja. Er wurde als Student zweimal verhaftet, beide Male wegen konterrevolutionärer Betätigung. Die erste Verhaftung erfolgte wegen seiner Teilnahme an einer Versammlung rechtsgerichteter Kreise, die zweite, weil er mittels einer Spraydose Volkseigentum verunstaltet hatte. Er hatte Sprüche wie ›Amerika den Amerikanern‹ und ›Chinesen raus‹ auf die Wand des Schlafsaals gesprüht. Lehrling Feng wurde nach der zweiten Verhaftung von der Universität entfernt und stand seither unter Beobachtung.«

Castor saß wie angenagelt auf seinem Stuhl. Er wagte es kaum, sich umzuschauen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Dies war gefährliches Terrain! Hier ging es nicht nur um einen gewöhnlichen Mord. Es ging um ein Verbrechen gegen den Staat! Eine Aktion, vielleicht eine ganze Reihe von Aktionen

gegen das Volk! Und wie war dieser Junge auf so unverantwortliche Weise kriminell geworden? Er hatte doch alles gehabt! Für die chinesischen Yankees war es noch schwieriger, zur Universität zugelassen zu werden als für die weißen Yankees wie Castor einer war. Der Junge mußte etwas Besonderes gewesen sein – und man hatte ihn mit besonderen Privilegien ausgestattet; daß ein solcher Mensch das in ihn gesetzte Vertrauen so enttäuschen konnte, war fast nicht zu glauben!

Im ganzen Gerichtssaal herrschte jetzt gespannte Erregung, und die Leute tuschelten miteinander. Von den ausgesperrten Zuschauern hörte Castor keine Geräusche, aber er sah, wie sie aufgeregt miteinander sprachen; Körpersprache ließ sich hinter dem Glas nicht verbergen. Mit scharfer Stimme rief der Chefrichter den alten Schlachthausboß wieder in den Zeugenstand, und auch dessen Körpersprache war nicht mißzuverstehen. Mit gesenktem Kopf, betroffenem Gesicht und schlep-penden Schritten ging er nach vorn und setzte sich in den Zeugenstand. Der erste Schlag ließ nicht lange auf sich warten:

»Wußten Sie, daß Lehrling Feng nicht auf seinem Posten war?«

Der alte Mann atmete hörbar ein. »Natürlich wußte ich das!« stieß er hervor. »Er war mein Enkel, wieso sollte ich es also nicht wissen?« Zwei Sitze neben Castor fing der Junge, der Baseball gespielt hatte, an zu weinen.

»Und Sie haben sein Fehlen nicht gemeldet?«

»Das brauchte ich nicht zu tun!« schrie der alte Mann. »Ich wußte es! Er hatte immer Schwierigkeiten, und nie war er zufrieden! Er hatte ein Gewehr gestohlen und wollte das Radioteleskop angreifen. Ich folgte ihm und bat ihn, es nicht zu tun...« Auf ein Zeichen eines der Richter standen Tsoong Delilah und die anderen Polizeibeamten auf und gingen auf den Mann zu. »Ich wollte es nicht tun!« brüllte er. »Aber er ließ mir keine Chance. Er hätte uns alle vernichtet...«

Damit endete die Verhandlung, und der Gerichtssaal leerte sich. Castor blieb sitzen und wartete darauf, daß jemand ihm sagte, was er nun zu tun hatte. Verdrießlich dachte er an die lange Busreise zum Dorf zurück, an die Meckerei der fetten Rhoda und an das ewige Bücken auf dem Reisfeld, als er seinen Namen hörte.

Es war die Polizeibeamtin. »Nun, Gelehrter, wie sind Ihre Pläne?« fragte sie ihn, und ihr Gesicht strahlte. Offensichtlich war sie froh, daß dieser Fall so leicht gelöst werden konnte. Er zuckte die Achseln.

»Ich muß wohl ins Dorf zurück.«

»Natürlich müssen Sie ins Dorf zurück«, meinte sie, »aber Sie haben doch keine Eile. Die Busse fahren jeden Tag, und Sie können doch über Nacht bleiben.«

»Wirklich?« Er fing an, sich zu freuen; er konnte den Rest des Tages in der Stadt verbringen, am nächsten Morgen ein paar Einkäufe machen. Abends würde er den Luxus des Durchgangshotels genießen, diesmal mit Geld in der Tasche. »Ich kann in meinem Zimmer sogar die indischen Programme sehen«, sagte er glücklich.

»In diese Bruchbude zurück? Ganz bestimmt nicht!« Sie sah ihn spöttisch an. »Nein, darauf muß ich bestehen. Wir essen in meiner Wohnung, und dort wird sich für Sie auch ein Bett finden lassen. Keine Widerrede! Es ist abgemacht.«

Mit ›Wohnung‹ meinte Tsoong Delilah nicht ihre eigentliche Wohnung – »Meine Stadtwohnung? Nein! Die ist auch nicht viel besser als Ihr elendes Hotel.« Sie meinte die ›Wohnung‹, die sie auf dem Wasser unterhielt, weit unten am Delta zur Golfküste. Selbst mit Tsoong Delilahs schnellem Sportwagen war es eine Fahrt von über einer Stunde, und während sie unterwegs waren, wurde es dunkel.

Castor saß im Zweisitzer neben ihr, und Entzücken wechselte sich bei ihm mit Neidgefühlen ab. Wie geschickt ihre behandschuhten Hände das Lenkrad drehten, die Scheinwerfer abblendeten, das Radio bedienten und die Hupe aufkreischen ließen; wie elegant der kleine Wagen durch Lücken im endlosen Strom der Lastwagen und Taxis glitt! Seine Neidgefühle waren mindestens ebenso stark. Castor hatte noch nie etwas Aufregenderes gesteuert als einen der Dorflaster. Wie schön mußte es sein, einen solchen Wagen als Eigentum zu besitzen! Und in seine Aufgeregtheit und in seine Neidgefühle mischten sich sexuelle und von Angst bestimmte Gefühle, wenn er sich überlegte, was diese Frau wohl heute abend noch mit ihm vorhatte.

Als der Stadtverkehr hinter ihnen lag, wühlte sie in ihrer Tasche und reichte ihm ihre kleine lackierte Pfeife. »Stopfen Sie sie aus dem Beutel in meiner Handtasche«, befahl sie, aber sie schaute unverwandt auf die Straße und prüfte nicht, ob er ihre Anweisung auch richtig befolgte. Als er ihr die gestopfte Pfeife geben wollte, sagte sie spöttisch: »O Gelehrter, was nützt eine Pfeife, die nicht brennt? Der Knopf dort am Armaturenbrett – einfach nur drücken!«

Castor fand heraus, wie der Knopf funktionierte und war so leichtsinnig, einen tiefen Zug zu nehmen. Ein Fehler. Er mußte husten und würgen und hätte fast die Pfeife fallen lassen. Als er sich wieder erholt hatte, hörte er, daß die Polizeibeamtin lachte. Er reichte ihr die Pfeife und fragte sich dabei, was er wohl inhaliert hatte. Es war bestimmt kein Tabak, aber wenn es

Marihuana war, dann eine sehr viel stärkere Sorte als der Stoff, den die Dorfleute auf ihrem privat genutzten Land anbauten.

Dennoch, das Zeug vermittelte angenehme Gefühle. Entspannt lehnte er sich zurück und stellte eine Frage, die ihn sehr bewegte. »Was geschieht nun mit dem alten Mann?«

»Dem Mörder? Ihm wird natürlich vor dem Volksgericht der Prozeß gemacht, und zweifellos wird er zu vielen Jahren Umerziehung verurteilt. Aber wenn ich der Richter wäre, würde ich die Strafe zur Bewährung aussetzen.«

»Weil er so alt ist?«

»Nein«, sagte die Beamtin. »Weil er eigentlich nichts Böses getan hat. Fast bewundere ich ihn, Gelehrter. Er sah etwas für das Volk Bedrohliches und unternahm etwas, um diese Bedrohung abzuwenden. Er wollte Feng Avery gar nicht umbringen. Als er sah, was er getan hatte, bekam er es mit der Angst und wurde unvorsichtig. Schade, daß Sie den Kopf gefunden haben; sonst wäre er ungeschoren davongekommen.«

Sie nahm einen tiefen Zug aus der Pfeife und gab sie ihm wortlos zurück. Dann explodierte sie: »Ihr Yankees! Ich wüßte gern, wie viele von euch uns insgeheim hassen!«

»Es ist ganz natürlich, seine Eroberer zu hassen«, sagte Castor mutig und zog an der Pfeife.

»Aber wir sind keine Eroberer! Wir sind euch zur Hilfe gekommen, als ihr und die Russen euch gegenseitig umbrachtet – und dabei fast die ganze Welt zerstört hättet! Wir haben euch Ärzte und Lehrer geschickt! Wir haben euch geholfen, euer Land wiederaufzubauen!« Als Castor schwieg, schaute sie einen Augenblick von der Straße auf und sah ihn von der Seite an. »Wissen Sie das nicht?« fragte sie. »Wissen Sie nicht, daß ihr ohne uns vielleicht alle umgekommen wäret? Wir haben richtig gehandelt, als wir herkamen.«

Die Pfeife war jetzt ausgebrannt, und Castor drehte sie nachdenklich in den Händen. Was diese Frau sagte, war nur allzu wahr, außer...

»Außer, daß ihr noch immer hier seid«, sagte er endlich.

Der Mond ging unter und folgte damit der Sonne, als sie auf einen Parkplatz über dem Wasser des Golfs von Mexiko einbogen. Castor wartete, während die Polizeibeamtin im Kofferraum des Fahrzeuges herumkramte. Dabei schaute er sich um. In dieser kleinen Kolonie standen vier oder fünf Häuser, die meisten unbeleuchtet. Sie standen auf einer Klippe, und das war seltsam. Hier gab es keine Klippen. Alles Land im Umkreis von zwölf Kilometern oder mehr war aus dem Schlamm vom ursprünglichen Bett des Mississippi entstanden, und Schlamm türmt sich nicht zu Hügeln auf. Für diese Feststellung brauchte Castor nur Sekunden, und noch etwas anderes stellte er fest: Polizeinspektorin Tsoong Delilahs Haus war auf den Trümmern einer ehemaligen Stadt errichtet worden. Und an dem Petroleumgeruch, der in der Luft hing, erkannte er schließlich noch ein drittes: Ganz gleich, was Tsoong Delilah im Scherz versprochen hatte, Sporttauchen zu zweit würde es diesmal für sie nicht geben. Offensichtlich war aus den aufgegebenen alten Quellen hundert Kilometer weit draußen im Golf Öl ausgetreten, und Schwimmen würde hier alles andere als ein Vergnügen sein.

Aber es war schön hier. Der Silberglanz des Mondes konnte das Licht der Sterne nicht überstrahlen. »Dort ist Jupiter«, sagte er plötzlich. »Und dort stehen Wega und Atair – ein wunderbarer Platz für ein Teleskop!« Tsoong Delilah sah ihn neugierig an, aber sie sagte nur: »Hier, nehmen Sie unser Essen, während ich meine Handtasche hole. Der Pfad dort drüben führt zum Haus.«

Wenn Castor das Durchgangshotel schon für luxuriös gehalten hatte, so war Tsoong Delilahs Zufluchtsort auf dem Lande geradezu ein Erlebnis. Eine eigene Küche! Ein Kamin! Ein Schlafzimmer, in dem weder ein Arbeitstisch noch ein Eßtisch standen und das nur Gegenstände enthielt, die zu einem Bett gehörten – und das Bett war groß genug für sechs!

Sie hatte sogar eine Hausbar, und als erstes mixte sie ihm einen Drink. Sie nahm ihr Getränk mit in die Küche, und er durfte sich in einen bequemen Sessel setzen und auf den Golf hinausschauen, während sie das Essen in den Herd stellte. Dann

verschwand sie im Schlafzimmer und kam in einem schwarzen Seidenpyjama und mit bloßen Füßen wieder zum Vorschein. Nicht zum ersten Mal fragte sich Castor, wie alt Polizeiinspektörin Tsoong Delilah eigentlich war. Als sie ihn in Polizeiuniform auf dem Reisfeld verhörte, hatte sie wie eine Frau in den mittleren Jahren gewirkt, vielleicht sogar *alt*, vierzig oder noch älter. Beim Essen am Nachmittag hatte sie wie eine Frau von vielleicht Ende Zwanzig ausgesehen. Jetzt, auf dem Teppich vor dem Kamin zusammengerollt, schien sie nicht älter als Castor zu sein. (Bei der milden Luft war das Feuer im Kamin reine Brennstoffverschwendung, aber es schuf eine angenehm entspannte Atmosphäre.) Auf keinen Fall wirkte sie so alt wie seine zwanzigjährige Frau Maria, die schon immer dazu geneigt hatte, älter auszusehen als ihre Jahre... Maria! Es war das erste Mal, daß Castor heute an sie gedacht hatte.

»Was ist los, Gelehrter?« wollte die Polizeibeamtin wissen. »Ist gerade jemand über Ihr Grab gelaufen?«

Ohne zu antworten, schüttelte er den Kopf. Er mochte in diesem Augenblick nicht an Maria denken und schon gar nicht mit dieser Frau über sie reden. Er zog es vor, darüber nachzudenken, warum Tsoong Delilah ihn hierher gebracht hatte. Wollte sie seinen Körper? O ja, wahrscheinlich, und das könnte sich als recht interessant erweisen. Aber er wurde das Gefühl nicht los, daß es um etwas anderes ging. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was eine Inspektörin der Renmin-Polizei von einem Bauern wollen konnte. An diesem Ort, mit dieser angenehm duftenden Frau ganz in der Nähe, und mit dem Blut voll Cannabis und Alkohol, fiel ihm dazu nichts ein. Er sagte nichts; und die Frau deutete sein Schweigen falsch.

»Ich glaube«, sagte sie, »Sie grübeln über das nach, was ich Ihnen im Auto sagte. Nun, auch ich habe nachgedacht. Wissen Sie, wie es in früheren Zeiten in China aussah? Wir wurden von einem Eindringling nach dem anderen erobert, immer wieder, über Tausende von Jahren. Als die Nomaden aus dem Westen uns nicht mehr bedrohten, kamen die Amerikaner und die Engländer und dann die Japaner. Auch sie blieben zu lange,

Gelehrter, aber in unseren Parks stehen wenigstens keine Schilder mit der Aufschrift »Für Hunde und Yankees verboten!« Sie stand auf. »Ich glaube, unser Essen ist fast fertig; wenn Sie mir bitte helfen, den Tisch zu decken?«

Außer während eines gelegentlichen Stromausfalls hatte Castor noch nie bei Kerzenlicht gegessen. Die Mahlzeit war köstlich – es war eine Mischung aus amerikanischer Küche und der chinesischen Küche von Han, und sie bestand aus einem Ragout aus Schweinefleisch und Bohnen und aus einem Salat. Dazu gab es Wein. Sie saßen da und schauten auf den dunklen Golf hinaus, und da das Licht im Raum gedämpft war, sah Castor ein schwaches Flackern am Horizont. Er wußte, was es war. Ausgetretenes Öl hatte man gewöhnlich nach einem oder zwei Tagen unter Kontrolle, aber die natürlichen Gasquellen brachen an vielen Stellen auf, und wenn über einen längeren Zeitraum ständig Gas vom Meeresboden heraufströmte, geriet es früher oder später irgendwie in Brand und die See stand dann wochenlang in Flammen. Auch die Möwen dinierten bei Kerzenlicht; sie jagten sogar bei Nacht, weil so viele von den Kohlenwasserstoffen betäubte oder erstickte Fische hilflos an der Oberfläche trieben. Castor sah die Silhouetten der Vögel gegen den fernen Schein, wenn sie herabstießen und wieder hochschossen. »Machen Sie uns auch dafür verantwortlich?« fragte die Polizeibeamtin, und Castor schüttelte den Kopf.

»Ich mache Sie für gar nichts verantwortlich«, sagte er. Das stimmte. Es stimmte fast. Jeder wußte, daß ein paar H-Bomben die amerikanischen Ölförderungsanlagen zerstört hatten; ihre Explosion hatte die Rohrleitungen wie mit einer Dampfhamme zerrissen und die Fördertürme zum Einsturz gebracht. Die Han-Chinesen hatten unverzüglich die schlimmsten Stellen versiegelt und arbeiteten immer noch an zahllosen anderen, eine hoffnungslose Aufgabe. Er machte sie vielleicht für einige andere Dinge verantwortlich, zum Beispiel für die Tatsache, daß seine Frau ihn verlassen hatte.

Tsoong Delilah verfolgte das Thema nicht weiter. Sie tippte mit einem langen Fingernagel an ihr Weinglas, für Castor eine Aufforderung nachzuschicken, und fing an, ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Die Geschichte war recht interessant. Sie war in San Francisco geboren worden und in einem gemischtrassigen Stadtteil unter Han-Chinesen und Yankees aufgewachsen, von denen die meisten wohlhabenden Schichten angehörten. Ihr Vater, ein auf Handelsangelegenheiten spezialisierter Wirtschaftsfachmann, hatte sie in Guangzhou zur Schule geschickt, nach deren Beendigung sie ihren Militärdienst als Militärpolizistin in Afrika und an so romantischen Orten wie London, Marseille und Zürich ableistete, wo sie für Han-chinesische Botschaften in Regionen arbeitete, die praktisch indische Protektorate waren. Dann ging sie an das College zurück, diesmal in Peking. »Es gefiel mir bei der Militärpolizei«, sagte sie, als sie gemeinsam das Geschirr abräumten. »Deshalb habe ich als Hauptfächer Kriminologie und Polizeirecht studiert – und jetzt bin ich hier.«

Castor trat zurück um zu beobachten, wie sie das Geschirr in den automatischen Geschirrspüler stellte – ein weiteres Wunder! »Sie haben nie geheiratet?« fragte er.

Sie sah ihn spöttisch an. »Wer sagt denn, daß ich nie geheiratet habe? Glauben Sie, daß Sie der einzige sind, der geschieden wurde, Gelehrter? Ich heiratete meinen Professor, und als er in den Ruhestand ging, beschloß er, den Rest seines Lebens zu Hause zu verbringen. Also ließen wir uns scheiden.« Sie stellte den Geschirrspüler an und ging ihm voran ins Wohnzimmer zurück. »Und jetzt nehmen wir noch einen Drink, und Sie erzählen mir Ihre Geschichte. Sie sind ein interessanter junger Mann, ein Autodidakt. Sie haben Physik studiert, drei Jahre. Physikalische Chemie und Mathematik, auch drei Jahre, einschließlich Infinitesimalrechnung. Sie hatten sogar einen Matrix-Einführungskursus belegt, den Sie aber nicht abgeschlossen haben. Ganz zu schweigen von Astronomie, Navigation, Astrogation, Einführung in die Raummedizin, Planetologie und Orbitalballistik.« Während sie sprach, ließ sie ihn an einem Ende einer bequemen Couch Platz nehmen und gab ihm ein neues Getränk. Als er das Glas entgegennahm sagte er:

»Bei Ihren Ermittlungen ist Ihnen einiges entgangen: chinesische und englische Literatur, Geschichte...«

»Ich habe alle für ein Examen erforderlichen Pflichtfächer ausgelassen, aber zu einem Examen haben Sie sich nie gemeldet. Warum nicht?«

»Ich habe mich nur um Wissen bemüht«, sagte er mürrisch.

»Sie bemühten sich um eine besondere Art von Wissen«, korrigierte sie ihn, »Raumfahrt. Alle Ihre Fächer standen in einem Zusammenhang mit der Raumfahrt. Stimmt das etwa nicht, Gelehrter? Sie wünschen sich wohl die alten Zeiten zurück, als ihr und die Russen die Raumfahrt beherrschte? Und alles andere auch.«

»Die Raumfahrt ist allerdings mein Ziel«, murmelte er, denn der Wein und das Rauschmittel hatten ihm die Zunge gelöst. »Mein Ur-Ur-Urgroßvater...«

»Ja? Was war mit Ihrem ehrenwerten Vorfahren?«

»Er *war* ehrenwert, verdammt noch mal! Er war Astronaut!«

»Astronaut«, sagte sie, aber erstaunlicherweise war ihr Ton diesmal nicht spöttisch.

»Genau. Meine Großmutter hat es mir erzählt. Nun, ich glaube, er wurde getötet. Wahrscheinlich im Krieg. Aber er hat am Raumfahrtprogramm teilgenommen, das steht fest.«

Sie nickte bedächtig. »Es ist keine Schande, seinen Vorfahren in ihren mutigen Taten nachzueifern«, sagte sie, und ihre Stimme klang fast freundlich, aber er zuckte nur die Achseln. »Und das ist also Ihr Ziel, Gelehrter?«

»Welche Chancen habe ich denn?« fragte er.

Sie dachte darüber nach. »Nur sehr geringe, wie ich zugeben muß. Ihr Leute aus dem Westen seid der Welt mit euren Kriegen teuer zu stehen gekommen. Es ist wenig für ein Raumfahrtprogramm übriggeblieben.«

»Immerhin etwas, aber nehmen sie Yankees?« fragte er bitter.

»Vielleicht nicht«, räumte sie ein, aber es hörte sich an, als hätte sie das Interesse an dieser Unterhaltung verloren. Sie schaute eine Minute lang ins Kaminfeuer. Dann wandte sie sich ihm zu, und dabei versuchte sie, ihre sexuelle Ausstrahlung zu unterdrücken und die Arroganz der Polizei nicht zur Schau zu stellen. »Ich war beim Essen Ihnen gegenüber nicht ehrlich, Castor«, sagte sie. »Sie können tatsächlich etwas für mich tun, und es hat nichts mit dem Viehkollektiv vorn Perlenfluß zu tun.« Es war das erste Mal, daß sie ihn mit seinem Namen anredete.

Castor richtete sich auf. Er war etwas benebelt, aber wenn es um etwas ging, wurde er hellwach. »Was könnte ich für Sie tun, das Sie nicht selbst tun könnten?«

»Ich meine nicht, was Sie tun können, sondern was Sie wissen.« Sie ließ nachdenklich die Eiskwürfel in ihrem Glas kreisen. »Ich stehe vor einem Rätsel. Es ist kein Fall für die Polizei, denn dann würde ich ihn lösen können. Es hat auch nichts mit hochgestellten Parteimitgliedern oder unserer Politik gegenüber Indien zu tun, denn auch damit kenne ich mich aus. Es geht darum, daß gewisse Informationen geheimgehalten werden, und ich weiß nicht warum.«

»Was kann ich also tun?«

»Sie können mir mit einem Teil Ihrer Gelehrsamkeit zur Verfügung stehen, Gelehrter.« Sie griff über den Tisch am Ende der Couch und hob eine Ecke an, unter der eine Tastatur zum Vorschein kam. Die aufgerichtete Tischplatte verwandelte sich in einen Bildschirm. »Sehen Sie sich zum Beispiel«, sagte sie und gab einige Befehle ein, »dies an.« Eine Zahlentabelle schrieb sich so schnell auf den Schirm, daß das Auge nicht folgen konnte:

AUSGEWÄHLTE ANOMALIEN IM ENERGIEVERBRAUCH

Bermuda	Höchstverbrauch 0335-0349Q	Reserve 0350-0450Q
Arecibo	Höchstverbrauch 0500-0514Q	Reserve 0515-0615Q
Gulfport	Höchstverbrauch 0605-0619Q	Reserve 0620-0720Q
Goldstone	Höchstverbrauch 0720-0734Q	Reserve 0735-0830Q
Mauna Kea	Höchstverbrauch 0940-0954Q	Reserve 0955-1055Q

»Die Werte stammen aus einem Energiekollektiv«, sagte sie, »und die Tabelle weist für jeweils etwa fünfzehn Minuten einen außergewöhnlich hohen Energieverbrauch aus und anschließend einen Zeitraum von einer Stunde, in dem über ein weites Gebiet sämtliche größeren elektrischen Anlagen ausgeschaltet sind. Es handelt sich nur um ganz bestimmte Gebiete, und dies sind nur die Angaben von gestern, aber so war es schon die ganze Woche. Was sagt Ihnen das, Gelehrter?«

»Nun«, sagte er rasch, »an den genannten Orten befinden sich Observatorien mit Radioteleskopen. Die Zeiten sind Q-Zeiten – Standard-Weltzeit auf der Basis des Meridians von Peking...«

»Gelehrter!« sagte sie warnend.

Er grinste, und zum ersten Mal seit sie sich kannten, empfand er so etwas wie Zuversicht. »Ich weiß nicht, wieviel Sie davon verstehen«, erklärte er. »Die Zeiten entsprechen etwa der Rotationsgeschwindigkeit der Erde. Vermutlich beobachten alle diese Observatorien denselben Punkt im All.«

»Ausgezeichnet, Gelehrter.«

»Ich war darauf vorbereitet, Inspektorin«, gab er zu. »Jede Nacht hatten wir in meinem Dorf diese Stromausfälle. Erst jetzt kenne ich die Ursache. Ich nehme an, daß dasselbe sich in sämtlichen Observatorien der Welt abspielt.«

»Höchstwahrscheinlich«, stimmte sie zu, »aber die Unterlagen der Energiekollektive außerhalb Nordamerikas sind für mich nicht so leicht zugänglich. Was können Sie mir sonst noch sagen, Gelehrter?«

Das Thema hatte sein Interesse geweckt. »Verdammt!« rief er. »Offenbar beobachten sie etwas mit ihren Radargeräten – der hohe Energieverbrauch und dann die Wartezeit, bis das Signal zurückkommt. Da sie soviel Energie verbrauchen, muß das Objekt sehr klein sein. Auch sehr weit entfernt – aber nicht weiter als, Moment mal, als etwa fünf Angstrom.« Er sah, wie sie die Stirn runzelte und erklärte rasch: »Das ist wegen der Zeit für den Hin- und Rückweg des Signals bei Lichtgeschwindigkeit.

Sagen wir mal sieben- oder achthundert Millionen Kilometer. Das wäre weit außerhalb des Asteroidengürtels, fast auf der Umlaufbahn des Jupiter.« Bitter fügte er dann hinzu: »Wenn wir Sonden im Raum hätten, brauchten wir auf der Erdoberfläche keine Observatorien, um diese Objekte zu erkennen.«

Tsoong Delilah blickte finster vor sich hin, aber sie wirkte nicht verärgert, sondern konzentriert. »Wenn die Volksrepubliken keine Energie auf Raumfahrt verschwenden können, ist es nicht ihre Schuld«, gab sie ihm zu bedenken. »Was sonst noch?«

Er versuchte, die Überlegenheit, die ihm diese Rollenumkehrung gab, aus seiner Stimme herauszuhalten, als er weiter sprach. »Wenn ich Ihren Schirm benutzen dürfte, könnte ich Ihnen wahrscheinlich das Objekt zeigen.«

Wieder warf sie ihm einen spöttischen Blick zu, aber sie machte ihm Platz, um ein paar Minuten später ihre bleistiftdünnen Brauen zu heben, als er errötend vom Schirm aufschaute. »Nun, Gelehrter? Kein Bild?«

»Es liegt an Ihrem System«, sagte er abwehrend. »Ich habe keinen Zugang zum SKY WATCH- oder zum IAF-Netz, nicht einmal zu den Unterlagen über laufende Projekte für das Bamaskop. Wahrscheinlich könnte ich über das Zentrum für vorübergehende Phänomene in Mukden etwas erreichen, wenn Sie eine Überseeverbindung bezahlen wollen...«

»Nein. Nicht Mukden!« sagte sie scharf.

Er zuckte die Achseln. Dann versuchte er, ihr die Situation zu erklären, ohne sie noch mehr zu verärgern: »Ihr System scheint nur geringe wissenschaftliche Kapazität zu haben.«

»Was ist dagegen einzuwenden? Ich bin Polizeiinspektorin und kein Professor. Ich habe über das Polizeinetz Zugang zu allem, was ich brauche – aber das«, fügte sie rasch hinzu, um ihm zuvorzukommen, »dürfte in diesem Fall kaum ausreichen. Dieser Fall ist heikel. Ich weiß nicht, warum daraus so ein Geheimnis gemacht wird, aber dafür muß es einen Grund geben.« Nachdenklich schaute sie eine Weile ins Feuer. Dann ließ sie mit

einem schnellen Griff den Bildschirm verschwinden. »Es ist ganz gut«, sagte sie, »daß ich Ihnen nichts gesagt habe, was nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist; so kann es wenigstens keine Kritik geben.«

Sie stand auf und ging zur Bar hinüber. »Noch einen Drink, Gelehrter?« fragte sie, aber sie wartete seine Antwort nicht ab. Als sie ihm sein neues Getränk brachte, hatte sich ihr Aussehen seltsam verändert; sie war jetzt weder die Polizeiinspektorin noch die nachdenkliche Bürgerin, und sie sah wieder viel jünger aus.

Castor stieg wieder die Hitze ins Gesicht. Jetzt war er nicht mehr der Astronomiedozent vor einem Ein-Personen-Seminar, er war wieder der Yankee vom Reisfeld in der Wohnung einer verführerischen und welterfahrenen Frau. »Aber sind Sie denn nicht neugierig?« fragte er sie.

Sie ließ sich neben ihm auf die Couch sinken. »Wenn ich morgen neugierig bin«, sagte sie, »werde ich einen meiner Sergeanten veranlassen, sich über das Polizeinetz mit dem IAF-Netz oder SKYWATCH oder dem Zentrum für vorübergehende Phänomene in Mukden in Verbindung zu setzen.« Sie hatte ihre Lektion gut gelernt. »Aber vielleicht werde ich einen oder zwei Tage darüber nachdenken«, fuhr sie fort. »Jedenfalls gibt es noch andere Dinge, die mich neugierig machen, Castor. Wie kamen Sie dazu, diese Frau zu schwängern?«

Er hätte sich fast an seinem Getränk verschluckt. »Sie meinen meine Frau.«

»Natürlich meine ich Ihre Frau.« Sie zuckte die Achseln. »Hat sie mit zwölf Jahren denn kein Implantat bekommen?«

»Implantate sind nicht zwingend vorgeschrieben, Inspektorin«, sagte er, und diesmal verzichtete sie sogar auf ein Achselzucken. Ein wenig verlegen fuhr er fort: »Es ist schwer zu erklären, denn es geht um religiöse Dinge.«

»Aha! Die Religion! Natürlich. Aber ich hätte nicht gedacht, daß alle Yankees religiös sind.«

»Nun, ich selbst bin auch nicht sehr religiös, aber meine Frau. Es hat etwas damit zu tun, äh, daß es etwas Heiliges ist, das Leben weiterzugeben. Das heißt, bevor man Verkehr hat, muß man eine Pause machen – das ist, wenn sie das Ding reintut – so daß sie nachdenken kann, bevor sie sich dafür entscheidet, kein Kind zu bekommen. Aber sie hat gesagt, daß sie sich wirklich ein Kind wünscht.«

Delilah nippte an ihrem Getränk und sah ihn über den Rand des Glases an, während Castor versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen. Würde sie ihm sagen, wie seltsam ihr diese barbarischen Praktiken vorkamen? Würde sie ihn an die Notwendigkeit einer strikten Geburtenkontrolle erinnern, solange das Land noch nicht so viele Menschen aufnehmen konnte? Sie tat weder das eine noch das andere. Sie beugte sich plötzlich vor, und ihre Lippen strichen über seine Wange. »Wir machen es so«, sagte sie und löste die Kordel, die ihren Pyjama zusammenhielt, »daß wir uns kurz vor der Pubertät ein Implantat einsetzen lassen. Wenn wir dann Kinder haben wollen, lassen wir es entfernen. Es sitzt dort, wo die Hinterbacken in die Schenkel übergehen, so daß man es kaum sieht. Ich werde es Ihnen zeigen, Castor, und Sie können mir zeigen, ob Sie es auch schaffen, ohne vorher eine Pause zu machen, in der Sie darüber nachdenken, wie heilig es ist, Leben weiterzugeben.«

Bei Tagesanbruch weckte sie ihn, indem sie ihn sanft streichelte, und sie legten noch eine Schicht ein – die vierte vielleicht oder vielleicht die fünfte oder sechste. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, und was in Tsoong Delilahs duftigem, weichem Bett geschah, war Lichtjahre entfernt von einer hastigen Rangelei am Rande des Reisfeldes und auch von dem, was er im Ehebett erlebt hatte. Sie war eine wunderbare Liebhaberin, sie versagte ihm nichts und wollte nur (so schien es), daß er Vergnügen daran hatte, um so ihre eigene Lust zu steigern.

Aber nichts, was in dieser Nacht geschah, ließ Castor vermuten, daß er für Tsoong Delilah mehr war als eine flüchtige Episode, und er war fest davon überzeugt, daß er nur einer von

vielen war. Dennoch, als er vom Duschen zurückkam, hatte sie für ihn das Frühstück bereitet. Und als sie selbst mit ihrer Morgentoilette fertig war und ihre Uniform angezogen hatte, setzte sie sich zu ihm an den Tisch, und sie tranken gemeinsam Tee, während er seinen Reis mit Krabben aß. »Nun, Gelehrter«, sagte sie und zog an ihrer Pfeife – diesmal war es Tabak –, »es war für Sie wohl ganz interessant, aber jetzt müssen wir uns trennen. Vielleicht sehen wir uns wieder.«

»Hoffentlich«, sagte er und war selbst erstaunt, daß er soviel für diese Frau empfand. Ein wenig verlegen fügte er rasch hinzu: »Fahre ich jetzt ins Dorf zurück?«

»Wenn Sie wollen«, sagte sie freundlich, »aber vielleicht würden Sie gern noch einen oder zwei Tage in der Stadt bleiben. Ihr Zimmer im Durchgangshotel bleibt für Sie reserviert, und das Gericht trägt die Kosten.«

»Das gefällt mir sehr gut!«

»Das kann ich verstehen. Aber übertreiben Sie es nicht, Castor. Es gibt eine Grenze – was ist denn?« Verärgert zog sie die Stirn in Falten, als von ihrem Bildschirm ein Pfeifsignal ertönte. Rasch betätigte sie zwei Tasten, der Satellitenschirm über dem Frühstückstisch leuchtete auf, und ein Gesicht schaute sie an.

Es war Fung Bohsien, berühmter Wissenschaftler und prominenter Parteimitglied zugleich, und es war sofort klar, warum er Vielgesicht genannt wurde. Sein Gesicht zuckte krampfhaft, als könnte er sich nicht entscheiden, welchen Ausdruck es annehmen sollte. Noch weniger schien er zu wissen, was er sagen wollte. Die Worte gerieten ihm durcheinander, er unterbrach sich ständig selbst, und alles, was er sagte, klang verworren:

»Ich suche – *nein, das stimmt nicht* – BITTE! – Republik Bama – halt den Mund – Bürger Pettyman Castor – *ach, er ist nicht da* – BITTE! LASS IHN DOCH ZU ENDE – von der Produktionsbrigade – Ich will die Oper sehen...«

»Er ist hier«, unterbrach Tsoong Delilah ihn, und zum ersten Mal erkannte Castor bei ihr so etwas wie Bestürzung. Wild winkte sie Castor zu sich heran, damit er ihren Platz vor dem Schirm einnahm. Der alte Mann sah ihn an, sein Gesicht zuckte, und er murmelte wie im Selbstgespräch.

»Ah«, sagte er. »Kommen Sie – *nein!* – in mein Büro um – nicht heute! – heute mittag, weil –« Seine Stimme sank zu einem unhörbaren Flüstern herab, während der Ausdruck in seinem alten Gesicht sich ständig veränderte. Rasch und triumphierend kam er dann zum Schluß: »Mein vierter Teil will mit Ihnen sprechen!«

Und er blendete sich aus.

Das Universitätsgelände erstreckte sich über ein Dutzend Hektar oder mehr. Wenn Tsoong Delilah, die während der ganzen Fahrt kein Wort gesagt hatte, ihn nicht am richtigen Gebäude abgesetzt hätte, hätte Castor sich hoffnungslos verirrt. Und auch jetzt noch mußte er sich zweimal nach dem Weg erkundigen, bevor er den Flügel fand, in dem das Zentrum für Neuroanatomie und Gehirnstudien untergebracht war.

Die Türen der einzelnen Büros hatten alle Namensschilder: CHEN Litsun oder HONG Wuzhen oder, seltener, auch einmal einen amerikanischen Namen wie BRADLEY Jonathan, aber Castor erkannte sofort den Namen, den er suchte. Es mußte der richtige sein, denn das Namensschild war dreimal so groß wie die anderen, und auf dem Schild stand:

FUNG – HSANG DIEN – POTTER – SU – ANGO-RAK – SHUM – TSAI – CORELLI – HONG – GWAI Bohsien – Futsui – Kaichung – Alicia – Wonmu – Aglat – Hengdzhou – Mingwo – Anastasio – Ludzhen – Hunmong. Offensichtlich hatte Vielgesicht wenigstens einen gewissen Sinn für Humor.

Als Castor hineinging, stellte er fest, daß Vielgesichts Sekretärin gleichzeitig gekommen war. Sie war eine ältere Han-Frau, weit über das Alter hinaus, in dem die meisten Chinesen zum Sterben nach Hause reisen. Aber sie lächelte fröhlich und sah ihn verschmitzt an, als Castor erklärte, daß er mit Professor Fung verabredet sei. »Wirklich?« fragte sie. »Davon hat man mir nichts gesagt, aber das überrascht mich nicht. Warten Sie einen Augenblick, ich werde nachschauen, wo er ist.« Sie drückte einige Tasten ihres Tischschirms, schaute einen Augenblick hin und schüttelte den Kopf. »Er ist nicht auf dem Campus. Ich werde es bei ihm zu Hause versuchen, um festzustellen, ob er schon unterwegs ist.«

»Ich möchte ihn nicht gern zu Hause stören«, meinte Castor. Die Sekretärin lachte. Es war ein freundliches Lachen, und Castor wußte, worüber sie lachte; sie lachte bei dem Gedanken, Professor Fung Bohsien könnte noch ›gestörter‹ werden, als er

ohnehin schon war. Ein wenig mutiger geworden, beugte sich Castor vor, um die Tastatur zu betrachten, während sie auf Kommunikation schaltete. Er war begeistert. Was für eine Tastatur! Dieses Gerät stellte den schwachen kleinen Apparat der Inspektorin weit in den Schatten, von den primitiven Lernschirmen im Kollektiv Himmlisches Getreide ganz zu schweigen. Es gab fest eingebaute mit einem Tastendruck auszulösende Funktionen für Aufgaben, zu deren Bewältigung es zu Hause umfangreicher und komplizierter Programmierung bedurft hätte. Wenn man sie überhaupt hätte bewältigen können. Er hatte im Dorf auf den Schirmen ähnlich komplizierte Geräte gesehen und hatte sie sich brennend gewünscht. Hier stand eins!

Er hörte die Pfeiftöne, die anzeigten, daß es am anderen Ende der Leitung klingelte. Es dauerte ungewöhnlich lange. Die Sekretärin bemerkte sein Erstaunen und sagte freundlich: »Er ist wahrscheinlich da. Wenn kein Personal im Haus ist, brauchen sie immer lange, einen Anruf zu beantworten, und sie hatten schon immer Schwierigkeiten, ihr Personal zu halten.« Sie ließ es mindestens fünfzigmal klingeln. Castor hätte längst aufgegeben, als sie sich plötzlich vorbeugte und in die Muschel sprach: »Professor Fung, Pettyman Castor ist hier, um seine Verabredung mit Ihnen einzuhalten.«

Der Ton vom Schirm war nicht direkt auf Castor gerichtet, aber er hörte doch etwas; es kam ihm vor, als plapperten mehrere Stimmen gleichzeitig. Die Sekretärin schien das nicht zu beunruhigen. Sie schaute zu Castor auf. »Er will selbst mit Ihnen sprechen. Ich schalte um auf den Wandschirm.« Castor drehte sich zum Schirm um, und Vielgesicht schaute zu ihm herab. Sein altes Gesicht zuckte und verzerrte sich und spuckte Worte aus:

»Willkommen, Pettyman – *verdammt, wenn er* – Castor – WER IST DAS? – Es tut mir leid, daß ich zu spät komme – *es tut mir nicht leid!* – aber – oh, er ist es! – Ich werde um drei Uhr dort sein – NEIN! – *aber ich wollte es* – BITTE! – bitte warten Sie, Castor –« Er sagte noch mehr, aber es wurde immer schlimmer. Castor verstand kaum etwas. Besonders schrecklich war der

Gesichtsausdruck des alten Mannes, dessen Gesicht ohnehin nicht sonderlich gut aussah. Der riesige Football-Helm war verschwunden, aber an seiner Stelle trug er einen ebenso großen Turban aus weißen Handtüchern. Als die Sekretärin den Schirm abschaltete, sah Castor sie bestürzt an.

»Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt, daß Sie um drei Uhr wiederkommen sollen«, sagte sie mitfühlend. »Vielleicht ist er dann hier. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall rate ich Ihnen, eine Kleinigkeit zu essen, während Sie warten. Es könnte lange dauern.«

Obwohl die Sekretärin ihm den Weg beschrieben hatte, brauchte Castor eine halbe Stunde, den Speisesaal zu finden, in dem die Studenten zu Mittag aßen. Er ging ein paarmal in die falsche Richtung und verlief sich dann noch zweimal. Hungrig schlenderte er durch das Gebäude der Abteilung für Astronomie und Astrophysik und, um den Weg abzukürzen, ging er durch das Foyer des Instituts für ausländische Geschichte, wo in Vitrinen Uniformen aus dem amerikanischen Revolutionskrieg ausgestellt waren. Nur der Hunger veranlaßte ihn dazu, endlich wieder nach dem Weg zu fragen. Aber sein Magen zog sich nicht nur vor Hunger zusammen. Neid kam hinzu, blanker Neid und ein Gefühl tiefen Bedauerns. Wenn die Dinge nur ein wenig anders gelaufen wären, hätte auch er an dieser Universität studieren können! Er hätte schon lange sein Examen gemacht haben können – er hätte seine Ausbildung fortsetzen und vielleicht sogar den Doktorgrad erlangen können, ja, er wäre vielleicht sogar Professor geworden, um künftige Generationen von Studenten auszubilden, wie er sie hier auf den Gängen und in den Institutsräumen sah. Er schob sein Tablett auf der Warmhalteplatte weiter und stand dabei zwischen einer Gruppe kichernder Han-Mädchen und einem Schwarm Yankee-Mädchen; die einen unterhielten sich in der Hochsprache, die anderen in Englisch. Er konnte es kaum glauben, daß er hier sein durfte. Als er einen Tisch gefunden hatte, an dem er seine Klöße essen konnte (ihm gegenüber saßen zwei indische Austauschstudenten mit Turbanen!), schmeckte jeder Bissen nach dem, was hätte

sein können. Wenn seine Noten in der Dorfschule ein wenig besser gewesen wären – Wenn sein Lehrer sich ein wenig energischer für ihn eingesetzt oder bessere Beziehungen gehabt hätte – Wenn er als Han-Chinese und nicht als Bama-Yankee geboren wäre – Wenn die Russen und die Amerikaner sich nicht vor einem Jahrhundert gegenseitig vernichtet und die Welt den Millionenmassen Chinas und Indiens überlassen hätten.

Wenn die Welt eine andere Welt gewesen wäre, könnte er sich hier mit vollem Recht aufhalten, nicht wegen der Laune eines seltsamen alten Mannes oder weil er zufällig einen abgeschnittenen Kopf gefunden hatte. Dann wäre selbst Maria von ihrem gelehrten Mann beeindruckt gewesen!

Dabei fiel ihm ein, daß dies seit achtundvierzig Stunden erst das zweite Mal war, daß er an Maria dachte.

Immerhin war es schon fast ein Wunder, daß er überhaupt hier war. Als er mit dem Essen fertig war, beobachtete er die anderen, um zu sehen, was sie mit ihren Tablettts machten und wohin sie anschließend gingen. Er folgte einer beliebigen Gruppe von Studenten und schlenderte durch das Gebäude, die Snack-Bar, die Bildschirmräume, die Kneipe, die Materialräume, die Hörsäle. Es war herrlich! Was für ein Gefühl mußte es sein, ein Anrecht darauf zu haben, sich jederzeit dieser Einrichtungen zu bedienen...

Und wer soll mich eigentlich daran hindern? dachte er plötzlich.

Zur Orientierung schaute er sich kurz um und ging dann direkt in den nächsten Bildschirmraum.

Die Geräte für die Studenten waren fast so imponierend wie das der Sekretärin, und Castor war glücklich, an einem dieser Geräte arbeiten zu können. Als er es auf Kommunikation geschaltet hatte, rief er zuerst Professor Vielgesichts Sekretärin an, um sich zu vergewissern, ob der seltsame alte Mann vielleicht doch früher gekommen war. Das war nicht der Fall. Beruhigt schaltete Castor auf Datenabruf und wählte *Register* –

Universität. Er fand die Eintragung über Fung Bohsien ohne Schwierigkeiten. Das Laufwerk lieferte fünfzig Buchstaben in der Sekunde, und nach kurzer Zeit hatte Castor Vielgesichts Daten auf dem Schirm:

Fung Bohsien, geboren 2019 Provinz Sinjiang. BSc Sinjiang 2037. MSc Peking 2039. MD Präfektur Tokio 2042. PhD Stanford 2046. Mitglied Academia Sinica...

Schnelldurchlauf. Castor ließ Dutzende von Zeilen durchlaufen, die seine Auszeichnungen und seinen beruflichen Werdegang aufführten – dann, mit wachsendem Erstaunen, eine noch viel längere Liste seiner wichtigsten Veröffentlichungen. Es war eine ganz normale akademische Karriere, wenn auch eine ungewöhnlich brillante. Castor fand nichts, was erklärt hätte, warum der Mann so komisch sprach und warum er solche seltsamen Spitznamen hatte. Das einzige Ungewöhnliche an den biographischen Angaben war ein Postskriptum, in dem es hieß »Siehe auch Hsang Futsui, Dien Kaichung, Potter Alicia, Su Wonmu, Angorak Aglat, Shum Hengdzhou, Tsai Mingwo, Corelli Anastasio, Hong Ludzhen und Gwai Hunmong.«

Frustriert starrte Castor auf den Schirm. Verbissen ließ er alles zurücklaufen und fing noch einmal von vorn an. Diesmal las er jedes Wort. Und in der Liste der Veröffentlichungen für das Jahr 2057 fand er etwas.

Der Titel hieß »Persönlichkeitsretention nach Transplantation von Hirngewebe«, und als Autoren waren Fung, Shan, Tzuling, Gwui und Gwui angegeben.

Glücklicherweise war die zitierte Schrift im Bibliotheksspeicher der Universität. Hier lag die Antwort. Sie war nicht leicht zu finden, denn bei seinen autodidaktischen Bemühungen hatte sich Castor wenig um Anatomie gekümmert. Er mußte sich durch ein Dickicht von Fornices und Corpora Callosa und durch ein Gestrüpp von Epiphysen und Hypophysen hindurcharbeiten, aber die Geschichte war zu lesen. Als er erst sechsunddreißig Jahre alt war, hatte sich bei Dr. Fung ein Gehirntumor gebildet, und

dieser Tumor war bösartig. Schlimmer noch, Bereiche wie die ›Basis Pedunculi‹ waren betroffen, Bereiche also, von denen aus die wichtigsten Körperfunktionen gesteuert wurden; sie zu verlieren bedeutete nicht nur den Verlust einiger Erinnerungen oder etwa den Verlust des Geruchsinns, sondern der Verlust dieser Gehirnbereiche machte ein Weiterleben unmöglich. Die einzige Hoffnung war eine Transplantation. Die Operation verlief erfolgreich, aber als der junge Dr. Fung Bohsien aus der Narkose erwachte, beantwortete er zwar die Fragen des Chirurgen deutlich und bestimmt. Wer er sei? Nun, er sei natürlich Fung Bohsien, aber im nächsten Atemzug identifizierte er sich mit der gleichen Bestimmtheit als Hsang Futsui, einen jungen Han-Studenten, der unter einem Trolleybus ums Leben gekommen war und den Hirnstamm gespendet hatte. Angewidert und fasziniert zugleich ließ Castor die goldenen Buchstaben auf dem Schirm an sich vorbeiziehen. Ihn widerte der Gedanke an, daß dieser berühmte Wissenschaftler, dieses prominente Parteimitglied nicht nur Experimente durchführte, sondern selbst zum Objekt eines Experiments geworden war. Fasziniert war er, weil er sich endlich an einem Ort befand, wo solche Wunder möglich waren. Er war angewidert und fasziniert und ganz krank vor Verlangen, hierbleiben zu dürfen.

»Nein«, sagte die Sekretärin freundlich, »Professor Fung ist nicht hier, und ich habe keine Ahnung, wo er sich aufhält. Aber er hat angerufen. Er sagt, er würde sich freuen, wenn Sie ein paar Tage in der Stadt bleiben könnten. Die nötigen Papiere werden ausgestellt.«

Castor bekam Herzklopfen vor Freude. »Im Durchgangshotel?« fragte er voll Hoffnung. Die Sekretärin schürzte die Lippen.

»Wenn Sie das wollen, ließe es sich wahrscheinlich einrichten, aber Professor Fung schlägt vor, daß Sie bei Polizeiinspektorin Tsoong wohnen. Von dort erreichen Sie auch besser die Universität. Ich verspreche Ihnen, daß die Inspektorin nichts dagegen haben wird.« Die Sekretärin grinste.

»Ich habe sie schon informiert. Bleiben Sie also in der Stadt und amüsieren Sie sich – aber zuerst sollten Sie mit dem Professor sprechen. Er kann jeden Augenblick eintreffen.«

Seit den schönsten Tagen seiner Kindheit waren Castor noch nie so viele Wünsche auf einmal erfüllt worden. »Darf ich drüben bei den Studenten warten?« fragte er mit leuchtenden Augen.

»Nein. Warum? Haben Sie denn immer noch Hunger?«

»Ich möchte gern die Bildschirme benutzen«, gestand er.

»Verstehen Sie denn etwas davon? Und wenn, warum wollen Sie einen öffentlichen Schirm benutzen, wo Ihnen der des Professors zur Verfügung steht?«

Und so fühlte sich Pettyman Castor über drei Stunden lang wie im Himmel; er saß vor der riesigen Tastatur, die dem berühmten Wissenschaftler und prominenten Parteimitglied gehörte, und hatte offenbar Zugang zu allen wissenschaftlichen Daten der Welt. Die Tastatur war natürlich kompliziert. Er studierte sie zehn Minuten lang, bevor er das Gerät auch nur einzuschalten wagte. Dann wiederholte er die Suche, die er schon im Bildschirmraum durchgeführt hatte, und er schaltete Querverweisungen ein, um spätere und vielleicht leichter lesbare Arbeiten zu finden und so zu erfahren, wer Fung Bohsien war und was er getan hatte. Der Schirm war ein wahres Wunder. Als er seine Befehle eingegeben hatte, schien das Gerät für ihn zu denken. Bis die Sekretärin mit einer Tasse Tee und der Nachricht zurückkam, daß der Professor immer noch nicht da sei, hatte er schon mehr über Fung Bohsien erfahren, als er jemals hatte wissen wollen. Fung Bohsien hatte einen Teil seines Gehirns oder fast das ganze Gehirn von zehn Leuten in seinem eigenen Schädel installieren lassen, die an Unfällen gestorben waren, deren Gehirn aber intakt geblieben war – eigentlich war es gar nicht mehr sein eigener Schädel, da ein einzelner Schädel soviel Gewebe nicht aufnehmen konnte. Knochenübertragungen und später Platten aus Edelmetall hatten die Kapazität des Schädels erweitert. Seinem Verlangen nach zusätzlichen Persönlichkeiten – jetzt mußte man wahrscheinlich sagen ›ihrem Verlangen‹ –

schienen keine Grenzen gesetzt zu sein; der Grund dafür, daß er keine weiteren Persönlichkeiten installieren ließ, lag nicht darin, daß er es nicht wollte, sondern in der Schwierigkeit, geeignetes Gewebe zu finden. Die meisten konventionellen Antigen-Faktoren waren kein Problem, denn es gab wirksame Mittel zur Unterdrückung von Immunreaktionen, aber mit dem Gehirn war es eine heikle Sache. Das Material von weniger als einer Leiche unter hundert hätte in Vielgesichts Kopf weiterleben können.

Ein wenig kühner geworden, warf Castor das Netz weiter aus. Gab es, was das Geheimnis von Ursa QY anbetraf, irgendwelche Fortschritte, seit er im vorigen Jahr seinen letzten Kursus in Astronomie abgeschlossen hatte? Nein. Das war nicht der Fall; nach wie vor gab es lediglich ein von der Norm abweichendes schwarzes Loch. Hatten die erdgestützten Teleskope neue Aufnahmen von den gewaltigen Ausbrüchen auf Callisto gemacht? Ja – sogar sehr gute, wenn man bedachte, daß die Astronomie wieder auf der Erdoberfläche stattfand und daß das Abenteuer Raumfahrt vor hundert Jahren zuende war und als erledigtes Kapitel gelten konnte... Er hätte noch lange so weitermachen können, wenn die Sekretärin nicht wiedergekommen wäre. »Der Professor ist in seinem Labor«, sagte sie. »Melden Sie sich dort bitte. Zur Tür hinaus und die Treppe hinunter, Zimmer 3C44 – keine Sorge, Sie werden es schon finden!«

Castor hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten. Das Labor kündigte sich schon durch Geräusche und Gerüche an, bevor er die geöffnete Tür erreichte. Er hörte Zwitschern und Piepsen und Quieken und Heulen, und die Gerüche von Dutzenden von Tierkäfigen drangen auf den Korridor hinaus. Die meisten Käfige waren belegt, und gut die Hälfte der Tiere in den Käfigen waren Monstren. Ein lebhafter gesunder Kapuzineraffe schnatterte, als er von seiner Stange herabsprang; im Nachbarkäfig hockte ein Affe mürrisch auf einem Haufen Lumpen. Sein riesiger Kopf wurde von einem Lederkragen gestützt, und das Tier blickte wild um sich. Das auffallendste Merkmal der meisten Tiere war ihr

großer Kopf – aber es gab auch andere, zum Beispiel eine Schlange, bei der zwei Körper an einem einzigen Schädel saßen. Wo die Körper in den Kopf übergingen, wurden sie von einem Stahlband gehalten, und die beiden Schlangenkörper wanden sich zuckend umeinander. Castor sah den Kopf eines Ferkels auf einem jungen Hund; ein Meerschweinchen, das überhaupt keinen richtigen Kopf zu haben schien, nur Nase und Maul, die direkt aus den Schultern herauszuwachsen schienen, und Augen, mit denen es Castor flehend anschaute. Er war erschüttert. Als er hinter einer Reihe von Käfigen Vielgesichts großen Football-Helm entdeckte, hörte er auf, die Tiere zu betrachten, und behielt den Wissenschaftler im Blick, als er auf diesen zuging.

In Vielgesichts Begleitung befanden sich drei oder vier normal aussehende Menschen, ein paar von ihnen Yankees, wie Castor erstaunt feststellte. Sie lauschten geduldig der internen Debatte, die jede Äußerung, die Fung Bohsien tat, unverständlich machte; sie schienen gelernt zu haben, die Minderheitsstimmen zu ignorieren und die Anweisungen und Kommentare des Chefs aus ihnen herauszudestillieren.

Castor hatte diese Fähigkeit nicht. Als sich seine Blicke mit denen Vielgesichts trafen, fuhr er zurück. Vielgesicht war nicht nur ein Freak, er war *alt*. Sein Gesicht war zerfurcht, und seine Hände hatten Altersflecken; seine Stimme (Stimmen?) zitterten. Ein leicht muffiger Geruch hing in der Luft, der selbst bei dem Gestank der Käfige zu riechen war. Es ist der Geruch des Alters, dachte Castor, und er wunderte sich. Alte Yankees waren nichts Besonderes. Alte Han-Chinesen aber waren eine Seltenheit. Warum war dieser Mann nicht wie alle anderen nach China zurückgegangen, um dort seine letzten Jahre zu verbringen? »Wer?« fragte der Wissenschaftler, und Castor leckte sich die Lippen, bevor er antwortete.

»Ich bin Pettyman Castor. Sie haben mich kommen lassen. Ich glaube, Sie haben mich bei der Verhandlung gesehen.«

Und alle Stimmen wollten gleichzeitig antworten: »Welche Verhandlung? – *Die Verhandlung, verdammt noch mal, zu der uns Alicia geschleppt hat* – Ich habe niemanden zu einer

Verhandlung geschleppt, ich wollte nur – Oh«, sagte die am wenigsten wirre von Vielgesichts Stimmen, »ich erinnere mich. Sie stammen aus dem Dorf Himmlisches Getreide – *welches Dorf?* – bitte – HALT DEN MUND – und einer von uns hat ein bestimmtes Interesse – warten Sie.« Der riesige Kopf drehte sich einen Augenblick zur Seite, während die Stimmen murmelnd miteinander sprachen. Als Vielgesicht sich Castor wieder zuwandte, klang die Stimme anders.

»Ich bin es«, sagte sie. »Potter Alicia. Kennen Sie das Dorf gut?«

»Ich habe mein ganzes Leben dort verbracht.«

»Nun, dann – warum gehen wir nicht, – HALT DEN MUND! – dann kennen Sie vielleicht ein kleines Mädchen namens Grootenbart Maria?«

»Maria? Natürlich kenne ich sie, aber sie ist kein kleines Mädchen mehr. Sie ist meine Frau.«

Wieder gab es eine interne Debatte zwischen Vielgesichts verschiedenen Persönlichkeiten; sie dauerte eine halbe Minute. Dann trat ein halb freudiger, halb flehender Ausdruck in dieses zuckende Gesicht, und die Stimme sagte:

»Nun, ich bin ihre Mutter!«

Die Stadtwohnung der Inspektorin der Renmin-Polizei Tsoong Delilah war sogar noch luxuriöser als ihre Wohnung am Strand, und sie war auch häufiger bewohnt. Sie *hatte fünf Zimmer*. Castor konnte sich nicht vorstellen, was ein einzelner Mensch mit fünf Zimmern anfangen wollte, aber das zurückhaltende Yankee-Dienstmädchen versicherte ihm, die Räume seien alle für Tsoong Delilah bestimmt – und natürlich für ihre ›Gäste‹. Heute abend war allerdings kein anderer Gast in Sicht. Auch Tsoong Delilah nicht, sie sei noch im Dienst, wie das Mädchen erklärte, aber sie werde rechtzeitig zum Dinner nach Hause kommen.

Sie kam sogar noch früher. Sie stand plötzlich hinter ihm, als Castor in ein Gästeschlafzimmer hineinschaute, das größer war als die ganze Wohnung, in der er mit Maria gelebt hatte, und das mit Wandschränken, einem Waschbecken und einem Bildschirm ausgestattet war. »Gefällt es Ihnen?« fragte sie. »Sie können es haben – jedenfalls können Sie Ihre Sachen dort lassen.« Als er sich zu ihr umdrehte, lächelte sie. Er glaubte, ein leises Bedauern in ihrem Gesicht zu erkennen, aber wenigstens war sie nicht wütend darüber, daß man ihn zu ihr geschickt hatte. Er fing an, sich zu entschuldigen, aber sie schüttelte den Kopf. »Wenn Fung Bohsien mich um etwas bittet, fühle ich mich geehrt – es ist mir sogar ein Vergnügen.« Sie sah ihn herausfordernd an. »Ich muß noch duschen und mich zum Essen umziehen«, sagte sie. »Machen Sie es sich inzwischen bequem. Aber ich sehe, daß Sie das schon getan haben.«

Das Dinner wurde zweimal durch einen schwachen Pfeifton vom Schirm unterbrochen. Jedesmal stand Tsoong Delilah auf und nahm den Anruf in einem anderen Raum entgegen. Als sie das zweite Mal zurückkam, runzelte sie die Stirn. »Sie brauchen sich wegen des alten Mannes vom Perlenfluß keine Sorgen mehr zu machen«, sagte sie. »Er hat sich in seiner Zelle das Leben genommen.«

»Oh«, sagte er erschrocken. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß ein überführter Mörder den Wunsch haben

könnte, sich selbst das Leben zu nehmen. »Das ist aber ein Jammer!«

»Ja, es ist schade, Castor«, sagte sie leise. »Er war ein guter Mann.« Er schwieg eine Weile und dachte an den alten Mann und fragte sich, was einer Polizeiinspektorin an einem Schwerverbrecher gelegen sein könnte. Aber er dachte nicht lange darüber nach. Was er heute erlebt hatte, war sehr viel interessanter – und er war gespannt auf das, was er vielleicht in Zukunft erleben würde! Tsoong Delilah ließ ihn reden, während sie in ihrem Essen herumstocherte. Dann, als das Mädchen das Geschirr in die Spülmaschine gestellt hatte und verschwunden war, setzten sie sich jeder an ein Ende einer riesigen Couch, und die Polizeibeamtin rauchte ihre kleine Pfeife und ließ ihn weiterreden. Castor hatte nichts dagegen. Er hatte wirklich viel zu erzählen!

»Vielgesicht mag mich«, prahlte er. »Er hat mich sogar gefragt, ob ich bereit wäre, für ihn zu arbeiten. Was halten Sie davon? Das könnte eine gute Sache werden, obwohl ich mir etwas Besseres vorstellen könnte als für einen Freak wie Vielgesicht zu arbeiten – was meinen Sie?«

Delilah lächelte, aber es war kein gutes Lächeln. »Nicht ›Vielgesicht‹«, korrigierte sie ihn. »Für Sie ist er der höhere Parteikader Fung Bohsien. Und unter keinen Umständen dürfen Sie ihn einen ›Freak‹ nennen.«

»Verdammt noch mal, Delilah«, sagte er verächtlich, »was sollen denn diese Förmlichkeiten!« Er sah, wie ihr Lächeln erstarb und überlegte es sich anders. »Sie haben ja recht«, setzte er rasch hinzu. »Man muß natürlich der Autorität Respekt erweisen! Aber er mag mich tatsächlich. Oder ein Teil von ihm mag mich. Ob ich es wohl aushaken könnte, für ihn zu arbeiten? Was meinen Sie? Ich werde ihn morgen wieder aufsuchen. Würden Sie mich hinfahren?«

»Gern«, sagte Delilah und sah ihn prüfend an.

»Aber es ist so schwer, mit ihm zu reden! Besonders, wenn er aufgeregt ist. Dann wollen sie alle auf einmal sprechen – und er

ist natürlich sehr oft aufgeregt...« Dann fiel ihm etwas anderes ein. »Übrigens habe ich mein eigenes Dossier abgerufen. Ich bin für das Observatorium ausreichend qualifiziert! Wenn Vielgesicht ein gutes Wort für mich einlegen würde...«

»Warum das Observatorium?« fragte die Polizeibeamtin. »Das Teleskop ist nur ein Werkzeug. Wenn Sie Ihr Farmkollektiv leiten wollten, würden Sie sich dann als Pflug einstellen lassen?«

Er schwieg und sah sie verdutzt an. »Wie meinen Sie das?«

»Wenn Fung Bohsien Ihnen helfen kann, an das Observatorium versetzt zu werden, kann er genausogut dafür sorgen, daß sie zur Universität zugelassen werden.«

Castor richtete sich kerzengerade auf. »Zur Universität?«

»Warum nicht?«

»Kann er das?«

Sie lachte nur. Offenbar konnte er das. Vielleicht würde er es sogar tun! Vielleicht ließ sich sein wehmütiger Traum am Ende doch noch verwirklichen, und das alles nur, weil er zufällig an einem Nachmittag auf einem Reisfeld über den Kopf eines Toten gestolpert war.

Er merkte, daß die Polizeibeamtin ihn nachsichtig, fast liebevoll anschaute, und er sammelte sich wieder. »Ich hätte es fast vergessen!« rief er. »Ich habe Ihnen ein Geschenk mitgebracht.«

Tsoong Delilah sah ihn ganz erstaunt an. »Ein Geschenk?«

»Ich durfte den Schirm benutzen«, sagte er, stand auf und wühlte in seinen Sachen. »Und – darf ich Ihren benutzen? – ich habe an unser Gespräch von gestern abend gedacht.« Er setzte sich vor den kleinen Wohnzimmerschirm, orientierte sich kurz und schaltete ihn ein. »Sie haben zu allem Zugriff! SKYWATCH hatte nicht das, was ich brauchte, und die IAF auch nicht, aber die Abteilung für Astronomie an der Universität hatte alle Platten – auch die vom großen Teleskop in Lhasa und sogar einige indische. Ich suchte mir also von allen die besten Radaraufnah-

men aus und korrigierte sie nach Rotation, Kursabweichung und Maßstab – das Ding nähert sich uns nämlich – und dann programmierte ich das Gerät so, daß ich durch Vergleich die besten Bilder bekam – es war eigentlich ganz leicht.« Das war geprahlt, aber jetzt rief Castor das Bild ab. Auf einem schwarzen Hintergrund, der mit winzigen, blendendweißen Punkten gesprenkelt war, nahm ein Objekt Gestalt an.

Es war ein Raumschiff.

Tsoong Delilah schaute erstaunt auf den Schirm. »Aber wir haben dort draußen kein Raumschiff«, sagte sie, und ihre Stimme klang rau.

»Genau! Ist das nicht phantastisch?« Castor war fasziniert.

Der Morgenhimmel war strahlend blau; der Geruch der Kohlenwasserstoffe aus dem Golf war nur eine Andeutung; selbst der Verkehr in New Orleans war nur noch eine Herausforderung für Castor, der sich rapide entwickelte. Mit jedem Tag gewann er enorm an Welterfahrenheit. Er verlief sich nicht einmal, als er sich auf den Weg zu Vielgesichts Büro machte. Unbeirrt steuerte er das richtige Gebäude an, erreichte das richtige Stockwerk und fand sogar das richtige Zimmer. Das Dumme war nur, daß Vielgesicht nicht da war; er wurde auch nicht erwartet.

Das sagte ihm dessen treue Sekretärin. Als Castor das Büro betrat, fuhr sie mit einem Leuchtstab scheinbar planlos auf dem Schirm herum. Es stellte sich heraus, daß Fung Bohsien ihr gegenüber nicht erwähnt hatte, daß Castor an diesem Morgen kommen würde, aber sie schien darüber nicht sonderlich erstaunt zu sein. »Solche Dinge müssen Sie ihm schon nachsehen, Pettyman«, sagte sie zerstreut, ohne sich vom Schirm abzuwenden. Castor reckte sich den Hals aus, um einen Blick auf den Schirm zu werfen. Die Sekretärin spielte mit dem Computer eine Partie Go. Sie machte ihren Zug und fuhr fort: »Er ist immer so, wenn er ein neues Implantat bekommt.«

»Ich wußte gar nicht, daß er ein neues Implantat bekommen hat«, sagte Castor.

»O ja. Vor fünf Wochen. Glauben Sie denn, daß er immer so ist wie jetzt? Würde ich dann für ihn arbeiten?« Sie schüttelte den Kopf und schaute mißbilligend auf den Schirm. Vermutlich schlägt der Computer sie, dachte Castor. Plötzlich ließ sie den Stab auf den Tisch fallen und fragte: »Haben Sie schon gegessen?«

»Was?«

»Gefrühstückt«, erklärte sie. »Wissen Sie? Im Mund? Kauen? Schlucken? Nein? Dann ziehen Sie sich einen Stuhl heran, und wir lassen uns etwas Suppe und Reis aus dem Club der Fakultät kommen.«

Ganz offensichtlich gab sich die Frau Mühe, freundlich zu ihm zu sein. Sie gab ihre Bestellung auf, und während sie auf das Essen warteten, legte sie die Füße auf den Tisch und sah Castor prüfend an. »So, junger Mann, Sie möchten also gerne für den Professor arbeiten?«

Castor nickte.

»Aber Sie wissen nicht, ob Sie seine Verrücktheit ertragen können, stimmt's? Nun, darüber würde ich mir an Ihrer Stelle keine großen Sorgen machen. Im Augenblick ist seine ganze Persönlichkeit völlig aus dem Gleichgewicht. Sie fangen alle an, miteinander zu streiten, wenn ein neues Implantat hinzukommt – es ist *entsetzlich*! Aber es geht auch wieder vorbei.« Sie schaute auf, als der Bote vom Club hereinkam, und zeigte ihm, wo er das Essen abstellen sollte. »Essen Sie«, befahl sie Castor. »Wenn Sie wollen, können Sie beim Essen Fragen stellen.«

Castor hatte die Stäbchen mit dem ersten Bissen gerade halb zum Munde geführt. Er beobachtete die Frau, wie sie geschickt abwechselnd Reis und Suppe nahm, während er seine Fragen formulierte. »Was für ein Gefühl ist es eigentlich für ihn, alle diese Leute im Kopf zu haben? Ist es wie bei einer gespaltenen Persönlichkeit?«

»Nein, ganz und gar nicht. Eine gespaltene Persönlichkeit – oder, wie Professor Fungs Kollegen es beschreiben, eine ›multiple Persönlichkeitsstörung‹ – ist ein psychologisches Problem. Es ist ein Trauma, das gewöhnlich von psychischen Schäden in der frühen Kindheit herrührt und das in gewisser Weise einen Rückzug aus der Realität bewirkt. Melgesicht ist sehr real. Und das sind auch alle seine Stimmen.«

Castor schaufelte sich Reis in den Mund und feuchtete ihn mit einem Porzellanlöffel voll Suppe an. Dabei gelang es ihm zu fragen: »Aber wie?«

»Sie meinen, wie sie in seinem Kopf funktionieren? Lassen Sie mich überlegen. Es gab einmal einen Psychologen, dessen Arbeiten vor langer Zeit veröffentlicht wurden – damals gab es

sogar noch ein richtiges Amerika. Ich will eines seiner Beispiele zitieren, indem ich Sie etwas frage. Was tun wir jetzt?»

»Nun...« Castor schluckte rasch, um antworten zu können. »Wir sprechen miteinander«, sagte er.

»Ganz recht. Und woher wußten Sie, was wir taten, Pettyman?«

»Nun...« Wieder schluckte Castor, diesmal aber nicht, um seinen Mund zu leeren, sondern um Zeit zu gewinnen. »Ich glaube, ich habe darüber nachgedacht«, meinte er.

»Richtig. Während wir >sprachen<, haben Sie also gleichzeitig an >sprechen< >gedacht<. Und jetzt >denken< Sie wahrscheinlich an das >Denken< über das >Sprechen<. Dieses zweite Denken nennt Roberts (übrigens auch ich) >Meta-Denken<. Und nun passen Sie auf, Pettyman. Jetzt >denken< wir an das >Meta-Denken<! Und wie könnte man das nennen, was wir jetzt tun?«

»O je. Meta-Meta-Denken?«

»Genau.« Die Sekretärin grinste und zerknüllte die leeren Wegwerfbecher, aus denen sie die Suppe und den Reis gegessen hatte. Dann warf sie sie säuberlich in einen Abfallkorb. »Und damit können Sie beliebig fortfahren, Pettyman. Unendlich.«

»Oh, je!«

»Mehr noch! Sie können nicht wissen, welches Denken das >letzte< Denken ist, denn es gibt keines, da es unendlich ist. Sie wissen nicht einmal, welches Denken das erste Denken ist – das >reale< Denken –, denn die Unendlichkeit ist ein geschlossener Kreis.«

Castor runzelte die Stirn und versuchte, eine Methode zu finden, diese kaum faßbare Metaphysik – dieses >Meta-Denken< – auf die Realität seines Lebens anzuwenden. »Sie meinen also, daß Vielgesicht unendlich ist?« wollte er wissen.

»Nicht unendlich, nein. Aber ein geschlossener Kreis, Pettyman. Es gibt keinen >realen< Professor Fung mehr. Sie sind alle real.«

Ihrem Beispiel folgend, nahm Castor seine leeren Becher und warf sie ebenfalls in den Abfallkorb. Er griff nach dem Rest Reis, aber die Sekretärin kam ihm zuvor und aß ihn selbst. »Wie kommt es, daß Sie soviel darüber wissen?« fragte er.

Sie warf ihm einen unfreundlichen Blick zu. »Sie meinen, weil ich Sekretärin bin? Auch Sekretärinnen haben Verstand, Pettyman. Wollen Sie wissen, wie ich diesen Job bekommen habe? Bevor ich seine Sekretärin wurde, war ich Professor Fungs wissenschaftliche Assistentin, und eine Zeitlang wollte er mich sogar heiraten. Dann fand er Gesellschaft in seinem eigenen Kopf und brauchte keine Frau mehr... aber ich blieb seine Sekretärin.« Sie zerknüllte den letzten Behälter und warf ihn zu den anderen. »Nun, Pettyman, womit wollen Sie denn Ihre Zeit verbringen, bis der Professor kommt? Mit dem Bildschirm? Um dieses Raumfahrzeug zu beobachten, daß Sie so fasziniert?«

»Fasziniert es Sie denn nicht?«

Sie zuckte die Achseln. »Der äußere Raum ist für mich weniger interessant als der innere, aber ich finde es schon interessant, daß man Radiosignale empfangen hat, die nicht entschlüsselt werden konnten.«

»Radiosignale!« Und dazu noch geheimnisvolle! Castor fühlte sich unwiderstehlich zum Schirm hingezogen, aber die Sekretärin lächelte.

»Ja, es ist schon recht mysteriös«, räumte sie ein. »Aber vielleicht ist es kein besonders interessantes Geheimnis; wahrscheinlich sind nur die Entschlüsselungs-Algorithmen vergessen worden.«

Als Castor feststellte, daß die Sekretärin recht hatte, war es schon mitten am Nachmittag. Dann kündigte ihm ein Stimmengewirr im Vorraum die Ankunft des Professors an. Vielgesicht redete wieder mit verschiedenen Zungen. Mindestens vier seiner Persönlichkeiten leisteten ihren Beitrag zur Unterhaltung. Mit ihm zusammen war eine Gruppe von Bürgern gekommen, einige

jung, andere alt, ein paar Studenten und ein oder zwei Männer, die wie leitende Angestellte aussahen. Castor merkte, daß die Leute alle eines gemeinsam hatten: Alle schienen etwas von Vielgesicht zu wollen. Vielgesicht war nicht nur ein seltsames physiologisches Präparat, er war tatsächlich ein hoher Parteikader. Und in dieser Eigenschaft konnte er, wie Castor erkannte, Wohltaten gewähren oder verweigern.

Castor trat zur Seite, als die ganze Prozession Fung Bohsiens Büro betrat. Er sah ihn prüfend an, denn er hatte nicht nur die enttäuschenden Neuigkeiten aus dem Weltraum überprüft, während er warten mußte; er hatte sich auf Vielgesichts Schirm außerdem mit Vielgesichts Physiologie beschäftigt.

In vieler Hinsicht ist das Gehirn der empfindlichste Teil des menschlichen Körpers, in anderer der widerstandsfähigste. Was die Anatomen die ›Blut-Hirn-Schranke‹ nennen, ist ein starker Schutzschild gegen kranke Zellen oder schädliche Organismen, die im übrigen Körper kreisen. Ein bösartiger Gehirntumor entwickelt nur selten Metastasen im Torso. Der Krebs anderer Organe dringt nur selten ins Gehirn. Immunologisch gesehen, wird das Gehirn von den meisten Krankheiten, die den übrigen Körper befallen, nicht angegriffen. Die Abstoßung eines Implantats ist beim Gehirn weit weniger wahrscheinlich als bei allen übrigen Organen des menschlichen Körpers.

Und doch war es ein Wunder, daß Vielgesichts riesiger Wassermelonenkopf elf Intelligenzen Platz bot! Es wurde Castor klar, daß jede dieser elf Existenzen in Vielgesichts Kopf seine ganze persönliche Identität besaß; je nach dem Gegenstand, auf den sie angesprochen wurden, meldete sich mal der eine und mal der andere – oder auch die andere – zu Wort. Das mochte auch von den jeweiligen Mehrheiten in Fungs Kopf abhängen. Oder davon, wer am lautesten schrie.

Nachdem er sein Gefolge fortgeschickt hatte, setzte Vielgesicht sich an seinen Schreibtisch und schaute Castor eine Weile schweigend an. Castor machte sich auf das Geplapper mehrerer Stimmen im Wettstreit gefaßt, das er schon gehört hatte, aber zu seiner Überraschung sprach Vielgesicht mit nur einer Stimme

– es war die, die Castor für Professor Fungs eigene hielt. »Also, Pettyman Castor«, sagte er, »wollen Sie nun den Job?«

»Als Hausdiener? Essen kochen und Ihre Wohnung sauberhalten? Ich weiß nicht, ob ich das gut kann. Abgesehen davon, daß ich als Kind im Haushalt helfen mußte, habe ich diese Dinge nie gelernt.«

Wieder bewegte sich Vielgesichts Mund, aber diesmal sprach er mit einem ganz anderen Akzent. »Er meint ja«, sagte die Stimme. »Komm jetzt zum Schluß, und laß uns gehen.«

»Wir werden gehen«, sprach Vielgesicht feierlich zu sich selbst, »wenn wir fertig sind. Pettyman Castor! Wollen Sie die Universität besuchen?«

»Und ob ich das will!«

»Auch das bedeutet ja«, sagte die zweite Stimme in einem unangenehmen Tonfall, und wieder setzte sich Vielgesichts Stimme durch:

»Wissen Sie, welche Fächer Sie belegen wollen?«

»Eigentlich nicht«, gestand Castor. »Schließlich hat das Semester schon vor Wochen angefangen. Ich weiß nicht genau, für welche Fächer ich noch zugelassen werde ...«

Alle Gesichter Professor Fungs drückten Erstaunen aus. »Zugelassen?« sagte er unsicher, als wollte er feststellen, ob die Worte in diesem Zusammenhang überhaupt einen Sinn hatten. »Natürlich werden Sie zugelassen!« Er zeigte auf den Schirm. »Holen Sie sich den Studienplan auf die Scheibe«, befahl er. »Suchen Sie sich aus, was Sie wollen, und ich werde meinen Stempel auf Ihre Bewerbung setzen – nein, keine weitere Diskussion, Junge! Tun Sie es. Anschließend gehen Sie zu meinem Haus und machen das Essen. Ich habe schon lange nichts mehr gegessen, was zu Hause gekocht wurde! Und ich will heute etwas Besonderes – warten Sie, vielleicht gebratenen Fisch – *nein, keinen Fisch, zuviel Öl im Wasser* – EIN STEAK, BITTE – nein, Krabben – *nein, verdammt noch mal, denk an das Öl* – Oh, zum Teufel!« überschrie Vielgesicht wütend die

Stimmen seiner Schädelgenossen, »kochen Sie, was Sie kochen können! Aber machen Sie es ordentlich und servieren Sie es heiß! Und jetzt an die Arbeit!«

So bereitete Castor sich ein Traum-Menue aus all den Kursen für Fortgeschrittene, die seine Schirme im Dorf nicht hatten anbieten können. Genüßlich widmete er sich dem Studium der verschiedenen Fächer – Astrogation, Solarballistik, Raummedizin –, überall war er willkommen, und die Dozenten sorgten unweigerlich dafür, daß er die anderen rasch einholte. Castor war sehr beeindruckt. Der Begriff »Hoher Parteifunktionär« war für ihn bisher eine jener Abstraktionen gewesen, die durch die Köpfe der Leute geistern. Aber er hatte nie erlebt, welche Macht ein solcher Funktionär (oder, in Vielgesichts Fall, vielleicht mehrere solche) tatsächlich hatte.

Und Vielgesicht hatte in der Tat einen sehr hohen Status. Selbst im Mutterland, wo er gelegentlich die alten Han-Städte Peking oder Guangzhou besuchte, zählte er zu den Mächtigen. In der chinesischen Gesellschaft Nordamerikas, wo das Mutterland nur ein Ideal darstellte, war er mindestens der erste unter gleichen.

Nach seinem ersten Tag an der Universität war Castor süchtig. Er fand, daß für diese Freuden kein Preis zu hoch war! Nach seinem ersten vollen Arbeitstag als Vielgesichts Hausdiener fand er allerdings, daß einige Preise mindestens etwas übertrieben seien. Zum einen war er nicht darauf gefaßt gewesen, in Vielgesichts Haus übernachten zu müssen. Das war an sich nicht schlecht, denn das Zimmer, das ihm zugewiesen wurde, war groß und gut ausgestattet, sogar luxuriös. Aber er mußte auf Tsoong Delilahs Anwesenheit verzichten. Castor hatte sich schon sehr an diese verständnisvolle Bettgenossin gewöhnt, und er war entsetzt darüber, daß man, ohne ihn zu fragen, für ihn eine andere Übernachtungsregelung getroffen hatte. Daß diese Änderung auf Inspektorin Tsoong Delilahs Wunsch erfolgt war (wie Vielgesichts Sekretärin ihm mitteilte), machte ihn besonders betroffen. Castor war überzeugt, daß sie aus einer Art

von weiblichem Takt heraus gehandelt hatte. Zweifellos wollte sie ihm Gelegenheit geben, sich unter den Studentinnen an der Universität eine jüngere Partnerin zu suchen. Das war aber im Augenblick nicht wichtig. Das würde er tun, wenn die Zeit dafür reif war – falls die Frage sich überhaupt stellte –, wenn seine Keimdrüsen sich von den Anstrengungen in Delilahs Bett erholt hatten.

Ein anderes Problem war Vielgesicht selbst. Oder Vielgesicht mit seinen verschiedenen Persönlichkeiten.

Es war nicht so, daß irgendein Teil der kollektiven Persönlichkeit Vielgesichts besonders unangenehm war, jedenfalls nicht auf unerträgliche Weise. Es war ganz einfach so, daß es sich um elf Individuen handelte. Mit verschiedenen Gewohnheiten, Vorlieben, Interessen und Abneigungen. Gewöhnlich war es Professor Fung selbst, der redete, sozusagen als ›Vorsitzender‹ des Komitees, das in seinem Kopf tagte. Aber das war nur der Fall, wenn niemand sich ernsthaft zu Wort meldete; was Vielgesichts Sekretärin Castor erzählt hatte, stimmte. Es gab keinen ›realen‹ Professor Fung. Wenn einer der anderen ein besonderes Interesse daran hatte, mit Castor zu reden – wenn, so könnte man sagen, der Vorsitzende irgendeines Unterausschusses eine Angelegenheit von besonderem Interesse diskutieren wollte –, ließen die anderen Stimmen ihn reden. Manchmal minutenlang. »Es ist ziemlich schwierig, ja«, sagte Potter Alicia durch die Lippen des alten Mannes. »Aber irgendwie kommen wir miteinander aus. Wir haben schließlich keine Wahl. Hsang beschwert sich dauernd darüber, daß wir nie Golf spielen. Aber ich glaube, Shum macht uns den meisten Ärger – das tue ich nicht! – ach, sei still, Shum. Ich kritisiere dich ja nicht, ich sage nur, daß du einen sehr starken Geschlechtstrieb hast. Wir können nicht viel tun, weder für Hsang noch für Shum. Für Shum am allerwenigsten – abgesehen davon, daß allein der Gedanke an körperliche Intimität mit einer Frau mich anwiderdet...« Die Lippen verzogen sich drohend, als Shum widersprechen wollte, und Potter Alicia wechselte das Thema. »Wie dem auch sei, wir versuchen, einander so gut es geht aufzumuntern.

Nur so erreichen wir, daß Frieden im Schädel herrscht. Sagen Sie mir, werden Sie meine Tochter bald wiedersehen?«

Castor räusperte sich. »Ich habe hier wirklich sehr viel zu tun«, sagte er, ohne sich festzulegen. Er hatte schon erzählt, oder doch angedeutet, daß er von ihrer Tochter geschieden sei. Wenn seine mutmaßliche Schwiegermutter sich daran nicht mehr erinnerte, hatte er es gewiß nicht nötig, sie noch einmal darauf hinzuweisen. Wieder war es Zeit, das Thema zu wechseln. »Was das Dinner anbetrifft«, sagte er, »so sind wir wohl alle mit Hühnchen einverstanden, nicht wahr? Und dazu Reis?«

»Reis mit Zwiebeln, richtig – *nein, einfach* – WAS FÜR EIN REIS? PILAF! – *einfacher Reis* – ich denke«, sagte Potter Alicias nachdenkliche damenhafte Stimme, »daß Sie kochen sollten, was Sie wollen; wir werden es auf jeden Fall essen.«

Für Castor war alles wie ein Traum. Zulassung zur Universität! Er hatte es nicht mehr nötig, auf diesen verdammten Reisfeldern zu verfaulen. Eine erfahrene neue Geliebte – die zur Zeit nicht zur Verfügung stand, die aber bald wieder zu ihm zurückkommen würde. Hin und wieder vermißte er sogar ein wenig seine Frau. (Aber schließlich hatte sie ihn verlassen. Er brauchte ihretwegen keine Schuldgefühle zu entwickeln, und niemand konnte von ihm verlangen, daß er sie vermißte.)

Und das Allerschönste war, daß die Fächer, die er belegt hatte, ihm einen Ausblick in den Weltraum gestatteten – nicht als verbissen Lernender am Ende einer Computer-Kette in einem Farmkollektiv, sondern als reguläres Mitglied, ja, als privilegiertes Mitglied der akademischen Gemeinschaft.

Und es gab Neuigkeiten. In seinem Astrogationskursus herrschte darüber helle Aufregung. Die Partei hatte eine Intensivierung des bisher planlos betriebenen Raumfahrtprogramms angeordnet. Die Begeisterung des Dozenten stand der Castors in nichts nach, als er seinen Studenten diese Neuigkeit mitteilen konnte. Er zeigte Tafeln mit den etwa zwölf Raketentypen, die schon lange entwickelt, zum Teil sogar schon gebaut

worden waren; aber man hatte das Programm nicht energisch durchgezogen. Jetzt wurden die Arbeiten daran beschleunigt. Warum? fragten die Studenten, und der Dozent sah sie undurchdringlich an. »Es ist die Weisheit der Parteikader, die eine solche Frage beantworten muß«, sagte er. »Zu bestimmten Zeiten muß man abwarten und sich neu formieren, zu bestimmten anderen Zeiten muß man nach vorn marschieren.«

Und jetzt war die Zeit gekommen, nach vorn zu marschieren.

»Hat es irgend etwas mit dem neuen Raumschiff zu tun, das entdeckt wurde?« fragte Castor mutig.

Der Dozent zögerte, schaute hilfesuchend von einem zum andern und wagte schließlich ein »Vielleicht«.

»Und sind die Funksignale des Raumschiffs entschlüsselt worden?«

Darauf wurde nicht einmal mit vielleicht geantwortet; der Dozent flüchtete sich in Empörung. »Pettyman Castor! Wenn solche Informationen zur Verfügung stünden, würden die hohen Parteifunktionäre es uns doch sofort wissen lassen. Wissen Sie das denn nicht? Sie denken nicht richtig, Pettyman Castor!«

Aber er hatte nicht gesagt, die Signale seien nicht entschlüsselt worden. Und er tat auch nicht so, als handle es sich um ein ausgebranntes Wrack, das entweder die Russen oder die Amerikaner dort oben zurückgelassen hatten.

Abends in seinem Zimmer in Vielgesichts Haus schaltete Castor seinen Bildschirm mit dem des Hausherrn zusammen und suchte systematisch nach weiteren Informationen über das Raumschiff. Es gab keine. Es gab da also irgendein Geheimnis, das war klar; aber er würde diesem Geheimnis nicht auf die Spur kommen, auch das war klar.

Als er gelangweilt den Schirm abschaltete, blinkte plötzlich das rote Licht auf: Jemand rief ihn an. Als er den Schaltkreis öffnete, sah er, daß es Vielgesichts Sekretärin war. Sie sah ihn kalt an. »Befehle«, sagte sie. »Sie sollen sich in Ihrer Wohnung zum Dienst melden.«

Castor wußte, daß es ungehörig war, aber er fing laut an zu lachen. »Dienst hat sie gesagt? Aber natürlich! Diese Art von Dienst kenne ich sehr gut.«

Aber die Sekretärin konnte über diesen Witz nicht lachen. »Sie wären gut beraten«, sagte sie streng, »den Befehl einer Inspektorin der Renmin-Polizei ernst zu nehmen.«

»Das werde ich tun«, versprach er und mußte ein Lächeln unterdrücken. Dann dachte er darüber nach und fragte sich, warum die Inspektorin der Renmin-Polizei ihre Befehle auf diese Weise weitergab. Sein Erstaunen verwandelte sich in Verärgerung. Er wartete, bis er sicher sein konnte, daß sie zu Hause war. Dann, als Vielgesicht schon fest schlief, schlich Castor sich aus dem Haus, winkte ein Taxi heran und stand nach zehn Minuten vor dem Haus, in dem Tsoong Delilah ihre Wohnung hatte. Er lächelte, als er den Fahrstuhl betrat. Er hatte sich vorher ausgerechnet, daß die Fahrt bei dem spät abends nur geringen Verkehr nicht sehr lange dauern würde, und das erwies sich als richtig. Zehn Minuten Taxifahrt hin, zehn Minuten zurück. Vielleicht sechzig Minuten im Bett – nein, er sollte neunzig Minuten einplanen – dann würde er so rechtzeitig wieder zu Hause sein, daß er noch fünf Stunden schlafen konnte, bevor er aufstehen mußte, um für Professor Fung den Frühstücksreis zu kochen.

Aber als er an die Tür klopfte, lautete sein Auftrag anders als er erwartet hatte, und es war auch nicht Delilah, die ihm die Tür öffnete. Außerdem öffnete die Tür sich nur halb, und er sah einen hochgewachsenen jungen Han-Chinesen, der etwa in seinem Alter sein mußte.

»Bist du der Bauer Pettyman Castor?« fragte er.

Castor tat ihm nicht den Gefallen, das zuzugeben. »Wer bist du denn überhaupt?« fragte er schneidend.

»Ich bin der Sohn deiner Geliebten«, sagte der junge Mann. »Ich habe Anweisungen für dich. Die Urne dort an der Tür enthält die Asche des Mörders Feng. Sie soll an sein Kollektiv

zurückgegeben werden. Meine Mutter befiehlt, daß du das morgen früh tust.«

Als der Bus im Dorfkollektiv anhielt, stieg Castor mit großer Geste aus. Der Eroberer der Stadt kehrt an den bescheidenen Ort seiner Kindheit zurück. Dem bescheidenen Ort schien das allerdings völlig gleichgültig zu sein. Castor war bereit zu lächeln und seinen alten Nachbarn genauso freundlich die Hände zu schütteln, als sei er nichts Besseres als sie, aber es waren keine alten Nachbarn mehr da. Kein einziger Erwachsener war hier zu sehen. Der einzige Mensch, den er sah, war der kleine Pettyman Benjy, der fünfjährige Sohn von Castors Cousin Pettyman Pendrake. Der Junge stand daumenlutschend im Eingang zur Dorfschule – und war vermutlich wieder hinausgeworfen worden, weil er sich während des Unterrichts die Hose naßgemacht hatte.

Castor hatte keine Zeit, nach weiterer Gesellschaft Ausschau zu halten. »Bürger!« sagte der Fahrer vorwurfsvoll. »Ich muß einen Fahrplan einhalten. Welches Gepäckstück gehört Ihnen?«

Diese Verletzung seiner Eitelkeit berührte Castor kaum. Er zuckte die Achseln, nahm den Karton mit der Urne und seine Schultertasche und ging in das Büro des stellvertretenden Direktors. Dort wartete das Empfangskomitee auf ihn: die fette Rhoda, die mehr als das übliche Bündel von Klagen vorzubringen hatte. »Dein Bus hat Verspätung!«

Aber wenigstens stellte sich heraus, daß die fette Rhoda ihn wirklich vermißt hatte. Nun, ganz stimmte das nicht. Sie hatte nicht Castor selbst vermißt, aber sie war sehr unglücklich darüber, daß man der Produktionsbrigade eine Arbeitskraft genommen hatte. Sie warf ihm vor, daß sie deshalb das Plansoll für die vergangene Woche nur zu 83 Prozent habe erfüllen können. Als sie mit ihrer Strafpredigt fertig war, schaute sie auf den Bildschirm auf ihrem Schreibtisch und ließ die Liste mit verfügbarem Wohnraum kommen. »Wie ärgerlich«, brummte sie, während sie die Liste las. »Ich nehme an, du willst ein Bett und heute abend zweifellos auch eine Mahlzeit. Da du nicht mehr auf der Verpflegungsliste stehst, werden alle darunter leiden müssen.«

Das war natürlich Unsinn. Wenn dreihundert Mahlzeiten eine Extramahlzeit entnommen wurde, konnte niemand darunter leiden. Die Reste, die man aus den Kesseln kratzte, um sie an die Tilapia zu verfüttern, würden sich allenfalls um eben diese Mahlzeit vermindern. Castor würdigte diese Äußerung keiner Antwort, und er ging auch nicht auf ihren nächsten Vorschlag ein – in dieser Nacht mit einem der Kinder ein Bett zu teilen. »Deine eigene Wohnung – deine *frühere* Wohnung –«, sagte sie genüßlich, »wird natürlich gerade für den nächsten Mieter neu gestrichen.«

»Natürlich«, sagte Castor und wunderte sich, daß sie so lügen konnte. Die fette Rhoda hatte noch nie in ihrem Leben eine Dose Farbe in der Gewinn- und Verlustrechnung ihrer Brigade auftauchen lassen. »Du kannst dein Essen behalten«, sagte er schneidend. »Und auch dein vollgepißtes Bett. Ich leihe mir ein Fahrrad, fahre zum Rinderkollektiv Perlenfluß und bleibe dort über Nacht.«

Die fette Rhoda starrte ihn wütend an. »Es ist völlig überflüssig, einen solchen Ton anzuschlagen«, sagte sie. »Dennoch – nun, ja, ich glaube, in der Transportbereitschaft steht noch ein Fahrrad...«

Schließlich fand Castor doch noch einen Menschen, der sich freute, ihn wiederzusehen und zu erzählen, was sich seit Castors Abreise in der Kommune getan hatte. Nein, sagte Pettyman Jim, von Maria habe man nichts mehr gehört. Ja, man habe immer noch unter diesen Stromabschaltungen zu leiden. Das habe etwas mit dem Radioteleskop zu tun, nicht wahr? O ja, er könne jedes beliebige Fahrrad nehmen – aber leider, Castor, sagte er bedauernd, da Castor nicht mehr auf der Verpflegungsliste geführt werde, müsse er für das Ausleihen den Touristentarif bezahlen...

Castor hatte nicht erwartet, daß die Lücke, die durch seinen Fortgang entstanden war, sich so schnell und reibungslos schließen würde.

Es war schon dunkel, als er das Rinderkollektiv Perlenfluß erreichte. Das Brüllen der Rinder und das Grunzen und Schnüffeln der Schweine drang in seine Ohren – und ihr Gestank in seine Nase. Da er vorher angerufen hatte, würde wenigstens diesmal jemand ihn erwarten.

Die Person, die ihn erwartete, war ein Mädchen, schlank, dunkelhaarig und klein. Sie trug eine Bluse und Shorts, aber nicht aus modischen Gründen. Die Bluse war aus Khakistoff und dreckig – von Schweinefutter, wie Castor vermutete. Die Shorts sahen nicht besser aus. Als sie in das Licht trat, um ihn zu begrüßen, sah er ihr Gesicht und wußte, daß er es schon einmal gesehen hatte.

Es war das Gesicht, das er bei der Verhandlung auf den Photos gesehen hatte. Es war dasselbe Gesicht auf demselben Kopf – wenn auch in einer anmutigeren Version – wie das, über das er auf dem Reisfeld gestolpert war, und womit sein ganzer Ärger angefangen hatte. Und seine Triumphe. »Ich bin Feng Miranda«, sagte das Gesicht ohne zu lächeln und sogar feindselig. »Danke, daß du Großvaters Asche nach Hause bringst. Nein, nein. Gib sie mir jetzt nicht. Eine Trauerfeier ist angesetzt, und die Leute warten schon. Komm also mit.«

Als sie über den beleuchteten Steg zum Gemeindezentrum gingen, stellte Castor fest, daß Feng Miranda allen Anlaß hatte, wie der ermordete Junge auszusehen. Sie war seine Schwester. Seine Zwillingschwester, und sie hatte mit ihm mehr als nur die Gene gemeinsam. »Er starb als Held«, sagte sie. »Wer? Mein Großvater? Natürlich nicht! Genau wie ich hatte er sein Leben der Befreiung Amerikas vom Joch der Unterdrücker gewidmet. Er ist ein amerikanischer Märtyrer.« Mein Gott! Erschrocken trat Castor einen Schritt von ihr weg und ließ sich von ihr in den Saal führen.

Castor merkte jetzt, daß man ihm die Asche des alten Mannes deshalb nicht gleich am Bus abgenommen hatte, weil sie, von einigen passenden Bemerkungen begleitet, in einer feierlichen Zeremonie übergeben werden sollte. Warum nicht? Es würde interessant sein zu sehen, wie diese Bauern Beerdigungen

organisierten; Tsoong Delilah würde sich vielleicht amüsieren. Aber die Zeremonie war eine Überraschung. Castor erlebte die Vorstellung einer einzigen Frau, und was sie im Saal sagte, war noch schlimmer als die Äußerungen, die Castor schon draußen von ihr gehört hatte. Sie stand vor einer Versammlung von vierzig oder fünfzig Dorfleuten und ließ sich von Castor die Urne reichen, die dieser schon aus dem Karton genommen hatte. Sie behandelte die Urne ohne jede Ehrerbietung, sondern schaute nur auf das Namensschild, um sich zu vergewissern, daß sie die Trauerrede für ihren Großvater nicht etwa an einen Unwürdigen richtete. Dann stellte sie die Asche auf einem Tisch ab – einem Küchentisch, wie Castor sah, wenn sich auch jemand die Mühe gemacht hatte, ein rotes Tuch darüberzubreiten, das auf beiden Seiten bis zum Fußboden reichte. Sie küßte die Urne flüchtig, so wie jemand sich die juckenden Lippen an einer geeigneten Oberfläche reibt, wenn er gerade die Hände voll hat. Dann wandte sie sich an die Versammelten:

»Dieser alte Mann Feng Hsumu war mein Großvater, und er hat meinen Bruder getötet. Feng Hsumu war unserem Vater ein guter Vater, und deshalb traure ich um ihn, aber er hat meinen Bruder ermordet – nur, weil mein Bruder wollte, daß die Han-Chinesen Amerika verlassen und ihm seine Freiheit zurückgeben.«

Leicht schockiert verließ Castor das Podium. Das Mädchen tat ihm leid. Ihr schien der Sinn für die Realität abhanden gekommen zu sein. Die Chinesen hatten zwar die Regierungsform der alten Volksrepublik gewahrt, aber in erster Linie waren sie Chinesen. Der Mangel an ›Freiheit‹ in Amerika interessierte sie sehr wenig. Die Han-Chinesen betrachteten sich nicht als Eroberer Amerikas (oder Ostsibiriens oder Japans oder Australiens oder Indochinas oder der anderen von ihnen beherrschten nichtchinesischen Länder). China – das ›Mutterland‹ – war das China der Kaiser. Es schloß den größten Teil Indochinas, einen Teil Koreas und einen Teil Sibiriens ein; das war ihr China, und darüber ließen sie sich auf keine Diskussion ein. Die übrigen von ihnen kontrollierten Gebiete waren für sie fremde Länder.

Sie sprach immer noch, und Castor schaute sich im Saal um. Zu seiner Überraschung schien niemand an ihren Worten Anstoß zu nehmen. Aber Castor registrierte auch keine Zustimmung, und selbst die Gesichter der jungen Leute waren so ausdruckslos wie die der Rinder, die sie züchteten.

Sie brachte jetzt historische Reminiszenzen, und vieles von dem, was sie sagte, stimmte. Als der Atomkrieg vorbei war, lebten noch einige hundert Millionen Chinesen und einige hundert Millionen Inder. Sie erbten die Welt. Es gab kein Land, das groß genug war, ihnen zu widerstehen. So teilten sie die Welt unter sich auf – Westeuropa und der Nahe Osten gingen an Indien, und fast die ganze übrige Welt ging an China. Niemand war in der Lage, sie ernsthaft herauszufordern, und niemand versuchte es. Die alten Machtzentren hatten nicht mehr die Mittel dazu, sie hatten nicht einmal mehr genug Menschen.

Castor erkannte, daß die Frau offenbar nicht begriff, daß die Chinesen keine *Eroberer* waren. China hatte niemals versucht, irgendein Gebiet außerhalb Chinas zu erobern. China wollte keine Fremdrassigen in sein Reich aufnehmen. China wollte zwar alles Wertvolle in Besitz nehmen, das es in den verwüsteten Ländern noch gab – es wollte aber nicht, daß die Menschen in diesen Gebieten Chinesen wurden; und die Chinesen, die in diesen Gebieten geboren und aufgewachsen waren, betrachteten sich ganz gewiß ebenfalls nicht als Einheimische.

Außer Verrückte wie Feng Miranda.

Es konnte für niemanden gut sein, in der Nähe von Verrückten gesehen zu werden. Während Miranda noch sprach, zog sich Castor deshalb langsam und unauffällig nach hinten in den Saal zurück, wo der Direktor des Kollektivs Perlenfluß stand, der genauso teilnahmslos wirkte wie die übrigen. »Sir?« flüsterte Castor und wollte den Mann fragen, ob ihm an dieser Trauerrede nicht irgend etwas seltsam vorkomme. Aber als der Direktor ihn ansah, überlegte Castor es sich anders. »Sir«, sagte er, »haben Sie für heute nacht ein Bett für mich gefunden?«

Der Gesichtsausdruck des Direktors veränderte sich nicht. »Natürlich, Pettyman Castor. Ich glaube, die Frau von der Renmin-Polizei will, daß du ihres mit ihr teilst.« Er machte eine Kopfbewegung zur Wand hinüber – und dort, auf einem Platz in der letzten Reihe, saß unauffällig Tsoong Delilah und lächelte spöttisch.

Er fragte sie nicht, was sie im Rinderkollektiv zu tun habe, und sie sagte es ihm auch nicht von sich aus. Sie nahm ihn nur bei der Hand und führte ihn entschlossen zum Gästehaus. Er glaubte, die Antwort ohnehin schon zu kennen. Er vermutete, daß die Renmin-Polizei solche Brutstätten des Wahnsinns streng überwachte – das war nur logisch. Vielleicht hatte Delilah diese Trauerfeier selbst arrangiert, und sie hatte offensichtlich gute Gründe dafür, daß sie ihn damit beauftragt hatte, die Asche des alten Mannes herzubringen. Vielleicht wollte sie ihn nicht in ihr eigenes Bett einladen, solange ihr Sohn sich in ihrer Wohnung aufhielt. (Dieser Gedanke entsprang seiner Eitelkeit, aber wenigstens in diesem Punkt hatte er recht.)

Als sie das Gästehaus erreicht und die Tür zu dem kleinen, dürftig eingerichteten Zimmer hinter sich geschlossen hatten, stotterte er: »Werden... Sie... das Mädchen verhaften?«

Sie lachte. »Seien Sie doch nicht albern«, sagte sie, während sie ihre Zivilhose weghängte und ein Nachthemd aus ihrem Gepäck zog. »Wir beobachten diese dummen Kinder, aber wir nehmen keine Verhaftungen vor – wenn nicht irgendeine Person, die es besser weiß, eines von ihnen ermordet. Kommen Sie ins Bett.«

Tsoong Delilah war nicht nur über sich selbst erstaunt, sie ärgerte sich auch über ihr Verhalten. Es verstieß gegen die Würde einer Inspektorin der Renmin-Polizei, sich sexuell zu einem Mann hingezogen zu fühlen, der jünger als ihr eigener Sohn war! Noch dazu ein Yankee!

Sogar bei ihrer Selbstkritik benutzte sie sich selbst gegenüber ausdrücklich die Floskel ›sexuell hingezogen‹. Nicht einmal morgens, wenn die Selbstvorwürfe kamen, während sie auf der Toilette saß und traurig ihre wütenden Blicke im Spiegel an der Badezimmertür sah, ließ sie den Begriff ›Liebe‹ zu. Ein solches Wort kam einfach nicht in Frage.

Delilah erinnerte sich daran, daß sie eine brillante Karriere hinter sich hatte und mit einer beträchtlichen Machtbefugnis ausgestattet war. Um diese Dinge herum organisierte sich ihr Leben, nicht um ›Liebe‹. Sollte Castor ihr in diesem Zusammenhang jemals lästig werden, würde sie ihn sofort fallenlassen. Mehr noch, sie würde ihn *töten*, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Daran zweifelte sie nicht im geringsten, und schon deshalb war das Wort ›Liebe‹ nicht anzuwenden. Ihr ging es nur um seinen kräftigen schlanken Körper, der ihr von den Füßen bis an die Schläfen reichte und der das ganze Innere ihres Körpers vibrieren ließ, wenn er in sie eindrang. Macht der Sexualität? Natürlich! Liebe? Um keinen Preis!

Als Castor sie am nächsten Morgen grinsend fragte: »Mußte ich deshalb die Asche herbringen? Damit wir weitermachen können, obwohl Ihr Sohn zu Hause ist?« antwortete Delilah leise, aber energisch:

»Die Anwesenheit meines Sohnes ist lästig, ja. Deshalb habe ich es vorgezogen, daß wir uns hier treffen, ja. Aber messen Sie dem bitte keine besondere Bedeutung bei.«

»Nun gut«, sagte er und grinste immer noch. Die Worte konnte Delilah hinnehmen, nicht aber sein Grinsen. Deshalb zog sie es

vor, nur die Worte zu registrieren. Castor fuhr fort: »Ich sollte am besten das Rad zur Kommune Himmlisches Getreide zurückbringen...«

»Die Bauern können es selbst abholen, Castor.«

»Das könnten sie wohl, aber ich muß den Bus nach New Orleans erreichen, und der hält hier nicht.«

»Bus!« sagte sie spöttisch. »Es wäre doch albern, wenn Sie den Bus nehmen, wo ich heute selbst nach New Orleans fahren muß! Allerdings muß ich unterwegs im Observatorium einiges Material abholen, aber das würde Ihnen doch nichts ausmachen, oder?«

»O nein«, sagte Castor, der sich offensichtlich freute, was wiederum Delilah ärgerte. Warum wollte sie diesem Jungen gefällig sein? Warum fragte sie ihn, ob es ihm etwas ausmache? Warum nahm sie ihn überhaupt in ihrem Wagen mit, wo es doch einen Bus gab? »Steigen Sie ein«, sagte sie und sprach erst wieder, als sie in die Küstenstraße einbogen, die am Observatorium vorbeiführte. Sie hatte finstere Gedanken. Gewiß, man versuchte, seinen Liebhabern gegenüber eine gewisse Rücksicht zu üben, aber dennoch...

Dennoch war ›sich sexuell zu einem Mann hingezogen zu fühlen‹ eine recht dünne Erklärung. Vor dem Observatorium trat sie hart auf die Bremse. »Sie warten hier, Castor. Bleiben Sie am besten im Wagen. Wenn ich Ihre Hilfe brauche, um die Sachen herauszutragen, werde ich Sie rufen.«

»In Ordnung, Delilah«, sagte er fröhlich und schaute sich auf dem Parkplatz um. Es war das erste Mal, daß er den Zaun, der um das Observatorium herumführte, von innen sah, und das wußte Delilah. Das mochte der Grund für seine Fröhlichkeit sein, aber was veranlaßte ihn dazu, sie so vertraulich anzureden? ›Delilah‹, in der Tat. Er mochte sie im Bett so nennen, denn da konnte sie nicht gut von ihm verlangen, daß er sie mit ›Inspektorin Tsoong‹ anredete, aber hier konnten die Wachen alles sehen und hören. Nein, dies war eine Unverschämtheit. Oder etwas

sehr Ähnliches. Während sie den Wachen ihre Papiere zeigte, überlegte sie, daß sie dem Jungen eine Lektion erteilen mußte.

»Sie können passieren, Inspektorin Tsoong«, sagte der wachhabende Unteroffizier. Sie nickte, und die massive Tür öffnete sich für sie. Sie setzte sich in das Vorzimmer und wartete auf den Direktor des Observatoriums, der ihr die Kassette bringen sollte, für die sie einen so weiten Umweg gemacht hatte. Diese Kassette war von größter Wichtigkeit, aber in ihren Gedanken nahm sie nur die zweite Stelle ein.

Delilah dachte an ihre Liebhaber. Seit ihr alternder Ehemann ins Mutterland gegangen war um zu sterben, hatte sie wie viele Liebhaber gehabt? Einen in der Woche? Es mußten mindestens ein paar hundert Bettgenossen gewesen sein. Sie hatten verschiedene Altersklassen und allen verfügbaren ethnischen Gruppen angehört. Jeder von ihnen hatte sich von jedem anderen unterschieden. Einige waren unangenehm gewesen oder untüchtig oder – was am schlimmsten war – hatten versucht, sie zu beherrschen. Sie hatte sich von jedem rasch wieder getrennt! Aber keiner von ihnen hatte sie so wenig ernst genommen wie Pettyman Castor. Das war ärgerlich, und darüber durfte sie nicht einfach hinweggehen, denn es könnte einen Skandal auslösen. Außerdem konnte sie sich so etwas in ihrer Stellung nicht erlauben, und schon gar nicht paßte es zum Ernst der Aufgabe, die sie hier im Observatorium zu erledigen hatte.

Der Junge geht zu weit, entschied sie streng. Ich muß ihn scharf zurechtweisen, dachte sie und überlegte sich gleichzeitig, ob es für ihn draußen im Wagen unter der grellen Sonne nicht zu heiß war.

Dann kam der Direktor des Observatoriums, und sie erfuhr, was sie hier abholen sollte.

Es machte Castor nichts aus, in der Sonne herumzufaulenzen. Immerhin befand er sich auf dem Gelände des Observatoriums, und das hatte er sich schon lange gewünscht. Hatte er nicht das Recht, sich hier aufzuhalten? Es war eine freudige Erkenntnis,

die ihm da plötzlich kam: Ja, er hatte dieses Recht. Er zog seinen Studentenausweis aus der Tasche und zeigte ihn den Wachen. »Da ich Student der Weltraumwissenschaften bin«, sagte er höflich auf Han, »habe ich das Recht, die entsprechenden Forschungsanlagen zu besichtigen.«

Die Wachen schauten sich gegenseitig an. Dann grinste der Wachhabende. »Aber nicht in den Gebäuden, Yankee-Student«, sagte er. »Wenn Sie wollen, dürfen Sie sich auf dem Parkplatz frei bewegen.«

»Das freut mich«, rief Castor strahlend. Nach seiner Auslegung bedeutete ›Parkplatz‹ das ganze Gelände um die Anlage herum – alles bis zu dem Maschendrahtzaun, der den nächstgelegenen der großen hellen Radioteleskopspiegel abspernte. Das Areal erstreckte sich über mehr als einen Hektar. Hier gab es viel zu erkunden! Er ging auf dem kürzesten Weg zu der Reihe von Teleskopspiegeln hinüber und drückte sich am Zaun fast die Nase platt. Wie riesig und schön dieses Teleskop war! Er sah die Parabolantenne, die die Radiowellen auffing, und das kleine heliumgekühlte Registriersystem, das sie zusammenfaßte und in lesbare Signale umwandelte. Es war großartig!

Dann ging er zum Observatoriumsgebäude zurück, schlenderte an den Wänden entlang und schaute durch die Fenster. Aber es war enttäuschend, denn durch die meisten Fenster war nichts zu sehen – das verhinderten Instrumente, Vorhänge oder aufgestapelte Kartons. Aber hier und da konnte er doch einen Blick erhaschen, und er sah im Schatten eines Raumes sogar einige im Observatorium beschäftigte Han-Chinesen, die an einer Bildschirmzeile Daten abriefen. Eines Tages, das nahm Castor sich fest vor, würde er selbst in einem dieser Räume arbeiten! Nach Beendigung seines Studiums würden sie ihn akzeptieren müssen – wenigstens im Observatorium. Daß er zum eigentlichen Raumfahrtprogramm zugelassen würde – falls es je wirklich eines geben sollte –, war nicht so wahrscheinlich. Zwar stimmte es, daß die chinesischen Raumfahrtbehörden das Programm unter dem Eindruck des fremden Raumschiffs anscheinend beschleunigen wollten, aber wenn es je wieder bemannte

Raumfahrt geben sollte, würden die Sinonauten keine Yankee-Amerikaner sein. Sie würden Sino...

»Castor! Pettyman Castor!«

Es war Delilahs Stimme, aber in diesem Tonfall hatte er sie noch nie sprechen hören. Castor drehte sich rasch um. Er war erstaunt darüber, daß Delilah schon so schnell wieder herausgekommen war. Sie rannte fast zum Wagen hinüber, und sie trug einen flachen schwarzen Metallkasten. Aber Castor durfte ihn ihr nicht abnehmen. Als er danach griff, riß sie ihm den Kasten wütend aus der Hand. »In den Wagen, Pettyman«, fauchte sie. »Bewegen Sie sich! Wir müssen sofort zurück nach New Orleans!«

Sofort bedeutete sofort – nicht nur schnell, sondern so schnell wie es der Wagen überhaupt schaffen konnte. Geschwindigkeit war ihr einziges Anliegen, und Sicherheit schien dabei überhaupt keine Rolle zu spielen. Die ganze Küstenstraße entlang fuhr sie mit Höchstgeschwindigkeit, wobei das flackernde Rotlicht auf dem Dach und das Heulen der Polizeisirene die anderen Verkehrsteilnehmer aus dem Weg scheuchte.

Während der ganzen Fahrt sprach Delilah kein Wort.

Als sie den Kern der alten Stadt erreicht hatten, verringerte Delilah das Tempo. Nicht sehr. Gerade soviel, daß die Passanten zur Seite springen konnten. Sie sprach kurz in das Mikrophon des Funkgeräts, und nach einer Minute erschienen zwei weitere Fahrzeuge der Renmin-Polizei und fuhren ihrer Inspektorin voraus. Aber die Fahrt ging nicht zu dem Gebäude, in dem sie ihre Wohnung hatte. An den Straßen, in die sie abbogen, erkannte Castor, daß Vielgesichts Haus das Ziel war, und er war erstaunt. Er war noch erstaunter, als sie den Block erreichten, in dem das Haus lag. Hier drängte sich Fahrzeug an Fahrzeug. Am Bordstein parkten Limousinen mit Dienstkennzeichen – und andere Fahrzeuge, die so luxuriös und neu waren, daß es keiner Dienstkennzeichen bedurfte, um zu wissen, daß sie Vertretern der Macht gehörten. Alles, was in New Orleans Rang und Namen

hatte, schien heute abend vor Vielgesichts Haus geparkt zu haben. Polizei. Renmin-Beamte. Universitätsdirektoren.

»Was ist denn hier los?« fragte Castor und schaute sich verblüfft um.

»Es sollte Ihre Intelligenz nicht übermäßig strapazieren, Student, sich das selbst zusammenzureimen«, sagte Delilah, als sie ihren Wagen parkte. Was sie sagte, klang hart und kalt wie üblich, aber der Tonfall war anders. Erstaunt sah Castor, daß sie beunruhigt war. Nein, es hatte seine Intelligenz in der Tat nicht übermäßig strapaziert zu erkennen, daß der Kasten aus dem Observatorium irgend etwas höchst Unangenehmes enthalten mußte, und aus den vielen Dienstfahrzeugen war zu schließen, daß der hohe Parteifunktionär Fung Bohsien eine Sitzung der führenden Kader anberaumt hatte, um die Angelegenheit zu diskutieren. All das war ihm schon die ganze Zeit klar gewesen. Aber Delilahs besorgtes Gesicht zu sehen, zu beobachten, wie sie sich auf die Lippen biß – Tsoong Delilah, die forsche Polizeiinspektorin! –, das war schon überraschend! Und sie erstaunte ihn immer mehr. Castor stieg aus dem Wagen, und bevor seine Füße den Boden erreichten, hörte er die Tür an der Fahrerseite zuknallen. Als er seine Tür zuschlug, war sie schon die Stufen zum Haus hinaufgerannt und klopfte ungeduldig an Vielgesichts Tür. Sie hielt den Kasten fest unter dem Arm geklemmt, und als auch Castor die Stufen hinaufeilte, warf sie ihm einen eisigen Blick zu. »Sie gehen auf Ihr Zimmer«, befahl sie. »Eine Geheimsitzung ist einberufen worden, an der Sie nicht teilnehmen dürfen. Haben Sie verstanden?«

»Ja, Delilah, ich habe sehr gut verstanden«, sagte er. »Da ich nicht im Haus bin, um die Tür zu öffnen, und Vielgesicht es ohnehin nie tut, brauchen wir hier nicht stehenzubleiben. Stoßen Sie die Tür auf, damit wir hineingehen können.«

Es war ein billiger Sieg, an dem er keine Freude hatte, denn Delilah hatte nicht die verhaltene Empörung gezeigt, mit der sie sonst reagierte, wenn er einen Witz auf ihre Kosten machte.

Castor sah, daß sie über diesen Punkt hinaus war. Und das bedeutete, daß es nichts Triviales sein konnte, über das sie sich Sorgen machte.

Castor befolgte ihre Anweisungen, jedenfalls bis zu einem gewissen Punkt. Er ging zunächst auf sein Zimmer. Aber dann schaltete er den Bildschirm an und versuchte, Neuigkeiten aus dem Raum zu erfahren. Ohne Erfolg. Als er die Daten abrief, erfuhr er lediglich, daß elektromagnetische Emissionen registriert worden seien. Worum es sich bei diesen Emissionen handelte, wurde nicht gesagt – es hätten Radarstrahlen oder automatische IFF-Impulse sein können, vielleicht auch Strahlen aus einem Fernmeßgerätesystem – oder eine Botschaft. Die Nachrichtenkanäle sagten nichts darüber. Auch die interaktiven Kanäle, auf denen man mit Hilfe von Kodeworten für die Schlagzeilen ungekürzte Berichte über jeden Aspekt der Angelegenheit abrufen konnte – auch sie boten keine Information, die Castor weitergeholfen hätte. Er ließ das Gerät eingeschaltet, so daß die Suche automatisch weiterging, und setzte sich auf die Bettkante. Er schaute durch das Fenster auf die schornsteinbestückte Silhouette des French Quarter hinaus und dachte nach.

Im allgemeinen achteten die Chinesen wenig auf Geheimhaltung.

Wenn etwas der Geheimhaltung unterlag, mußte es schon etwas Politisches sein.

Aber was hatte ein Raumschiff auf einer Umlaufbahn mit Politik zu tun?

Castor trat an die Tür seines Zimmers und öffnete sie. Vielgesichts Haus war fast zweihundert Jahre alt und war Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts im großzügigen Stil der besseren Leute von Louisiana gebaut worden. Die Korridore waren geräumig, die Treppen breit und die Decken hoch. Unglücklicherweise waren auch die Türen sehr solide. Aus dem Salon, in dem die Diskussion zwischen Vielgesicht und seinen Gästen stattfand, hörte Castor zwar Stimmengewirr, aber auf diese Entfernung war es unmöglich, auch nur ein einziges Wort zu

verstehen. Er zog sich in sein Zimmer zurück, als ein paar junge Leute mit finsternen Gesichtern auftauchten, die offenbar den Beginn der Sitzung verpaßt hatten. Nachdem sie die Haustür aufgestoßen hatten, verschwanden sie im Salon.

Castor wußte, daß er jetzt nicht die Treppe hinuntergehen konnte, um an der Tür zu lauschen; irgendein anderer verspäteter Sitzungsteilnehmer könnte ihn dabei überraschen.

Aber warum eigentlich nicht? Was könnte es schaden? Schließlich wohnte er in diesem Haus und durfte sich hier frei bewegen.

Nachdem er sich das eingeredet hatte, schlich er leise die Treppe hinunter und drückte sich an die leider so dicke Tür. Aber sie war nicht ganz schalldicht. Die Stimmen drangen nach außen. Sie sprachen alle die Hochsprache, aber das war für ihn kein Problem. Das Problem lag darin, daß alle gleichzeitig zu reden schienen. Die meisten der Stimmen waren ihm nicht vertraut, aber er erkannte Vielgesichts schrillen Diskant und Delilahs respektvolle aber aufgeregte Altstimme.

Er konnte immer noch kein einziges Wort verstehen. Er legte das Ohr an den Türspalt – und hörte einen Augenblick zu spät, wie sich die Haustür öffnete. Er richtete sich rasch auf, aber nicht schnell genug, um herber Kritik zu entgehen. »Yankee!« kreischte eine weibliche Stimme – sie gehörte einer faltigen alten Frau in der blauen Tracht des Mutterlandes. »Was treiben Sie da? Machen Sie sofort, daß Sie wegkommen!«

Castor warf ihr einen mürrischen Blick zu. Er blieb noch eine Weile stehen, damit sie erkannte, daß er nicht auf ihren Befehl hin verschwand, sondern weil er es selbst wollte. Dennoch, er tat, was sie ihm befohlen hatte. Er beugte sich ihrer Anweisung. Aber er ging nicht auf sein Zimmer.

Seine Neugier juckte ihn so sehr, daß er sie befriedigen mußte. Er schaute noch kurz zu der geschlossenen Tür hinüber und schlich sich dann in Vielgesichts privates Arbeitszimmer.

Vielgesicht hatte etwas, das Castor nicht hatte, nämlich einen Empfänger mit hundert Kanälen. Selbst wenn Castor sein

Terminal an dieses Gerät anschloß, hatte er nicht die Vielzahl von Möglichkeiten, die Vielgesicht zur Verfügung standen. Er schloß die Tür des Arbeitszimmers hinter sich und suchte systematisch nach weiteren Informationen.

Es gab keine. Nicht auf den örtlichen Kanälen. Nicht auf den Kanälen für die wenigen amerikanischen Indianer oder Mexikaner, die überlebt hatten. Nicht auf den Kanälen des Mutterlandes, die über Satelliten in der Ionosphäre sendeten. Und auch nicht auf den zahlreichen Kanälen, auf denen Han-China seine Programme ausstrahlte.

Natürlich, sagte er sich irritiert, hieß das nur, daß es sich um etwas besonders Interessantes handelte. Wenn die Nachricht, über die sich die höchsten Funktionäre in New Orleans die Köpfe heiß redeten, der Öffentlichkeit vorenthalten wurde, mußte es sich in der Tat um etwas Wichtiges handeln. Stirnrunzelnd streckte Castor die Hand aus und schaltete das Gerät ab...

Dann fiel ihm etwas ein. China konnte natürlich alle seine Sendungen absolut kontrollieren, aber es gab Gegenden auf der Erde, wo Chinas Gesetze nicht galten.

Selbst auf Vielgesichts Gerät, das hundert Kanäle empfangen konnte, war es schwer, einen der indischen Kanäle einzustellen. Ihre Satelliten arbeiteten mit geringer Energie, und ihre Antennen waren oft völlig falsch ausgerichtet. Als das Bild endlich erschien, war es körnig, und das Register war unbeständig – Castor brauchte über ein Dutzend Versuche, bis er die Geschichte fand, die er erfahren wollte.

Aber die Geschichte war da.

Als die richtige Sequenz schließlich eingespielt wurde, sah Castor einen jungen Inder mit pomadigem Haar und weißer Jacke, der jenes höhnische Grinsen aufgesetzt hatte, das man bei den indischen Propagandisten immer sah, wenn sie etwas Abträgliches über China zu vermelden hatten. Hinter dem Sprecher war eine Aufnahme aus dem Weltraum eingeblendet. Obwohl das Bild durch die schlechte Satellitenübertragung nur verschwommen auf den Bildschirm kam, erkannte Castor die

Szene. Es war das unbekannte Raumschiff. Die geringe Qualität des Bildes ließ vermuten, daß es entweder durch die minderwertigen indischen Teleskope aufgenommen oder von einem ihrer Spione aus chinesischen Quellen gestohlen worden war.

Was der Mann sagte, erregte Castors besondere Aufmerksamkeit. »Die Volksrepublik China«, sagte er höhnisch, und seine wulstigen Lippen wölbten sich um jedes Wort, bevor sie es ausspuckten, »enthält einmal mehr ihrem Volk die Wahrheit vor.« Da der Satellit die Sendung in die westliche Hemisphäre ausstrahlte, sprach der Ansager englisch – fast akzentfrei, wie Castor bemerkte. »Es ist nicht zu leugnen, daß die Chinesen eine Botschaft empfangen haben, wenn auch die Öffentlichkeit darüber nicht informiert wurde. Wir präsentieren Ihnen jetzt den Text dieser Botschaft – auf englisch, genau wie Sie ihn jetzt hören.«

Es folgte eine Pause, und der Inder mit dem höhnischen Gesichtsausdruck schürzte die Lippen um zuzuhören. Dann war eine aufgezeichnete Stimme zu hören.

»Achtung!« sagte sie in tiefem, heiserem und flüsterndem Tonfall.

Wieder folgte eine Pause, und im Hintergrund tauchten Bilder auf – eine Frau in einer Art Militäruniform; eine andere Frau, die etwas auf der Schulter trug, das wie eine Tiergruppe aussah, und fast nackt neben einer großen Fledermaus oder einem kleinen Drachen stand; eine große Stadt mit glasverkleideten Hochhäusern in allen Farben des Lichts, über denen ähnliche Kreaturen kreisten.

Dann war die Stimme wieder zu hören: »Da Sie unsere Fähigkeiten anzweifeln, können wir Ihnen eine Demonstration anbieten.«

Der indische Ansager nickte, schürzte wieder die Lippen und hörte weiter zu.

»Wählen Sie eine Insel«, sagte die Stimme. »Wir werden Ihnen zeigen, daß wir in der Lage sind, alles Leben auf dieser Insel zu

vernichten. Dann werden Sie uns glauben, daß wir es ernst meinen und daß die chinesischen Invasoren in ihr eigenes Land zurückkehren müssen. Aber es gibt nur eine einzige Person, mit der wir bereit sind zu verhandeln, den Präsidenten der Vereinigten Staaten.«

Das Bild verschwand, und die Stimme verstummte. Der indische Ansager lächelte verächtlich. »Den ›Präsidenten der Vereinigten Staaten‹«, wiederholte er. »Als ob es so etwas gäbe! Kein Wunder, daß die chinesischen Kriegsherren sich über diese Botschaft ausgeschwiegen haben! Es wird interessant sein zu beobachten, wie sie sich winden werden bei dem Versuch, mit dieser Bedrohung ihrer üblen Hegemonie fertig zuwerden!«

Eine Stunde später erkannte Castor an den Geräuschen, die von unten heraufdrangen, daß die Versammlung sich auflöste. Er rannte die Treppe hinunter und traf Vielgesicht im Gespräch mit Tsoong Delilah an. Die anderen hohen Funktionäre waren schon gegangen. Mutig fragte Castor: »Stimmt es, was die Inder in ihrer Sendung über Satelliten bekanntgegeben haben?«

Tsoong Delilah sah ihn mitleidig und ein wenig müde an. »Ja, Castor.«

»Und es gibt ein Raumschiff, dessen Besatzung verlangt, daß die Chinesen Amerika verlassen?«

»Es hat den Anschein«, sagte sie tonlos.

»Und sie haben irgendwie die Fähigkeit, das Leben auf der Erde zu vernichten?«

Sie antwortete nicht. Auch Vielgesicht schwieg. Und für Castor war das Antwort genug.

Sobald die Nachricht über die indischen Satellitensender ausgestrahlt worden war, mußte jeder Versuch, sie noch länger geheimzuhalten, zum Scheitern verurteilt sein. Es war eine elektrisierende Nachricht. Sie verbreitete sich blitzartig im ganzen Renmin-Gebiet. Bei den Kommandoposten entlang der Grenze zu Indien stoben die Funken, über dem Zentralkomitee blitzte es auf, und im großen Raumfahrtzentrum auf der Insel Hainan sprühten Lichtbogen. Zuerst erfuhren es die hohen Funktionäre. Dann die Bürger aus dem Mittelstand, die indische TV-Sendungen empfangen konnten. Dann wußten es alle.

Über den Außenstellen in New Orleans und Sydney und Acapulco und überall sonst lag knisternde Spannung, so sehr war jeder von der Nachricht aus dem Weltraum elektrisiert Und das war auch in den vielen Ameisenstädten in Han China selbst der Fall.

Als das indische Satellitenfernsehen die Nachricht bekannt gab, war die Parteiführung in der Großen Halle des Volkes am Tienanmen-Platz bereits zu einer Sondersitzung zusammen getreten, obwohl es in Peking fast vier Uhr morgens war. Die Funktionäre wurden sofort informiert. »Hinduschweine!« knurrte der Volksbeauftragte für Kultur, ein fuchsgesichtiger langhaari-ger Mann, der einer Ahnenreihe von hundert Generationen von Kwangsi-Bauern entsprossen war – und sechs Generationen von hohen Parteifunktionären. Niemand hörte ihm auch nur zu. Was hatte eine Bedrohung aus dem Weltraum mit Kultur zu tun?

Und es war wirklich eine Bedrohung. Eine schreckliche und sehr gefährliche Bedrohung. Sie war so unerwartet gekommen, daß man völlig unvorbereitet war, und wer hätte auch vermuten können, daß dieses komische ausgestorbene Monstrum, genannt die ›Vereinigten Staaten von Amerika‹, nach all den Jahren noch raumfahrende Verbündete hatte? – bewaffnete und kriegerrische noch dazu! Gefährlich und unerwartet und auch noch unfair, denn welcher ›Invasion‹ hatte sich China denn schuldig gemacht? Zu keiner Zeit hatte China die USA angegriffen! Die USA und die UdSSR hatten auf schmutzige Weise gemeinsam

Selbstmord begangen, und China hatte lediglich einen Teil seiner Menschen in die Lücke geschickt, die dadurch entstanden war.

Die Sitzungen des höchsten Führungsgremiums verliefen sehr förmlich – rituell, ja, so bis ins einzelne ausgefeilt wie ein Konklave. Jeder Funktionär hatte seinen eigenen Saaldiener, seinen eigenen Sekretär und seinen eigenen Leibwächter, und die Debatten wurden mit großer Würde geführt.

Aber bisher hatte man ja auch immer Zeit genug gehabt, die Debatte mit Würde zu führen, ganz wie es uralter chinesischer Tradition entsprach. Aber jetzt hatte man keine Zeit. Es ging um ein Ultimatum. »Meinen sie es wirklich ernst?« –

»*Natürlich* meinen sie es ernst, verdammter Schweinemist!« – »Aber könnten sie es überhaupt schaffen?« – »Wer weiß das schon?« Es gab Befürchtungen: »Wenn sie Amerika erobern, was kommt als nächstes?« – »Wollen sie dann vielleicht China selbst erobern?« Es gab aus Angst geborene gierige Hoffnung: »Aber wenn sie *wirklich* so mächtig sind und wir uns mit ihnen *verständigen* könnten, dann vielleicht gegen die Inder. Wir könnten die Inder vernichten! Natürlich nur, wenn wir wollen.«

So berieten sich die höchsten Funktionäre und versuchten, einen Plan zu entwickeln, und immer wieder sagten sie, wie *unfair* das doch alles sei... und kamen schließlich zu der Erkenntnis, zu der jede Nation in vergleichbarer Lage kommen muß, nämlich, daß es hier überhaupt nicht mehr um Fairneß ging. Es fiel ihnen schwer, zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Sie brauchten Hilfe. Ein Maultier bewegt sich vorwärts, wenn man es ihm befiehlt, aber zuerst muß man ihm mit dem Stock auf die Nase schlagen, damit es überhaupt aufmerksam wird. Und sie wurden aufmerksam, als ein Fernlenkgeschoß aus dem Weltraum über die Sahara, den Indischen Ozean, Indochina und die Philippinen hinwegraste und fünfzehnhundert Meter über Shikiki explodierte, einer Insel im westlichen Pazifik, gleich nördlich von Truk. Es war keine sehr große Insel. Sie war nicht einmal bewohnt – jedenfalls nicht von Han-Chinesen. Aber sofort erlosch alles Leben auf der Insel.

Nach diesem Vorfall waren sich die hohen Funktionäre einig in ihrem Entschluß. Das Dumme war nur, daß sie nicht recht wußten, was es denn Sinnvolles gab, das sie hätten beschließen können.

Wenn Tsoong Delilah sich in diesen Tagen dazu herabließ, das Hauptquartier der Renmin-Polizei aufzusuchen, sprangen sogar die Kommissare auf, um ihr die Tür zu öffnen. Aber sie ging nicht oft hin; sie hatte zuviel zu tun, als daß sie ihre Zeit mit Polizeiroutine hätte verschwenden können, und das wußte in der Renmin-Verwaltung auch jeder. Beförderung? Sie hätte nur mit den Fingern zu schnippen brauchen, um jeden gewünschten Rang zu erreichen; aber sie brauchte keine Beförderung, denn sie hatte ohnehin Zugang zu den höchsten Kreisen.

In diese Situation war sie eher durch Zufall geraten, denn nur zufällig wurde ausgerechnet Delilah damit beauftragt, die Bänder nach New Orleans zu bringen, die zu geheim waren, als daß man sie per Funk hätte übermitteln können. Sie nahm an der ersten Krisensitzung des Renmin von New Orleans teil, und weil sie gerade zu diesem Zeitpunkt anwesend war, wurde sie logischerweise auf Dauer in das Komitee aufgenommen. Und warum war es erforderlich, daß eine hohe Polizeibeamtin dem Komitee als ständiges Mitglied angehörte? Weil alles mögliche geschehen konnte! In den sogenannten Unteren Achtundvierzig lebten immer noch fast acht Millionen Yankees, und wer konnte ahnen, welche Verrücktheiten einige von ihnen sich einfallen lassen würden? Vielleicht sogar ernste und gefährliche Verrücktheiten, wenn man sie nicht unter Kontrolle hielt. Gewiß, sie schienen sich ruhig zu verhalten. Aber auch besonnene Leute geraten gelegentlich ohne jeden Grund außer Rand und Band – da brauchte man nur an die Kulturrevolution zu denken. Aus Gründen der Religion, des Patriotismus oder irgendeiner Stammesloyalität können friedliche unterworfenen Völker sich plötzlich wie wahnsinnig gebärden – da brauchte man nur an den alten Iran oder an Irland oder an Südafrika zu denken. Der reichste und friedlichste Staat kann durch blutige Aufstände

zugrunde gerichtet werden – dafür gab es in aller Welt Beispiele. Nein. Die Polizei mußte jederzeit bereit sein. Die ständige Anwesenheit eines Verbindungsbeamten war unbedingt erforderlich.

Delilah saß also jetzt stumm auf einem der hinteren Plätze der Halle des Volkes und hörte sich die Diskussionen und Streitgespräche an.

Es war fast so schlimm wie bei den ersten Sitzungen des Hohen Rates in Peking – und in der Tat waren in New Orleans viele der höchsten Funktionäre aus Peking anwesend, die eigens nach Amerika entsandt worden waren. Geheimsitzungen konnten nicht über Satelliten abgewickelt werden – das fremde Raumschiff würde alles registrieren. Und New Orleans war der Ort, an dem die Fäden zusammenliefen; die Vereinigten Staaten waren das Problem, und nur in den Vereinigten Staaten konnte man nach einer Lösung suchen.

Natürlich hatte niemand auch nur die geringste Ahnung, worin diese Lösung bestehen könnte.

Auch Castor durfte als Saaldiener des hohen Parteifunktionärs Vielgesicht an der Sitzung teilnehmen; von ihrem Platz in der hinteren Reihe aus sah Delilah ihn zu Vielgesichts Füßen sitzen, und sie beobachtete, wie interessiert er den Ausführungen jedes einzelnen Sprechers folgte. Die Hälfte aller Bemerkungen waren an sie gerichtet. »Überwachung verschärfen!« – »Gewiß, Kader Hsu. Ich werde dem Renmin-Hauptquartier sofort Weisung erteilen.« – »Lassen Sie alle als ›Patrioten‹ bekannte Leute verhaften, zum Beispiel diese Feng Miranda.« – »Bei allem Respekt, Genosse Finanzdirektor, ich rate davon ab. Das ließe vermuten, daß wir fürchten, die Massen könnten sich ihnen anschließen. Im Bedarfsfall könnten wir sehr schnell sehr viele Verhaftungen vornehmen. Sie sind uns alle bekannt.« Delilah hatte keine Sekunde Ruhe, und sie erwies sich als außerordentlich kompetent, aber das hinderte sie nicht daran, die Knie ein paar Zoll auseinanderzunehmen, als sie Castor auf seinem niedrigen Schemel sitzen sah. Als sie später eine oder zwei Stunden mit ihm alleinsein konnte, nahm sie sie natürlich noch

weiter auseinander. Wie schade, daß er soviel von der knappen Zeit mit Reden verschwendete! Außerdem hatte er eine sehr seltsame Vorstellung von Bettgesprächen! »Wird das Raumschiff wirklich China angreifen?« flüsterte er ihr ins Ohr, das sich auf viel zärtlichere Worte eingestellt hatte. Sie richtete sich steif auf und sagte ihm, er solle sich nicht lächerlich machen. Niemand würde es je wagen, Han-China anzugreifen. Eine wertvolle Viertelstunde ging verloren, während sie diese Frage klärten, um sich dann wieder dem Wichtigen zuzuwenden.

Dem wenigstens für sie Wichtigen.

Für Pettyman Castor war etwas ganz anderes wichtig. O ja, er genoß es, ihren Körper zu gebrauchen! Aber ganz sicher hatte er auch andere Dinge im Kopf. Eine Zeitlang hatte Delilah den quälenden Verdacht, daß sich Castor einen überwältigenden Sieg des fremden Raumschiffs geradezu wünschte – uneingeschränkte Freiheit für ›Amerika‹, wie lächerlich diese Vorstellung auch war. Aber diese Befürchtung verringerte sich und verschwand. Castor dachte überhaupt nicht politisch. Der Gedanke an eine Rettungsmission zur Befreiung Amerikas von den Han-Chinesen erschien ihm zwar so phantastisch, daß er von ihm fasziniert war, aber er ergriff nicht Partei – wie sie auch ausgehen mochte, die Auseinandersetzung war für ihn interessant, und er dachte über die Sache nach, aber es war ihm völlig gleichgültig, wer am Ende gewinnen würde.

Was ihn weit mehr interessierte – nein, was ihn weit mehr erregte als Freiheit für Amerika oder die delikaten Stellen an ihrem Körper –, war der Weltraum. Der Gedanke, daß sich tatsächlich menschliche Wesen auf einer Umlaufbahn bewegten, faszinierte ihn. Die Möglichkeit, daß sich im Raum etwas Wichtiges ereignen könnte, war aufregend. Aber noch aufregender war für ihn die vage und kaum erfüllbare Hoffnung, daß er eines Tages vielleicht selbst die Chance bekam, dort oben, weit jenseits der Atmosphäre, in die Leere hinaufzusteigen.

Und das alles, so überlegte Delilah, fesselte ihn weit mehr als sie es je könnte.

Nicht einen Augenblick lang dachte er daran, daß sie für die Stunden, die sie in seinem Bett verbrachte, einen hohen Preis zahlen mußte. Sie mußte sich die Zeit stehlen. Ihr Sohn wohnte jetzt bei ihr, und dieser Sohn hielt überhaupt nichts von Liebesverhältnissen mit arroganten Yankee-Bauern, die sich nicht zu bescheiden wußten. Wenn Delilah nachts nach Hause kam, war der junge Tsoong Arnold immer noch wach und wartete auf seine Mutter, und fast hätte er an ihr herumgeschnüffelt, um am Sexgestank zu erkennen, daß sie mit Pettyman Castor wirklich das trieb, was er schon lange vermutet hatte. In dieser Hinsicht glich Tsoong Arnold seinem Vater. Auch der Alte war puritanisch und selbstgerecht gewesen, obwohl Delilah ihm keinen Grund zur Eifersucht gegeben hatte – nun, jedenfalls nicht sehr oft.

Besonders ärgerte sich Delilah darüber, daß der Junge ihr für das, was sie tat, nie Vorwürfe machte. Er wollte sich nur immer mit ihr unterhalten – und das um Mitternacht und noch später, wenn sie sich nichts sehnlicher wünschte, als endlich einschlafen zu dürfen.

Manchmal ging es bei diesen Gesprächen um Wichtiges, denn es gab Probleme, die gelöst werden mußten. Probleme zum Beispiel, die mit Arnolds Zukunft zu tun hatten. Er war erst eine Woche bevor er nach Hause kam aus dem Militärdienst entlassen worden. Es sei kein günstiger Zeitpunkt für eine Entlassung gewesen, erklärte er ihr, denn zum ersten Mal könnte er einen Grund haben, länger zu dienen. Er spielte mit dem Gedanken, wieder in die Streitkräfte einzutreten – und zwar schnell, denn nur so konnte er seinen Dienstrang und seine Position beibehalten. »Was meinst du, Delilah?« fragte er gelegentlich. »Wird es Ärger mit den Yankees geben?«

»Keine Chance, mein Sohn« – und sie wünschte, er möge Schlafengehen – oder wieder zum Militär – oder durch ein Wunder sechzehn Jahre jünger werden, damit sie ihn wieder in den Kindergarten schicken konnte.

»Aber es könnte Ärger geben! Vielleicht müssen Befriedigungsaktionen durchgeführt werden. Es kann zu Kämpfen kommen!

Vielleicht müssen wir die Eingeborenen in ihre Bergfestungen zurücktreiben, ihre Führer gefangennehmen und der gerechten Strafe zuführen...«

»Die Berge in der Provinz Louisiana sind nicht der Rede wert«, erinnerte ihn seine Mutter und gähnte verzweifelt.

Sein Gesicht straffte sich.

Seine Finger arbeiteten, als wollten sie sich um einen Gewehrkolben schließen. »Was wird der Rat auf das Ultimatum hin unternehmen?«

»Natürlich werden sie den amerikanischen Präsidenten zu ihnen schicken«, sagte seine Mutter mit einem Anflug von Humor.

Aber Arnold hatte keinen Sinn für Humor. »Präsident?« sagte er. »Welcher Präsident? Es gibt keinen amerikanischen Präsidenten.«

»Dann werden wir eben einen erfinden müssen«, sagte seine Mutter. »Und jetzt geh schlafen.«

Auch sie ging schlafen, aber vorher saß sie noch eine Weile auf der Bettkante und starrte ins Leere.

Eines aber trug dazu bei, die ängstliche Spannung zu mildern, und das waren die Gesetze der Orbitalen Ballistik. Zuerst war das fremde Raumschiff viele Millionen Kilometer entfernt auf der erdabgewandten Seite der Sonne geortet worden. Es brauchte Zeit, sich der Erde zu nähern. Zwischen den ersten Botschaften und dem Ultimatum hatte es die Sonne an der Rückseite passiert. Als das Ultimatum übermittelt worden war, schwenkte es in Richtung Erde ein. Es setzte weitere Botschaften ab, aber es konnte nicht erwarten, daß die ›Eroberer‹ ihm den Präsidenten der Vereinigten Staaten in Person präsentieren würden, bevor es erheblich näher gekommen war.

Man hatte also noch Zeit. Zeit zum Nachdenken und zum Planen.

Und nun saß Delilah hinten im Sitzungssaal, verfolgte die Debatte und schaltete sich ein, wenn die Polizei in Aktion treten mußte – natürlich nur prophylaktisch. Die Bevölkerung nahm reges Interesse, aber von einem Aufstand war sie weit entfernt. Delilah ließ ihren Sohn in die Sicherheitskräfte aufnehmen, und zwar in die Verwaltungssektion, damit er in ihrer Nähe sein konnte – und sie sorgte dafür, daß er Nachtdienst tun mußte, damit er sie nicht störte. Und sie beobachtete die weitere Entwicklung.

Die hohen Parteifunktionäre hielt Delilah für Feiglinge. Sie hatten Angst um das allmächtige China, obwohl das fremde Schiff bisher nur gezeigt hatte, daß es in der Lage war, eine winzige Insel zu vernichten. China hatte den globalen Schlagabtausch zwischen Amerika und der Sowjetunion überlebt. Es würde auch jeden Schlag überleben, den das fremde Raumschiff gegen das Land führen konnte. Was für ein Schaden auf dem Boden angerichtet werden kann, wußte Delilah recht gut. In ihrer Jugend, als sie ihren Militärdienst ableistete, flog sie eine Maschine, die über afrikanischen Dörfern Drogen versprühte, die beim Menschen zu einer fünf Jahre anhaltenden Sterilität führten. Das war in einer fliegenden Einheit der Militärpolizei; und deshalb entschloß sie sich auch dazu, nach ihrer Entlassung weiter bei der Polizei zu arbeiten, wenn auch nicht mehr in einem Flugzeug. Die Sterilitätsdroge tötete natürlich die Menschen nicht, aber Delilahs Job brachte es mit sich, daß sie mehr über den Luftkrieg wissen wollte, und sie beschaffte sich die entsprechende Literatur. Ein Luftkrieg konnte gewaltige Zerstörungen und Schäden verursachen, und gewiß kamen Menschen dabei ums Leben. Aber aus der Luft alleine war kein Krieg zu gewinnen.

Vielgesicht wußte das. Von allen Genossen im grüngoldenen Saal war er der einzige, der immer wieder sagte: »Das ist nicht nur ein Grund zur Besorgnis, dies ist auch eine Chance, wenn wir nur wissen, wie wir sie wahrnehmen können.« Der alte Mann erholte sich gerade von seiner letzten Implantation – und die Dringlichkeit der Angelegenheit beschleunigte zweifellos seine Genesung. Vielgesicht war selbst ein ganzes Komitee – er

betrachtete sich auch als Komitee – aber in einer Krise sprach das Komitee mit einer einzigen Stimme.

Vielgesicht war zum Beispiel viel vernünftiger als Tchai Howard, der Direktor für Steuern und deren Eintreibung, ein winziger Mann von kleinlicher Veranlagung, dessen Lieblingsrefrain lautete: »Wir müssen örtliche Unruhen verhindern! Die Yankees entwaffnen. Lager einrichten.«

»Und wer«, fragte Vielgesicht, »soll unsere Ernährung sicherstellen, wenn wir sie alle in Lager stecken? Außerdem *sind* sie schon in Lagern, Tchai; sie *leben* in Lagern in ihren Kommunen.«

»Aber Genosse Tchai hat recht«, piepste die Distriktkommandantin und rutschte unruhig auf ihrem mit Seidenbrokat bezogenen Stuhl hin und her. Und so ging der Streit weiter. Delilah sah, wie Castor von einem zum anderen blickte, und sie fragte sich, was er wohl von der ganzen Sache hielt.

Und dann sagte Vielgesicht: »Genossen, alles was wir brauchen, ist ein Präsident. Ein Präsident, dem wir vertrauen können, der den Han-Chinesen gegenüber Loyalität bewiesen hat und der genug vom Weltraum versteht, um mit den Fremden vernünftig verhandeln zu können. Einen Präsidenten, den wir unter Kontrolle haben.«

Und Tsoong Delilah schaute Castor an. Dann glitt sie stumm hinter den Sitzreihen entlang, beugte sich zu Vielgesichts riesigem Kopf hinab und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Vielgesicht sah sie erschrocken an. Einen Augenblick lang drohte seine eiserne Selbstkontrolle ins Wanken zu geraten, und die anderen Stimmen wollten sich Gehör verschaffen, aber er bekam sie sofort wieder in den Griff. »Pettyman Castor«, rief er. »Gehen Sie in meine Wohnung und holen Sie meinen Aktenkoffer. Den roten. Gehen Sie sofort.«

Am selben Nachmittag ging eine Botschaft an jedes Dorf, jedes Kollektiv, jede Farm und jede Fabrik in den ehemaligen Vereinigten Staaten. Sie lautete:

Es ist erforderlich, einen Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wählen, um mit dem Banditen-Raumschiff Kontakt aufzunehmen. Lassen Sie Ihre Leute wählen.

Melden Sie sofort die Gesamtzahl Ihrer Wähler, und zwar nach folgenden Kategorien:

- a) Gesamtzahl der Wähler in Ihrer Gemeinde.
- b) Gesamtzahl der für den Kandidaten abgegebenen Stimmen.
- c) Gesamtzahl der Wähler, die die Instruktionen nicht verstehen konnten.

Die Kategorien b) und c) sollten zusammen a) ergeben.

Während die Botschaft übermittelt wurde, eilte Castor zu Vielgesichts Haus zurück, fand den Aktenkoffer, wollte loslaufen – und wurde von einer Botschaft aufgehalten: »Kommen Sie nicht erst zurück. Der Rat hat sich vertagt.« Ein paar Stunden später kam Vielgesicht nach Hause. Er war nicht sehr mitteilsam, und mit dem Befehl, ihn nicht zu stören, zog er sich in sein Zimmer zurück. Wenig später kam Delilah. Sie war schon mitteilsamer, aber nur auf biologischer Ebene. »Wir werden essen, mein junger Freund«, verkündete sie aufgeräumt, »und dann werden wir uns ein paar Drinks genehmigen. Mein Sohn? Er hat heute nacht Dienst. Die ganze Nacht. Bis der Rat wieder zusammentritt, wird er jede Nacht Dienst haben, und folglich werde ich heute nacht hier bei Ihnen bleiben.«

Castor hätte sich lieber mit ihr unterhalten, aber mit dem Mund voll Essen oder voll Wein und später voll Delilah konnte er nicht reden. Er schlief ein, ohne daß seine Neugier befriedigt worden wäre – seine intellektuelle Neugier.

Um sechs Uhr morgens klingelte in seinem Zimmer das Telephon.

Er griff nach dem Hörer, aber Delilah griff über ihn hinweg und nahm selbst ab. Sie meldete sich, hörte zu, legte auf und drehte

sich dann grinsend zu Castor um. »Mr. President«, sagte sie, »ich wünsche Ihnen einen guten Morgen.«

Als das Komitee am späten Vormittag seine Beratungen fortsetzte, stand zu Vielgesichts Füßen kein Schemel für Castor. In der Mitte des Raumes stand ein vergoldeter Stuhl mit hoher Lehne, und alle mit Brokat bezogenen Sessel standen um ihn herum. Es gelang Tsoong Delilah, ein Lächeln zu unterdrücken, als sie Castor an seinen neuen Platz führte. Zu ihrem eigenen Platz zurückgekehrt, beobachtete sie amüsiert, wie ungemütlich sich der Junge fühlte. Sein Platz war zwar ein Ehrenplatz, aber kein sehr bequemer; er konnte nur einen Teil der Anwesenden sehen und reckte immer wieder den Hals, um zu erkennen, was hinter ihm vor sich ging.

Aber jetzt hatten die Leute, die vorn im Raum saßen, die Initiative ergriffen. Der Vorsitzende war Wa Fohtsi, der Chef der Delegation aus dem Mutterland und der mächtigste Mann im Saal. Er blinzelte Castor aus seinen kurzsichtigen Augen an und sagte:

»Machen Sie sich keine Sorgen, Mr. President. Niemand wird Ihnen etwas tun.« Castor starrte ihn an – es wirkte schon fast unverschämt. O nein, dachte Delilah, der Junge darf sich jetzt keinen Ärger einhandeln! Aber Wa fuhr bedächtig fort: »Als Präsident der Vereinigten Staaten werden Sie einige wenige sehr einfache Dinge tun müssen. Ihre Hauptaufgabe, wenn nicht Ihre einzige Aufgabe wird es sein, sich mit diesen Banditen in Verbindung zu setzen und sie über die Realitäten zu informieren.«

»Was...« sagte Castor eifrig, aber der alte Buddha hob die Hand.

»Worin diese Realitäten bestehen, wird Ihnen erklärt werden, bevor Sie mit dem Raumschiff Verbindung aufnehmen. Es wird keine ›Konversation‹ geben, Pettyman Castor. Sie werden ein vorbereitetes Manuskript haben, dessen Inhalt den Fremden übermittelt wird. Im Grunde sollen Sie sie nur davon überzeugen, daß wir Han-Chinesen nichts Böses getan haben. Daß wir, bei richtiger Betrachtung der Situation, sogar Amerikas

Wohltäter sind. Ihr eigentliches Ziel wird es sein, sie dazu zu veranlassen, nicht nur ihre Drohungen gegen China zurückzunehmen, sondern uns aktiv dabei zu unterstützen, die Inder dazu zu bringen, ihre schändlichen Praktiken aufzugeben, wie etwa die Ausstrahlung von Propagandasendungen in Han-Gebiete. Das alles jedoch wird Ihnen noch erklärt werden. Es wird eine Weile dauern, bis das Raumschiff wieder eine Position erreicht, von der aus es sich mit uns in Verbindung setzen kann. Wir werden also genug Zeit zu Ihrer Umerziehung haben.«

»Ich verstehe«, sagte Castor ernüchtert.

Aber seine Stimmung hob sich, als Wa sagte: »Inspektorin Tsoong Delilah wird Ihnen zugeteilt, damit sie Ihnen bei Ihrer Umerziehung helfen kann, und Sie werden ihr einen offiziellen Titel verleihen.« (»Ich, Castor? Tsoong Delilah einen Titel verleihen?«) »Ihnen wird ein angemessenes Quartier und Personal zur Verfügung gestellt werden.« (»Quartier? Personal?«) »Es wird auch nützlich sein«, fuhr Wa nachdenklich fort, »wenn Sie zum Schein eine Art Regierungsapparat zusammenstellen. Mindestens ein Kabinett. Wenn wir unsere Botschaft an das Verbrecherschiff vorbereiten, können Sie zusammen mit Ihrem Kabinett auftreten und dadurch der ganzen Prozedur den nötigen amtlichen Anstrich geben.«

»Natürlich«, rief Castor. »Was ist ein Kabinett?« fragte er dann.

Wa schaute amüsiert zu Delilah hinüber, die finster blickte, obwohl ihr plötzlich das Herz schmolz. Der arme, unschuldige, unwissende Junge! »Ein Kabinett, Genosse Pettyman«, sagte sie streng, »ist eine Gruppe hoher Beamter. Den unter diesen Umständen wichtigsten von ihnen nennt man Außenminister, und Genosse Wa war so großzügig, mir diesen Posten anzubieten.«

»Ach, nicht großzügig, Inspektorin Tsoong«, protestierte der alte Mann milde. »Die Logik der Situation erforderte es.« Er schloß einen Augenblick die Augen um zu überlegen, ob er etwas vergessen hatte, aber ihm fiel nichts ein. Dann öffnete er die

Augen wieder und hielt Castor auf Westernart die Hand hin. »Das wäre alles, Mr. President«, sagte er und zwinkerte mit den Augen. Als Castor zusammen mit Tsoong Delilah den Raum verließ, hörte er den alten Buddha kichern.

Auf dem Weg zu ihrer Wohnung ertrug Delilah in ihrem Wagen geduldig Castors Geschwätz. Der dumme Junge hielt das Ganze fast für die Wirklichkeit! Nein, nicht ganz – natürlich war es Realität, es war so sehr Realität, wie es die Präsidentschaft in einem fast imaginären Land nur sein konnte. Aber er hielt es für Wirklichkeit!

Und in gewisser Hinsicht war es beinahe Wirklichkeit. Als Delilah mit Castor zu dem Stockwerk hinaufgefahren war, in dem ihre Wohnung lag, genoß sie es, ihm das auch zu zeigen. Sie führte ihn an ihrer Wohnungstür vorbei bis an die Tür zu einem noch größeren Apartment, zog den Schlüssel dazu aus ihrer Handtasche und reichte ihn Castor. »Mr. President«, sagte sie mit Grandezza, »zur Präsidentschaft gehört auch eine Präsidentsuite, und diese, Castor, gehört Ihnen.«

Wie kindlich die Yankees manchmal staunen konnten! Sein Gesichtsausdruck hätte bei ihr normalerweise hysterisches Gelächter ausgelöst, aber in diesem Augenblick kamen bei ihr eher zärtliche Gefühle auf. Er schwitzte vor Freude und Aufregung, als er seine eigene Tür aufschloß und sein eigenes Apartment betrat. Er ging nicht hinein. Er rannte hinein. Er wartete nicht auf Delilah. Sie folgte ihm und mußte lächeln, als sie sah, mit welcher Begeisterung er die Küche inspizierte – »Sie ist ja größer als Ihre!« – und das große Schlafzimmer – »Ein Wasserbett?« – und dann der Blick aus dem Fenster und der kleine Springbrunnen mit dem Felsbassin in einer Ecke der Glasveranda. Delilah verstand sehr gut, daß ihm die Wohnung gefiel. Sie war sehr schön, besser als ihre eigene, und die früheren Bewohner hatten sie nur widerwillig geräumt.

Vor dem Bett nahm er sie in die Arme und ließ sich nach hinten fallen. Das kalte Wasser unter ihnen schwappte hin und her und schüttelte sie durch. Verärgert versuchte Delilah, sich loszureißen, aber er war stärker. Lachend schmiegte er sein Gesicht an

ihren Hals. Dann löste er sich von ihr und schaute ihr in die Augen. »Frau Außenministerin«, sagte er fröhlich, »hier können wir aber verdammt schöne Kabinettsitzungen abhalten!«

Mit einem Ruck richtete sie sich auf und setzte sich auf die harte Bettkante. Jetzt wurde sie streng. »Seien Sie vorsichtig, Castor! Es ist ganz in Ordnung, Witze zu reißen, denn die ganze Situation ist nichts anderes als ein Witz. Aber in vieler Hinsicht ist es auch eine sehr ernste Angelegenheit. Wenn Sie also Witze machen, dann nur mir gegenüber. Nicht in Anwesenheit der hohen Funktionäre. Und schon gar nicht, wenn Sie mit den Leuten im Raumschiff verhandeln!«

»Verdammt, Delilah«, brummte er. »So etwas würde ich doch nicht tun. Bitte, darf ich dies behalten, wenn alles vorbei ist?«

»Vielleicht etwas davon«, sagte sie, und ihr Ton war schon ein wenig freundlicher.

»Wieviel?« fragte er. »Nein, sagen Sie es mir nicht. Ich will mich daran freuen, solange ich es habe, und so gut ich kann, will ich es mir verdienen.«

Sie sah ihn aufmerksam an, aber sein Gesichtsausdruck ließ keine Falschheit erkennen – in seinem Herzen mochte es allerdings ganz anders aussehen. Sie stand auf, strich sich das wirre Haar zurück und setzte sich malerisch auf eine goldfarbene Bank vor einer Frisierkommode. »Und nun müssen wir praktische Dinge besprechen. Der Rat hat sich mit der Zusammensetzung des alten amerikanischen Kabinetts vertraut gemacht, und es sieht so aus, als habe es da zwölf wichtige Ämter gegeben. Die meisten werden natürlich keine Funktion haben, nicht einmal im Scherz – so brauchen wir zum Beispiel ganz bestimmt keinen Arbeitsminister. Aber wir werden trotzdem alle Posten besetzen.«

»Natürlich«, sagte er ganz ernst, so ernst, daß sie ihm einen warnenden Blick zuwarf.

»Zum Beispiel«, fuhr sie fort, »werden wir einige von ihnen für politische Zwecke benutzen. Auf den Posten des Innenministers werden Sie Feng Miranda berufen.«

Bei diesen Worten änderte sich schlagartig sein Gesichtsausdruck, wie Delilah voll Vergnügen bemerkte. »Aber... aber...«

»Aber sie ist eine Revolutionärin, ja. Das weiß ich natürlich.«

Sie strich ihm über den Kopf und setzte sich, um ihre Stiefel auszuziehen. Was für ein gelehriger Schüler Castor doch trotz allem war! Widerspenstig. Eitel. Zu Unverschämtheiten neigend. Aber lernfähig – sogar lerneifrig, und er lernte schnell. Er schaute sie aufmerksam an, als sie dozierte: »Wenn man mit revolutionären Gruppen fertigwerden will, ist es besonders wichtig, die Verbindungswege offenzuhalten; wenn man sie daran hindert, zu sagen was sie wollen, ist man nicht mehr informiert, und damit beginnen erst die Schwierigkeiten. Was will dieses Mädchen denn überhaupt? Freiheit für ›Amerika‹? Es gibt kein Amerika. Die Vertreibung der Han-Chinesen? Wie lächerlich, denn sie ist selbst eine genetisch reinrassige Han-Chinesin. Wir geben ihr also den Titel und die Illusion einer nationalen Regierung, um ihrer Illusion von einer nationalen Regierung zu entsprechen. Außerdem«, fügte sie hinzu, während sie die Hände ausstreckte, um ihm das Hemd aufzuknöpfen, »ist es eigentlich ganz amüsant, und einen guten Witz darf man sich nicht entgehen lassen. Kommen Sie, wir wollen Ihr neues Bett ausprobieren.«

Es war nicht Tsoong Delilahs Aufgabe, die Kabinettsmitglieder auszuwählen, die Castor dann ernennen sollte, aber sie durfte Empfehlungen aussprechen und an den Diskussionen teilnehmen – und das war mehr als Castor zugestanden wurde. Sie konnten keine zwölf finden, die es wert waren, ernannt zu werden, aber Delilah versicherte den anderen, daß die Leute aus dem Weltraum es nicht merken würden, wenn einige Posten unbesetzt blieben.

Als die Liste vollständig war, fuhr Delilah in ihre Wohnung zurück, um alles noch einmal zu überdenken. Im formalen Sinne lag das nicht in ihrer Verantwortung. Sie hatte nichts unternommen, was nicht von Funktionären, die höhere Positionen als sie einnahmen, gebilligt worden wäre. Aber man brauchte Tsoong Delilah keine Verantwortung zu übertragen. Sie *war* verantwortlich. Wenn bei einem Projekt, an dessen Durchführung sie beteiligt war, irgend etwas schiefging, war es nie deshalb, weil die Inspektorin der Renmin-Polizei Tsoong Delilah nicht versucht hatte, die Probleme vorauszusehen und zu vermeiden. In dieser Hinsicht war Delilah von sich überzeugt. Sie war stolz auf ihre Fähigkeiten. Andere konnten ihr hier in keiner Weise etwas vorwerfen – wenn sie sich auch manchmal des Gedankens nicht erwehren konnte, daß sie schon deshalb Vorwürfe verdiente, weil sie einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Zeit darauf verwandte, sich über Pettyman Castor Gedanken zu machen...

Sie verdrängte diesen Gedanken aber mit Entschiedenheit. Das war nicht schwer, denn sie hatte es monatelang geübt.

Tsoong Delilah warf einen Chip in ihr Gerät und studierte die Liste der hohen Beamten in der amerikanischen Regierung. (Oder der amerikanischen ›Regierung‹? Oder der ›amerikanischen‹ Regierung?)

Es waren:

Präsident: Pettyman Castor, zweiundzwanzig Jahre alt, unpolitisch, leicht zu lenken (von gelegentlicher jugendlicher Unverschämtheit abgesehen). Eine befriedigende Wahl, wenn man ihn überwachte.

Justizminister: Sebastio Carlos, Universitätsprofessor für politische Wissenschaften; ein Yankee, dessen Familie seit zwei Generationen in der chinesischen Regierung saß – sehr loyal. Loyal in den Dingen, die zählten, denn die Han-Chinesen hatten ihm mehr zu bieten als alle anderen. Ein hervorragender Mann für das Amt des Justizministers, dachte Delilah zynisch. Wenn diese ›Regierung‹ tatsächlich auf den wahnwitzigen Gedanken

kam, Gesetze zu erlassen, dann würde Sebastio schon dafür sorgen, daß es sich nur um belanglose handelte.

Verteidigungsminister: Tchai Howard, ein unscheinbarer Mann von üblem Charakter – aber ein ehemaliger Genosse Kommandeur des Luftverteidigungscorps und sehr wohl in der Lage, militärische Aktionen durchzuführen. Er hatte keine Angst vor dem Töten. Wie Delilah war auch er in Amerika geboren, und wie Delilah war er in keinerlei Hinsicht ›amerikanisch‹.

Innenminister: Feng Miranda. Über Feng Miranda brauchte Delilah sich keine Gedanken mehr zu machen, denn das hatte sie schon lange getan. Der mögliche Gewinn überwog jedes Risiko, und um jedes Risiko auszuschalten, brauchte man sie nur scharf zu überwachen.

Landwirtschaftsminister: Danbury Eustace – ein völlig unbedeutender Mensch – Regionaldirektor für Rapssaat und Ölfrüchte für den Bezirk New Orleans. Das spielte keine Rolle. Wenn Delilah das Bild mit den amerikanischen Staatsmännern abrief, war es lediglich wichtig, daß die meisten von ihnen auch wie Staatsmänner aussahen: in den mittleren Jahren, leicht ergraut, mit klarem Blick und mit energischem Kinn – eben wie Danbury Eustace. Kein Problem. Ihn brauchte man nicht einmal zu überwachen. Es würde ihm nicht im Traum einfallen, je etwas zu tun, das nicht in irgendeiner Parteidirektive befohlen wurde.

Gesundheitsminister: Vielgesicht. Eine selbstverständliche Wahl. Auch eine komische, denn welche Erfahrungen auf dem Gebiet der Gesundheit hatte Vielgesicht in den letzten zwanzig Jahren gehabt?

Vizepräsident: Delilah runzelte die Stirn. Wie hatten sie nur vergessen können, einen Vizepräsidenten zu nominieren? Sollte sie Wa anrufen und mit ihm darüber sprechen? War es überhaupt wichtig? Sie kam zu keinem Entschluß und nahm sich vor, später noch einmal gründlich darüber nachzudenken. Aber das Thema ging ihr nicht aus dem Kopf. Vielleicht war es schon zu spät, denn wurde ein Vizepräsident nicht gewählt, wie auch Castor gewählt worden war? Natürlich war es einfach, eine

weitere Wahl zu organisieren – Nein. Es mußte auch so gehen. Jetzt war sie beim letzten Posten ihrer Liste angelangt:

Außenminister: Tsoong Delilah.

Damit war die Liste komplett, und jedenfalls dieses Kabinettsmitglied, dachte sie, wird niemals und unter keinen Umständen irgend etwas tun, was der Volksrepublik China schaden könnte, weder durch Zufall noch gar mit Absicht. Bei diesem Gedanken mußte sie lächeln.

Die Liste war in Ordnung.

Nun mußte man sie nur noch alle zusammenkommen lassen, damit sie ihre Rollen einüben konnten.

Die Proben – die Wa höhnisch lächelnd Kabinettsitzungen nannte – dienten in Wirklichkeit der politischen Umerziehung. Einige dieser Sitzungen leitete Wa mit seinem Buddhagrinsen selbst, und er hatte jederzeit die ganze Prozedur unter Kontrolle. Für ihn war die Teilnahme freiwillig. Für die anderen war sie Pflicht – jedenfalls für fast alle anderen. Sebastio nahm an keiner einzigen dieser Kabinettsitzungen teil, denn er brauchte keine Umerziehung, und im übrigen hatte er woanders zu tun. Delilah brauchte ganz gewiß auch keine Umerziehung, aber sie wurde auf den Sitzungen gebraucht – denn sie mußte Feng Miranda im Auge behalten, um darauf zu achten, daß sie nicht auf dumme Gedanken kam, und Castor mußte sie im anderen Auge behalten, um darauf zu achten, daß er die Sache auch ernst nahm. Das war nicht leicht. Sie stellte fest, daß Castor an einem Vormittag ungefähr fünf Zitate von Marx, Lenin und Mao Tsetung ertragen konnte. Danach fing er an zu murren und flüsterte Feng Miranda höhnische Bemerkungen ins Ohr. Am Ende der zweiten Sitzung packte sie ihn mit festem Griff am Arm. »Sie müssen die Sache ernster nehmen«, schalt sie ihn, sobald sie den Saal verlassen hatten.

»Wozu denn?« fragte er wütend. »Scheiße, Delilah, mich interessiert dies ganze Zeug nicht. Es kostet mich meine Zeit an der Universität – das werde ich nie wieder aufholen können!«

»Der Präsident der Vereinigten Staaten«, sagte sie energisch, »braucht an keinen Vorlesungen teilzunehmen. Sie können Privatunterricht nehmen. Sie können in der Forschung mitarbeiten. Sie können sich jeden gewünschten Universitätsgrad bestellen, und Sie bekommen ihn – all das steht Ihnen offen, vorausgesetzt, Sie führen die Aufgabe aus, die die Partei Ihnen übertragen hat.«

Und das Komische daran war, daß sie plötzlich merkte, daß sie es wirklich ernst meinte. Was immer auch geschehen mochte, Pettyman Castor würde nie wieder als Bauer im Kollektiv Himmlisches Getreide arbeiten können.

Welche Folgen das haben könnte, war Delilah noch nicht ganz klar, aber ein brennendes Gefühl in ihrem Leib sagte ihr, daß diese Folgen sie selbst betreffen würden.

Als alle endlich soweit indoktriniert waren, daß man ihnen trauen konnte, wurde eine Sitzung für Bandaufnahmen veranstaltet. Castor las seine Zeilen sehr schön ab:

»Meine Freunde aus dem Weltraum«, sagte er und schaute huldvoll in die Kamera, »ich fürchte, hier ist ein Fehler gemacht worden. Die Chinesen sind nicht unsere Eroberer. Sie sind unsere Freunde. Lassen Sie uns die Waffen niederlegen und in Frieden und Freundschaft verhandeln und...«

Frieden und Freundschaft. Die Waffen niederlegen! Während der Präsident seine Konservenbotschaft abspulte, versuchte die Außenministerin so gut es ging die Würde zu wahren. Der Gedanke, daß *Amerika* irgendeine Waffe hätte, die niederzulegen wäre, war absolut lächerlich.

Der Gedanke, oder vielmehr die Tatsache, daß nicht einmal Han-China Waffen hatte, mit denen es gegen das Raumschiff bestehen könnte, war überhaupt nicht komisch.

Die Bandaufnahme war gelungen. Die Techniker kamen einer nach dem anderen herein und versicherten, der Ton sei gut, die Farbe sei in Ordnung, alle Gesichter seien deutlich zu erkennen, und das Kabinett wirke tatsächlich einigermaßen wie ein Kabinett; aber Delilah schwieg, als sie zusammen mit Castor den Rückweg antrat. Erst als sie schon fast zu Hause waren, fing sie an zu grinsen. Das Grinsen kam, als Castor fragte: »Sagen Sie, Delilah – als ich heute morgen das Haus verließ, war um das Gebäude herum ein Gerüst gebaut. Wissen Sie, was das soll?«

»Das weiß ich«, sagte Delilah ein wenig überheblich. »Sogar sehr gut.« Aber sie beantwortete seine Frage nicht. Sie sagte ihm nicht, daß man alle Bewohner des Hauses aufgefordert hatte auszuziehen, damit das ›amerikanische Kabinett‹ mit geeigneten Wohnquartieren ausgestattet werden konnte. Sie sprach überhaupt nicht mehr über das Thema, bevor sie um eine Ecke bogen und erkennen konnten, was inzwischen mit dem Haus geschehen war. Das Pastellgrün der Wände war unter einer doppelten Schicht schnelltrocknender reismehlweißer Farbe verschwunden. Die Arbeiter hatten das Gerüst, auf dem sie gearbeitet hatten, schon fast abgebaut. Castor sah sie erstaunt an. Delilah kicherte. »Mr. President«, sagte sie, »Sie sehen vor sich Ihr Weißes Haus!«

Mit Tchai Howard und Feng Miranda und Danbury Eustace und Tsoong Delilah und ihrem Sohn in einem Haus zu leben – besonders mit Miranda und Delilah und ihrem Jungen – war für Castor nicht gerade sehr beruhigend. Für einen lausigen Minister ging Tchai ziemlich grob mit seinem Präsidenten um. Delilah war schon grob genug mit den Anforderungen, die sie im Bett an ihn stellte – und die zu erfüllen Castor natürlich großes Vergnügen bereitete. (Aber warum mußte der Vorschlag immer von *ihr* kommen?) Miranda war am lästigsten. Was sie in Castor sah, war schwer auszumachen (auf jeden Fall behandelte sie ihn wie einen dümmlichen Verbrecher), aber daß da irgend etwas war, erkannte Castor an der Art, wie sie sich ihm gegenüber gab.

Zu Hause im Kollektiv war das Leben weit weniger kompliziert gewesen.

Im Kollektiv war es langweilig gewesen, aber auch hier war manches langweilig. Am langweiligsten waren diese ›Kabinettsitzungen‹, denn dort wurde fast nur darüber diskutiert, warum es unbedingt erforderlich war, die richtige politische und ökonomische Einstellung zu haben und worin diese vorgeschriebene Einstellung bestehen mußte. Man hatte Castor schon so oft erklärt, daß die Chinesen in Amerika keine Aggressoren seien, daß Castor, der das auch immer geglaubt hatte, langsam daran zweifelte. Miranda bestärkte ihn noch darin. Sie selbst hatte natürlich nicht die geringsten Zweifel. Als die Sitzung eines Tages ohne Angabe von Gründen abrupt abgebrochen wurde und Delilah hinauseilte, um in ihrem Wagen zusammen mit Vielgesicht davonzufahren, hielt Miranda Castor am Arm fest. »Wir gehen zu Fuß«, teilte sie ihm kurz und bündig mit. »Ich habe dir eine Menge zu sagen.«

Innerlich stöhnte Castor auf, denn er wußte, worum es sich handeln würde. Nach etwa einer halben Stunde stöhnte er schon hörbar. Sie sagte genau das, was er erwartet hatte. »Du bist ein Verräter an deinem Land«, dozierte sie. »Du machst dich lächerlich mit dieser alten Han-Polizistin! Du hast den Titel, und der Titel gibt dir die Macht – hab doch den Mut, sie auch zu nutzen!«

Die Umerziehung hatte bei Feng Miranda nicht viel geholfen. Auch Argumente verfangen bei ihr nicht. »Welches ›Land‹? Was schadet es, eine Frau zu lieben, wenn es Spaß macht? Zu was soll ich den Titel nutzen? Und was nützt ein Titel, der einem in einer Minute wieder genommen werden kann?«

»Du bist ein dummes Kind!« geiferte Miranda, und der Streit hätte noch ewig weitergehen können. Er dauerte schon über eine Stunde und er hätte noch drei weitere Stunden dauern können, aber gerade als sie die Canal Street überqueren wollten, wendete ein Wagen der Renmin-Polizei auf der Straße, ließ plötzlich seine Sirene aufheulen und kam mit quietschenden Reifen neben ihnen zum Stehen. »Sind Sie Genosse Pettyman

Castor? Genossin Feng? Steigen Sie sofort ein – Sie werden gebraucht!« Und niemand antwortete auf ihre Fragen, während sie mit immer noch eingeschalteter Sirene durch die Straßen zum falschen Weißen Haus rasten, wo Delilah ungeduldig vor der Tür wartete.

»Wo sind Sie gewesen?« fragte sie. Ohne seine Antwort abzuwarten, sagte sie dann: »Nach Abschluß der Sicherheitsvorkehrungen haben sie das Band sofort übermittelt. Und eben ist die Antwort gekommen.«

»Die Antwort?« sagte Castor, der nicht ganz folgen konnte. »Was für eine Antwort?«

Delilahs Gesicht sah aus, als würde es gleich ein Gewitter geben. »Sie wollen nicht über Funk mit Ihnen sprechen. Sie wollen, daß Sie sich im Raum mit ihnen treffen.«

Castor hatte noch nie in seinem Leben in einem Flugzeug gegessen. Als er beim Start hart in den Sitz gedrückt wurde, schluckte er und versuchte zu lächeln. Er fragte sich, ob Luftkrankheit ihn wohl für die Raumfahrt disqualifizieren würde. Auch Feng Miranda war noch nie geflogen, und wütend zischte sie Castor ins Ohr: »Eigentlich gehören diese Flugzeuge *uns!*« Tsoong Delilah war schon tausendmal in der Luft gewesen – in allen möglichen Flugzeugtypen und in der ganzen Welt –, und mit kalten Blicken beobachtete sie Miranda und Castor, die vor ihr saßen. Die Art und Weise, wie diese widerliche Überseechinesin Castor anhimmelte, löste bei ihr nicht die geringsten Eifersuchsgefühle aus, denn Castor war für sie nur eine Maschine, die sie dazu benutzte, in ihrem Körper angenehme Gefühle zu erzeugen. Von ›Liebe‹ war keine Rede. Deshalb konnte auch von ›Eifersucht‹ keine Rede sein. Wenn sie Feng bestraft, was sie bald zu tun gedachte, dann würde das aus völlig korrekten politischen Gründen geschehen: Die Frau durfte dieses lebenswichtige Unternehmen auf keinen Fall gefährden.

Was mit Castor geschehen sollte, war ihr noch nicht ganz klar.

Und doch, dachte sie nachsichtig, der Junge ist von allem so begeistert! Das Abenteuer des Fliegens ließ Castors Augen glänzen, nicht die Anwesenheit dieses dünnen kleinen Mädchens mit ihren verrückten und destruktiven Vorstellungen.

Mit diesen Gedanken schlief Delilah ein. Dennoch, als sie in die Limousine stiegen, die sie zu ihrem Quartier bringen sollte, sorgte sie dafür, daß Castor neben ihr saß.

In Wirklichkeit war Delilah fast genauso aufgeregt wie Castor, denn für sie war dies alles fast genauso neu wie für ihn. Die Insel Hainan lag vor der Südspitze Chinas, also nicht gerade zentral, und sie war nur wegen ihres Klimas (das von Hawaii war ebensogut) und des Raumfahrtzentrums interessant. Das letztere allerdings war außerordentlich interessant, aber ihr Interesse daran wurde immer wieder von den hohen Funktionären beeinträchtigt. Delilah war zehn- oder zwölfmal im

Mutterland gewesen, zuletzt als sie ihren alten kranken Mann zu seinem Sterbeort begleitete. (Wann würde der alte Mann endlich sterben?) Hainan Dao hatte sie noch nie gesehen.

Von der Luft aus hatten sie flüchtige Blicke auf den Küstenstreifen werfen können, auf Palmen, Wasserläufe und Landhäuser; und eine oder zwei Minuten lang, als sie sich über das eigentliche Raumfahrtzentrum hinweg der Landebahn näherten, drängten sich alle an die winzigen Fenster der Maschine. Auf einer Startrampe sahen sie ein riesiges Raumschiff, und überall auf dem Feld verteilt erkannten sie die zahllosen Raketen, die dazu bestimmt waren, Wetter-, Nachrichten- und Spionagesatelliten in den Weltraum zu befördern. Aus dieser Höhe wirkten sie wie bleistiftdünne Weizenhalme. Beim Anblick der Raumschiffe gab es im Flugzeug begeisterte Ausrufe, selbst von Delilah.

Und alle, auch Delilah, schauten während der Fahrt ins Quartier aufgeregt durch die Fenster der Limousine.

Hainan Dao war so etwas wie eine Kombination aus dem alten Waikiki und Palm Springs; dazu gab es Autorennstrecken wie im Mittleren Westen und prächtige Landsitze wie in Kalifornien. Castor machte große Augen, als sie an Hainen von Zierbäumen und an gepflegten Gärten mit Swimmingpools vorbeifuhren. Jogger liefen die Straße entlang, und auf den Rasenflächen spielten Kinder; zwischen den Löchern des Golfplatzes saßen alte Leute in der Sonne, und Liebespaare hielten sich bei den Händen. Und dann die vielen Autos! Hainan Dao mußte eine reiche Stadt sein. Außer der Han-Chinesin hatte keines der Mitglieder des ›amerikanischen Kabinetts‹ jemals eine reiche Gegend gesehen, und als sie in eine lange, von Pinien gesäumte Auffahrt einbogen, fluchte Miranda leise vor sich hin. Delilah grinste. Sie wußte, woran das alberne Kind dachte.

»Was ist denn *das*?« rief Castor ihr ins Ohr, und Delilah schaute hin um zu sehen, was er meinte. Sie näherten sich einem riesigen Gebäude mit Balkons und Säulen und einem Springbrunnen mitten in der halbkreisförmigen Auffahrt. Vor dem Springbrunnen stand ein Mast, und an diesem Mast wehte

eine Flagge: weiße und rote Streifen und weiße Sterne auf blauem Grund.

Delilah konnte sich nicht zurückhalten, obwohl andere es hätten sehen können. Sie freute sich so sehr über sein kindliches Staunen, daß sie mit den Lippen seine Wange berührte, als sie sich zum Fenster hinüberbeugte. »Haben Sie sie noch nie gesehen, Mr. President? Es ist die Flagge Ihrer Vereinigten Staaten von Amerika.«

Obwohl sie erschöpft waren und ihnen die durch den Düsenflug bedingte Zeitverschiebung zu schaffen machte, hielten sie als erstes eine Sitzung ab. Zu Delilahs Überraschung übernahm Dien Kaichung, eine von Vielgesichts Stimmen, die Leitung dieser Sitzung. »Sie, Tsoong Delilah«, schnauzte er, »werden fliegen lernen.«

»Ich kann schon fliegen«, sagte Delilah und wunderte sich über ihren Tonfall. In diesem Ton durfte man wirklich nicht mit einem hohen Funktionär reden. Aber in Wirklichkeit war es ja gar nicht der hohe Funktionär Fung Bohsien, der mit ihr sprach, sondern das Implantat Dien Kaichung oder das Implantat, das früher der Mensch Dien Kaichung gewesen war, bevor dieser zum Implantat wurde, und somit war es nur die Stimme eines Mitglieds des Komitees, dessen Name Vielgesicht war. Delilah war jetzt völlig durcheinander, und das lag nicht nur an der Zeitverschiebung. Aber eines war ihr klar: Einen solchen Ton anzuschlagen, war nicht nur politisch unklug, es würde wahrscheinlich auch Probleme schaffen. Und das tat es. Vielgesicht verzog das Gesicht zu einer Grimasse, die fast Schmerz anzudeuten schien. Einen Augenblick lang waren es die Augen des wahren Fung Bohsien, die Delilah aus dem Gesicht anklagend anstarrten, das den verschiedenen Stimmen gemeinsam gehörte. »Ich bitte um Verzeihung«, sagte sie so höflich sie konnte. »Ich bin müde und war ein wenig nachlässig. Selbstverständlich werde ich Ihre Anweisungen befolgen, Genosse Dien, denn Sie sind unser Ausbildungsleiter.«

Er sah sie stirnrunzelnd an und bewegte die Lippen, als führte er eine interne Konversation – das tut er zweifellos, dachte Delilah. Sie schaute weg, um die Konfrontation abzumildern und erlebte eine zweite. Feng Miranda! Die Übersee-Chinesin, diese freche kleine Schlampe, saß viel zu dicht neben Castor und flüsterte ihm viel zu intim ins Ohr. Und – oh, wie unfair! – nicht diese Schlampe wurde zur Ordnung gerufen, sondern Delilah selbst. »Passen Sie besser auf, Genossin Tsoong«, sagte Vielgesicht barsch. »Wir haben viel zu erledigen, und uns bleibt nur wenig Zeit. Zur Sache! Es ist natürlich erforderlich, daß Sie alle eine Spezialausbildung für den Aufenthalt außerhalb der Erdatmosphäre erhalten. Es wird Zentrifugen geben und Rüttelkammern und rotierende Zellen, in denen Ihre Raumtauglichkeit festgestellt wird. Wir werden Unterwasserübungen durchführen, bei denen Schwerelosigkeit simuliert wird. Diese Kurse sind für diejenigen, die an der Mission teilnehmen werden, von allergrößter Wichtigkeit. Wenn jemand auch nur bei einem einzigen dieser Tests versagt«, fügte er streng hinzu, »disqualifiziert er sich natürlich sofort und wird von der Mission ausgeschlossen. Nehmen Sie die Tests also bitte nicht auf die leichte Schulter – was ist denn das schon wieder?« fragte er irritiert, als Feng Miranda die Hand hob.

Ihr Gesichtsausdruck war ganz unschuldig, nicht aber ihr Ton. »Ich wollte nur fragen, was geschieht, wenn der Präsident bei einem dieser Tests versagt!« sagte sie scheinheilig.

In diesem Augenblick unterbrach der widerliche kleine Tchai Howard sie. »Maul halten, Feng«, befahl er grob. »Stören Sie die Einsatzbesprechung nicht.« Delilah hätte ihn küssen mögen – fast.

Der Rest des Vertrags war tatsächlich interessanter als die Zuweisung der Aufgaben. Die Teams des Raumfahrtzentrums hatten die Umlaufbahn und die Deltaprojektion des fremden Schiffs auf dem Computer simuliert; es würde höchstens achtzehn Tage dauern, bis es eine Position erreicht hatte, in der es mit dem inzwischen gestarteten Präsidenten der Vereinigten Staaten auf einer gemeinsamen Umlaufbahn zusammentreffen

konnte. »Das ist maximal die Zeit, die uns zur Verfügung steht«, warnte Vielgesicht. »Vielleicht sind es auch nur vierzehn Tage. Bei der Ausbildung darf es also nicht die geringste Verzögerung geben! Ist das klar?«

Alle nickten, und Vielgesicht gestattete sich ein Grinsen. »Für diesen Fall«, erklärte er – und diesmal war es Fung Bohsiens eigene Stimme, »wurde folgendes beschlossen. Wenn die Rakete zur Begegnung mit dem fremden Raumschiff startet, werden drei von Ihnen an Bord sein – immer vorausgesetzt, Sie bestehen die Tests«, fügte er hinzu. »Ich werde Ihnen nun die Namen mitteilen«, sagte er und sah Delilah bedeutungsvoll an. »Pettyman Castor. Tsoong Delilah. Und Tchai Howard.«

Castor war wie vom Donner gerührt, aber dann strahlte er vor Freude. Tchai Howards häßliches kleines Gesicht gefror; dann teilten sich seine Lippen zu einem Raubtiergrinsen. Delilah selbst empfand überhaupt nichts – nichts, außer einem leisen Angstgefühl. Aber sie war doch stolz darauf, daß auch sie ausgewählt worden war...

Und dann, als sie Feng Mirandas vor Neid und Wut verzerrtes Gesicht sah, empfand sie nur noch Triumph.

Das Haus, in dem sie sich aufhielten, hatte fünfundzwanzig Zimmer. Castor hatte sie gezählt und beeindruckt das Ergebnis an Delilah weitergegeben. Sonst hatte niemand gezählt, denn dieses Haus gehörte nicht zu denen, die ihren Status durch Zahlen verkünden. Es war eine große Villa, fast ein Palast; in der seltsamen archaischen Redeweise des Butlers (denn neben anderem noch nie dagewesenem Luxus hatte es einen Butler) war es eine ›kleine Absteige‹. Wie immer man es nennen mochte, es war von eindrucksvoller Größe. Es hatte die Luxussuite und die grüne Suite und den Mao-Flügel mit sechs hübschen Wohnschlafzimmern, alle mit Bad und einer winzigen Sitzecke. Es hatte eine Bibliothek und einen Salon – eigentlich sogar zwei Salons, wenn man den mitzählte, der zur Luxussuite gehörte. Es hatte eine Speisegalerie und ein Billardzimmer; es

hatte Veranden und Gemeinschaftsräume und einen riesigen grünen Rasen.

Es hatte auch, wie schon bemerkt, Bedienstete. Und was für Bedienstete! So etwas hatte Delilah noch nie gesehen. Es waren keine Bauern, die man vom Schweinetrog weggeholt hatte. Der Butler war in Singapur geboren und in Shanghai erzogen worden. Seine Gene waren rein englisch, und das mußte in seiner Familie seit mindestens sechs Generationen so gewesen sein. Auch sein Akzent und seine Manieren entsprachen denen der englischen Oberschicht. Von seinen freundlichen blauen Augen und seinem lockigen blonden Haar ganz zu schweigen. Alle acht Zimmermädchen waren Neuseeländerinnen und von englischer Abstammung mit einem Maori-Einschlag. Die Küchenmädchen, die man aus den reichen Vororten von Benares geholt hatte, waren alle von französischer Herkunft, und sie waren auch französisch ausgebildet worden. Alle diese Leute bemühten sich nach Kräften um das leibliche Wohl der Gäste aus Amerika: dieses Essen! diese wunderbar warmen weichen parfümierten Betten! Aber nicht deshalb waren die Gäste gekommen; sie sollten ausgebildet werden.

Und sie wurden ausgebildet.

Zuerst kam der Flugunterricht. Das war nicht schwer für Delilah, die sechstausend Flugstunden hinter sich hatte, und auch für Castor war es nicht allzu schwer, denn er hatte viele einsame Stunden vor den Bildschirmen verbracht und sich theoretisch informiert. Aber für Tchai Howard war es schwer, denn er mußte ganz von vorn anfangen. Sie machten Tauchübungen mit Atemgerät – denn solche Übungen waren die beste Möglichkeit, Schwerelosigkeit wenigstens annähernd zu simulieren –, eine Kleinigkeit für Castor, nicht allzu schwer für Delilah, während Tchai auch hier Anfänger war. Bei militärischen Übungen war genau das Gegenteil der Fall. Tchai brauchte sie nicht nur nicht, er war sogar ihr Ausbilder. Er zeigte ihnen auch, wie man mit Faustfeuerwaffen umgeht und sie am Körper verbirgt, eine Ausbildung, an der sie teilnehmen mußten, ob sie sie brauchten oder nicht. Obwohl Tchai auch das nicht nötig

hatte, machte er zusammen mit den ändern beiden alle Übungen mit: Laden und Feuern, Zielübungen und Zerlegen und Reinigen der Waffen.

Der größte Teil dieser Ausbildung fand eine halbe Stunde vom Quartier entfernt auf dem Gelände des Raumfahrtzentrums statt. Über allem hing der Geruch von Petroleumprodukten – nicht von den Raketen, sondern von den Anlagen, die im Crack-Verfahren Raketentreibstoff herstellten; aber nach einiger Zeit nahmen sie den Geruch überhaupt nicht mehr wahr. Die übrigen Kabinettsmitglieder brauchten die Ausbildung nicht mitzumachen. Die meisten hielten sich aber dennoch in der Nähe auf – besonders die neidische Miranda, die sich endlos darüber beklagte, daß man sie ausgeschlossen habe. Selbst zu Delilah, der wirklich jedes Mitgefühl abging, sagte sie: »Ich will mit in den Weltraum! Ich habe es *verdient!*«

Grob, aber nicht ohne Humor sagte Delilah: »Keine Chance, Yankee. Sie könnten die Zentrifuge nicht vertragen.«

»Wollen wir wetten, daß ich das könnte?« sagte Miranda. Nicht nur an ihrer Stimme erkannte man ihre Wut; ihr ganzer Körper zitterte, und verzweifelt grub sie ihre Daumennägel in die Nägel ihrer Zeigefinger.

Auch in Delilah kam jetzt Wut auf. »Sie haben trotzdem keine Chance! Sie sind nicht loyal, Feng. Nur ein Narr würde sich im Weltraum auf Sie verlassen. Verdienen Sie sich unser Vertrauen, dann bekommen Sie vielleicht einmal eine Chance – aber nur vielleicht!« Dann eilte sie davon, um zusammen mit Castor und Tchai Howard die Raumanzüge auszuprobieren. Miranda starrte ihr finster nach.

Die Rakete, die Delilah, Castor und Tchai in den Raum tragen sollte, war zwar immer noch das größte Objekt auf dem Gelände, aber als sie die Abteilung Raumanzüge verließen, sah Delilah zu ihrer Überraschung eine zweite Startrampe. Was machten die Arbeiter da? Und dann erkannte sie, daß Vorbereitungen für den Start einer zweiten Rakete getroffen wurden. Es war keine der

kleineren Nutzlastraketen, sondern eine große. »Was geht hier vor?« fragte sie Tchai Howard, aber der zuckte nur die Achseln.

»Reserve«, sagte er.

»Reserve wofür?«

Er sah sie an und schaute dann zu Castor hinüber, der sich in einigen Schritten Entfernung ganz ernsthaft Mirandas Beschwerden anhörte. »Das geht Sie nichts an«, sagte er und ließ Delilah mit ihrem Erstaunen allein.

Einige Übungen waren sehr anstrengend, und Delilah hatte kaum Zeit, sich um Castor zu kümmern, der ohnehin jede Nacht das Bett mit ihr teilte. Sie hatte noch weniger Zeit, an den Rest der Welt zu denken, aber als sie eines Abends darauf wartete, daß Castor aus der Dusche herauskam, schaltete Delilah zerstreut die Nachrichten ein.

Der Rest der Welt war nicht müßig geblieben.

Als Castor zu ihr ins Bett kam, saß Delilah aufrecht und starrte auf den Bildschirm. »Sieh nur!« rief sie. »Die verdammten Inder machen Ärger.«

»Arger« war das richtige Wort. Es war keine Krise, es war eigentlich auch keine Drohung – ganz gewiß bestand keine Kriegsgefahr oder dergleichen. Jedenfalls nicht unmittelbar, dachte Delilah wütend; aber vielleicht sollte man den Indern eine Lektion erteilen! Die Nachrichtensendung zeigte »spontane« Demonstrationen gegen China, nicht nur in Delhi und Kalkutta, sondern auch in den wiederaufgebauten Städten Rom und Moskau und in einem Dutzend anderer Städte. Es war nicht einfach, sich aus den Kommentaren und den Erklärungen der Politiker ein klares Bild zusammenzusetzen; aber in groben Umrissen wurde die Situation erkennbar.

Indien war mißtrauisch geworden. Die Inder ahnten die Wahrheit, daß nämlich die Chinesen geheime Kontakte zu dem Raumschiff aufgenommen hatten. Sie konnten natürlich nicht genau wissen, was diese Kontakte bedeuteten, aber sie machten sich Sorgen – daher die »spontanen« Demonstrationen, die

daraufgerichtet waren, Chinas ›Versuch‹ zu verdammen, die imperialistischen Vereinigten Staaten von Amerika ›Wiederaufleben‹ zu lassen.

Es war eine schlimme Nacht für Delilah.

Am nächsten Morgen bestand sie darauf, zu der Ausschußsitzung zugelassen zu werden, die die jeweilige Tagesordnung festsetzte. Dazu war sie nicht berechtigt; für solche Rechte stand sie in der Hierarchie nicht hoch genug. Es gehörte auch nicht zu ihren Pflichten, denn die Ausbildung nahm ihre ganze Zeit in Anspruch. Aber an diesem Vormittag hatte sie im Rahmen der sorgfältig geplanten Erholungszeiten einige Freistunden, und ihre wütend funkelnden Augen hätten ihr ohnehin Einlaß verschafft. »Ich hoffe«, sagte Tchai kalt, »daß Sie dafür gute Gründe haben!«

»Die allerbesten«, erklärte Delilah und setzte sich auf einen der sechs Stühle im Studio – es waren nur drei Leute anwesend, Tchai, Vielgesicht und Mu Dailen, der Leiter des Raumfahrtzentrums. »Warum haben Sie uns über die indische Situation nicht aufgeklärt?«

»Es gibt keine indische Situation«, sagte Tchai eisig. »Es ist zwar lästig aber höchst unwichtig. Wichtig dagegen ist Ihre Mission.«

»Sie glauben doch, daß Sie das Raumschiff dazu veranlassen können, Ihnen gegen die Inder zu helfen, nicht wahr?«

»Wir haben in der Tat die Absicht, diese Möglichkeit zu prüfen, ja«, sagte Vielgesicht und lächelte sie an. »Bitte, Delilah. Ihre Ausbildung genießt unbedingte Priorität. Deshalb wollten wir verhindern, daß Sie durch äußere Ereignisse gestört werden.«

Tchai lächelte nicht, und er bediente sich auch keiner sehr höflichen Sprache. »Genug!« bellte er. »Wir sind gerade im Begriff, wichtige Entscheidungen zu treffen. Tsoong muß gehen.«

Aber Vielgesicht lächelte auch ihn an. »Sie kann bleiben, Howard. Vielleicht brauchen wir ihren Rat.«

Delilah hatte keine Ahnung, wieso ihr Rat gefragt sein könnte, denn die Dinge, über die hier diskutiert wurde, fielen ausschließlich in Tchais Kompetenzbereich. Waffen! Delilah saß aufgeregt da, als über dem Bambuskamin Hologramme gezeigt wurden. Möglichkeiten prüfen! Lästig, aber höchst unwichtig! Was war für sie denn wichtig? Waren es die Waffen, die sie im Raumschiff versteckt hielten? Delilah schaute sie voll Verachtung an. So also benahmen sich hohe Parteifunktionäre! Sie waren nichts weiter als alberne Kinder! Selbst die Tai-Chi-Klasse von Siebenjährigen, deren Lärm von jenseits des Pinienhains schwach zu hören war, würde nicht glauben, daß diese Pusterohre gegen ein Raumschiff etwas ausrichten konnten, das in der Lage war, eine Insel zu vernichten – das behauptete, in der Lage zu sein, einen ganzen Kontinent, ja, einen Planeten zu vernichten. Delilah hielt diese Behauptung für glaubhaft. Nein. Es gab nur eine Waffe, die gegen das Schiff etwas ausrichten konnte, und das war sie selbst. Castor war nur eine lächerliche Galionsfigur und Tchai eine noch lächerlichere und ältere. Ihre sorgfältig getarnten Kanonen waren genauso idiotisch wie ein Kamin aus Bambus in einem Raum, in dem man nie ein Feuer brauchte, in einem Raum, der kein Feuer vertrug, weil beim ersten Aufflammen das ganze Haus niederbrennen würde. »Ich kann Ihnen hier wohl doch nicht nützlich sein«, sagte sie eisig. »Ich werde die anderen bei ihren Übungen überwachen.«

»Natürlich«, sagte Vielgesicht, und diesmal verzichtete er auf ein Lächeln, und Delilah verzichtete darauf, die Tür zuzuschlagen. Es stimmte natürlich nicht, daß sie die andern überwachen mußte, denn was sollte man an einem freien Vormittag schon überwachen? Andererseits stand außer Zweifel, daß sie Castor nicht mehr gesehen hatte, seit er am Morgen unter der Dusche verschwunden war. Wohin konnte er gegangen sein?

Er war nicht in der Waffenkammer, obwohl ihn die altmodischen, von chinesischen Büchsenmachern gefertigten Flinten interessierten und auch die tückischen kleinen Uzis, die einen Mann in zwei Stücke reißen konnten. Er war nicht in der Bibliothek – keine Überraschung, dachte Delilah flüchtig. Nachdenklich ging sie am Frühstücksraum vorbei durch das

Foyer. Ihr Blick war konzentriert, aber sie sah nicht, was sie suchte.

Wo war der Junge?

Sie trat auf die östliche Sonnenterrasse hinaus, als wollte sie Luft schöpfen, aber wer könnte das schon wollen? Die Luft war feucht und schwül und fühlte sich in der Nase unangenehm an. Niemand war da, niemand auf dem riesigen grünen Rasen, und auch im Pinienhain und am Teich mit den Wasserlilien war kein Mensch zu sehen. »Sawyer«, rief sie im Kommandoton. Der Butler kam sofort. »Sawyer, haben Sie Pettyman Castor heute morgen schon gesehen?«

»Yes, Madam, im Gewächshaus«, sagte er. »Mit Genossin Feng Miranda, Madam.« Delilah fuhr herum und starrte ihn entsetzt an. Ihr war der leicht amüsierte Ton in seiner Stimme nicht entgangen. Wie schrecklich, wenn schon die Dienerschaft glaubte, sie sei auf den Jungen eifersüchtig! Delilah war in keiner guten Stimmung, als sie durch die Räume zum Gewächshaus stürmte.

Bevor sie die beiden sah, hörte sie schon ihre Stimmen, Castors gutgelauntes Brummen und Mirandas wütenden Sopran. Delilah ärgerte sich nicht nur über Mirandas Stimme, die ihr schon immer auf die Nerven gegangen war – ein erbärmliches Vogelgezwitscher, wie konnte ein vernünftiger Mann wie Castor sich so etwas nur anhören? Die *Worte* waren viel schlimmer. Miranda beschimpfte Castor: »Du bist wie ein Honigkuchen! Außen weiß wie Reismehl und innen gelb wie ein Han-Chinese – du bist ein Verräter an deinem Land!«

Und Castor sagte beschwichtigend: »Ach, Schatz, du bist genauso eine Chinesin wie Delilah. Warum regst du dich nur so auf?«

Wenn du nur meinen Namen nicht genannt hättest, dachte Delilah, als sie in das Gewächshaus stürzte und die beiden wutentbrannt anstarrte. »Ihr hattet kein Land, Närrin!« schrie sie Miranda an, und ihre Stimme klang eisig. »Ihr hattet eine Wüste, und wir Chinesen sind gekommen, um sie für euch mit

neuem Leben zu erfüllen!« Sie versengte die beiden, während sie sie gleichzeitig gefrieren ließ. Sie standen wie versteinert, Castor mit einem dümmlichen Grinsen im Gesicht, die Hand noch erhoben, als wollte er ihren Angriff abwehren; das Mädchen mit offenem Mund, als ob dieser Angriff gerade erfolgen sollte. Und was für einen scheußlichen kleinen Mund sie hatte; der Lippenstift machte alles nur noch schlimmer.

Aber was immer Miranda sein mochte, feige war sie nicht. »Und deshalb hassen wir euch!« rief sie herausfordernd.

Und das war gut so! Wie töricht von dem Mädchen, dies zu einer Debatte ausarten zu lassen, dachte Delilah, denn sie war sicher, daß das Mädchen in einer Debatte gegen sie keine Chance hatte. Sie ging weiter in das Gewächshaus hinein und zwang sich zur Selbstkontrolle. »Ich verstehe«, sagte sie und setzte sich zwischen die beiden. »Ihr und die anderen Verrückten, die Russen, habt getan was ihr konntet, diese Welt zu zerstören, oder etwa nicht?«

»Das haben wir nicht getan! Wir haben uns nur verteidigt – ein Netz von Antiraketensatelliten, das für einen Angriffskrieg gar nicht zu gebrauchen war...«

»Ach, ja«, sagte Delilah und nickte. »Der nackte Krieger sah, wie sein Gegner die Rüstung anlegte, und deshalb griff er ihn an solange er glaubte, noch eine Chance zu haben, den Kampf zu gewinnen, oder stimmt das etwa nicht?« Wütend schwieg das Mädchen. »Aber lassen Sie uns einmal über den Haß reden, Genossin Feng. Ihr haßt uns, weil wir Gesetz und Ordnung wiederhergestellt haben. Ihr haßt uns, weil ihr in eurem Wahnsinn das zerstört habt, was einmal euer Land war, und weil ihr selbst nicht in der Lage wart, eure Situation zu verbessern. Das verstehe ich gut. Wenn man auf Hilfe angewiesen ist, haßt man den Helfenden; das ist ganz natürlich. Der verletzte Hund schnappt nach seinem Herrn, der versucht, ihm die Wunden zu verbinden.«

»Tsoong«, sagte Miranda. »Die Briten brachten ihre Gesetze und die damals moderne Medizin nach Indien. Hat das die Inder veranlaßt, sie zu lieben? Oder sie gern in ihrem Land zu sehen?«

Delilah schüttelte nachsichtig den Kopf, wenn man ihrer Stimme auch anmerkte, wie wütend sie war. »Es handelt sich um zwei völlig verschiedene Situationen. Damals herrschten ein paar tausend Engländer über hundert Millionen Inder. Heute gibt es in Nordamerika fast genauso viele Han-Chinesen wie Eingebor... – wie Leute von nordamerikanischer Abstammung.«

»Glauben Sie, das macht die Sache besser?«

»Es läßt das, was Sie sagen, unfair erscheinen.«

»Sie sind Han-Chinesin, Tsoong«, sagte Miranda verbissen.
»Sie begreifen es einfach nicht.«

»Auch Sie sind Han-Chinesin!«

Miranda schüttelte den Kopf. »Ich bin Amerikanerin, Tsoong. Auch Castor ist Amerikaner, wenn er es nur wüßte. Und«, fügte sie hinzu, stand auf und ging zur Tür, »für mich ist diese Unterhaltung beendet.«

In Indien verstärkte sich die Unruhe. Das fremde Schiff näherte sich der für die Begegnung vorgesehenen Position. Die Ausbildung ging weiter. Das zu benutzende Raumschiff wurde getestet, aufgetankt und mit Vorräten versehen.

Und bewaffnet.

Nur Delilah und Tchai Howard wußten von der Bewaffnung. Während die Waffen installiert wurden, durfte Castor sich nicht in der Nähe des Schiffs aufhalten, und natürlich wurden auch die übrigen »Amerikaner« ferngehalten. Castor war verärgert und beschwerte sich, denn das Raumschiff faszinierte ihn; Miranda beschwerte sich aus den Gründen, die sie immer anführte, wenn sie sich über irgend etwas beschwerte, was die Han-Chinesen taten. »Ihr habt uns unser Raumfahrtprogramm gestohlen!« schrie sie Delilah an, und Delilah schrie zurück:

»Ihr hattet gar kein Raumfahrtprogramm. Es gibt gar kein ›Ihr‹. Im übrigen haben Sie weder eine Ausbildung noch sonstige Fähigkeiten, die uns von Nutzen sein könnten.«

»Sie haben ja auch schon behauptet, ich würde die Zentrifuge nicht vertragen, aber ich habe sie vertragen. Ich habe von Tchai Howard zwanzig Yuan gewonnen, weil ich mehr G aushaken konnte als er!«

»Darüber werden wir uns mit Tchai Howard noch unterhalten«, fauchte Delilah. »Gehen Sie an Ihre Arbeit.«

Aber endlich war der große Tag gekommen.

Zu ihrem Erstaunen stellte Tsoong Delilah fest, daß sie Angst hatte. Einen Raumflug zu unternehmen, war schließlich etwas anderes, als in ein Flugzeug zu steigen. Ein Raumflug glich dem Eindringen in etwas Unermeßliches, Feindseliges, Unbekanntes, das menschliche Wesen – selbst eine Inspektorin der Renmin-Polizei – nur unter großen Gefahren erreichen konnten. Und die Last der Verantwortung, die diese Begegnung mit den Insassen des fremden Raumschiffs mit sich brachte, und die Angst vor dieser Begegnung waren fürchterlich. Sie ließ sich im Ankleideraum in ihren Raumanzug helfen, sie ließ die vulgären und unbequemen kleinen Schläuche anbringen, sie ließ sich schließlich den Helm aufsetzen, und sie war wie in Trance.

Es ging alles so schnell! Aus dem Ankleideraum in den Weißen Raum, dann in den Fahrstuhl, wo sie Castor und Tchai in ihren Raumanzügen neben sich stehen sah, und sie waren genauso stumm wie sie. Sie schaute in ihre Gesichter und sah dort nur, was sie in ihrem Gesicht sahen: die undurchsichtigen, das Licht dämpfenden Sichtscheiben, hinter denen nichts zu erkennen war, was an einen Menschen erinnerte; sie schwiegen immer noch, und nur die Techniker und ihre Assistenten redeten, sie redeten und redeten, pausenlos, aber es waren Befehle: »Durch die Tür, bitte!« – »Setzen Sie sich auf Ihre Plätze, bitte!« – »Bewegen Sie den Arm, damit ich sehen kann, ob er frei ist...«

Und dann der gewaltige Schub von unten und das seltsamste Gefühl nackten Entsetzens und wilder Freude, das Delilah je erlebt hatte.

Und dann waren sie im Raum. Vierzig Kilometer hoch nach nur sechshundert Sekunden, und sie warfen die einzelnen Raketenstufen ab und die Tanks, und Delilah war zu beschäftigt, um nachdenken zu können, und Castor war zu trunken vor Glück, als daß er hätte aufhören können zu reden. Sie waren im Weltraum! Nackte unbehaarte Affen, die dem Planeten Verachtung zeigten, der sie hervorgebracht hatte! Was für ein Dummkopf du nur bist, Tchai Howard, dachte Delilah hämisch, während sie die Steuerung auf den Schub einstellte, der sie immer höher trug – in diesem großen Augenblick bringst du kein einziges Wort heraus...

In diesem Moment kamen Tchai Howards Worte doch, aber sie kamen nicht von der für den Raumflug maskierten Gestalt neben ihr, sondern von der Bodenkontrolle, und diese Worte lauteten:

»Tsoong! Pettyman! Verhaften Sie sie auf der Stelle! Sie muß erschossen werden. Sie hat mich bewußtlos geschlagen und meinen Anzug genommen!«

Delilah und Castor drehten sich zu der Gestalt um, die zwischen ihnen saß.

»Ich sagte Ihnen doch, daß ich in den Weltraum kommen kann«, rief die schrille, boshafte Stimme von Feng Miranda.

Umkehren war natürlich unmöglich. Es war lächerlich, Feng Miranda zu ›verhaften‹, obwohl Delilah das natürlich tat. Aber was bedeutete schon eine ›Verhaftung‹, wenn man nirgends hingehen konnte?

Dennoch war es unvermeidlich, daß Wut und Frustration sich dem Mädchen gegenüber entluden, und ihre Nase blutete noch von Delilahs Faustschlag, als sie das fremde Raumschiff sichteten. Wenn Castor nicht eingeschritten wäre, hätte es Schlimmeres als Nasenbluten gegeben. Delilahs Karateschlag fing er mit dem Unterarm ab, und er konnte gerade noch Mirandas Fußtritt entgehen. »Bringt euch doch nicht gegenseitig um, verdammt noch mal!« schrie er. »Wie soll ich denn die Leichen loswerden?«

Delilah atmete schwer. Aber es dauerte nur einen Augenblick, denn das Raumschiff mußte gesteuert werden, oder sie wären alle tot und die Mission gescheitert. »Um Sie werde ich mich später kümmern«, sagte sie und wandte sich zähneknirschend ihren Instrumenten zu.

›Später‹ hieß auf unbestimmte Zeit verschoben, und das bedauerte Delilah ernsthaft. Aber ihnen blieb ganz einfach keine Zeit. Sie hatten noch weniger Zeit als sie überhaupt für erforderlich gehalten hätten, denn dadurch, daß Miranda Tchais Raumanzug gestohlen hatte, war das Raumschiff in seiner Aktionsfähigkeit stark eingeschränkt. Die gut getarnte Bewaffnung des Schiffs zählte in diesem Spiel nicht mehr, es sei denn, Delilah selbst könnte sie bedienen, und wie wollte sie das schaffen, wo sie doch gleichzeitig das Schiff steuern mußte? Mußte sie nicht gleichzeitig dieses böartige kleine Miststück im Auge behalten und nicht zuletzt auch Castor? Das Schwerste aber war, daß sie bei allem noch denken und planen mußte. Wer konnte schon wissen, welche schrecklichen und unerwarteten Erlebnisse sie im Zusammenhang mit dem fremden Raumschiff haben würden? Delilahs Gedanken flatterten wie ein Vogel auf der Leimrute, wenn der Fänger naht; und dann hatten sie keine Zeit, überhaupt keine Zeit mehr, denn das fremde Schiff

erschien auf dem Radarschirm, und einen Augenblick später kreischte Castor vor Aufregung, als er es als schwachen Punkt durch das Steuerbordfenster ausmachte.

Das Radar sagte nichts Brauchbares über das fremde Schiff aus: Die Werte am Rand des Bildschirms gaben die Masse an (dreihundert metrische Tonnen), die Dimensionen (mindestens vierzig Meter lang) und die Form – die Form glich der einer Obstkonserve, an deren Oberfläche einige seltsame Metallstrukturen angebracht waren. Die Sicht mit unbewaffnetem Auge gab noch weniger her, außer daß Farbe zu erkennen war, eine purpurviolette Farbe, die körperlos zu sein schien. Delilah riß das Zwölf-Zentimeter-Glas aus ihrer pelzgefütterten Tasche und richtete es auf das fremde Schiff. Hinter ihr sprachen Castor und Miranda aufgeregt miteinander, und Miranda erklärte in kurzen Worten, wie sie an Bord gekommen war; und hinter ihr brüllte Tchais Radiostimme Fragen und Befehle. Delilah hörte nicht hin. Sie richtete ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, die Instrumente zu überwachen und das Schiff auf Kurs zu halten; nebenbei allerdings schaute sie durch ihr Glas.

Das Schiff war metallisch, aber es war kein glänzendes Chrommetall. Dreißig Jahre relativistischer Geschwindigkeit durch die diffusen Gase und den Staub des interstellaren Raumes hatten den Glanz stumpf werden lassen und die Oberfläche abgeschliffen. Es sah schäbig aus. Es sah aus wie ein Lagertank für irgendwelche unangenehmen flüssigen Abfälle oder wie eine der ersten primitiven Nuklearwaffen. Es war kein richtiger Zylinder, sondern eher eine Tonne, und hier und da hatte es eine zerfurchte Finne oder einen unverhältnismäßig hell glänzenden Parabolspiegel. (Die Spiegel glänzten natürlich deswegen so hell, weil die Leute im Raumschiff sie wegen des Staubs schon vor langer Zeit eingezogen hatten.) Das ganze Ding war länger als das Radar wegen des Anflugwinkels gemessen hatte, vielleicht sogar hundert Meter lang.

»Was hat diese Purpurfarbe zu bedeuten?« schrie Castor ihr ins Ohr.

Die Purpurfarbe. Eine gute Frage! Der gedrungene Zylinder trug an einem Ende einen Ring von schwach violetter Farbe. Schwach? Das war nicht das richtige Wort. Das Licht ließ die Augen schmerzen. Was es auch immer war, es schickte eine Menge Photonen aus, aber vielleicht war nur ein geringer Überschuß sichtbar. Verblüfft und erschrocken ließ sie sich von diesem Miststück Miranda das Glas entreißen und griff nach der Taste für das Bord-zu-Bord-Radio. »Unbekanntes Raumschiff«, sagte sie, »dies ist das Schiff des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er befindet sich an Bord und ist bereit, mit Ihnen zu sprechen.«

Sie ließ den Knopf los und wartete auf eine Antwort.

Die Antwort blieb aus. »Versuchen Sie es doch noch einmal, verdammt!« kreischte Miranda, während sie sich mit Castor um das Fernglas balgte. Und ohne es selbst zu wollen, wiederholte Delilah ihre Durchsage.

Wieder gab es keine Antwort, und die beiden Raumschiffe bewegten sich aufeinander zu, Heck gegen Bug, nicht, als ob sie es wollten, sondern als ob ein Riese in einem Teich Karpfen zusammentrieb. »Wir müssen zurück«, flüsterte Castor, dessen Nerven nicht mehr mitmachten.

Auch Delilahs Nerven versagten, aber ihre Finger befahlen der Tastatur nicht, den Kurs des Schiffs zu ändern. Sie hatte eine Pflicht zu erfüllen. Und diese Pflicht bestand nicht darin zu fliehen, nur weil sie Angst hatte oder die Fremden so unhöflich waren, nicht zu antworten. Diese Pflicht schrieb ihr vor, den Kontakt mit ihnen herzustellen.

Aber sie wußte auch, daß die beiden Schiffe noch sehr weit voneinander entfernt waren. Und sollte den Fremden irgend etwas Komisches einfallen... in Reichweite ihrer rechten Hand, direkt unter Mirandas Schulter, die sich gerade verrenkte, um aus dem Fenster zu schauen, lag die Auslösevorrichtung für Tchais Waffen.

Jetzt war die Entfernung aber nicht mehr so groß. Ganz plötzlich gab es überhaupt keine Entfernung mehr. Die beiden

Schiffe beschleunigten nicht etwa, um sich einander zu nähern; etwas Unerwartetes und Schlimmeres geschah.

Der violette Ring löste sich von dem fremden Schiff.

Er drehte sich zweimal um seine eigene Achse, wie eine Münze auf einer Tischplatte. Dann raste er auf sie zu.

Delilahs Finger schlugen rasch auf die Steuerkonsole, und das Raumschiff bäumte sich auf und wollte abdrehen. Bei vollem Schub nach vorn griff sie verzweifelt nach der Auslösevorrichtung für die Waffen. In ihrem harten starren Raumanzug warf Miranda sich darüber, und für diese Unverschämtheit schlug Delilah ihr mit dem Handrücken ins Gesicht – es wäre noch schlimmer gekommen, wenn Delilah mehr Zeit gehabt hätte –, es wurde auch schlimmer, wenigstens verbal.

Delilah kreischte vor Wut und drohte ihr schwerste Strafen an, weil das Schiff durch ihre Schuld keinen Bordschützen hatte... Aber für eine Bestrafung fehlte die Zeit. Delilah hatte auch keine Zeit herauszufinden, wie sie Tchais Raketen abschießen und mit ihnen auch noch treffen konnte.

Der Ring hatte sie erreicht.

Der Ring verschlang sie. Er glitt vom Heck her über das Schiff, wie ein Reifen über ein Faß gleitet. Seit Jahren hatte Delilah sich nicht übergeben, und auch jetzt war ihr nicht übel; aber eine Zehntelsekunde lang schien es, als wollte etwas aus ihrem Magen ihr in die Kehle dringen.

Dann war es vorbei.

Der Ring segelte davon. Sie schwebten im Raum. Überall um sie herum das sternenübersäte Schwarz des Himmels.

Aber es waren andere Sterne.

Instinktiv nahm Delilah den Schub ganz weg und schaltete alle Sensoren ein. Waren sie auf einer Umlaufbahn? War sie stabil? Drohte jede Sekunde ein fürchterlicher Aufprall? Während die Autosysteme des Schiffs die Daten registrierten und nach

Lösungen suchten, hatte sie Zeit, sich umzuschauen, und sie stellte fest, daß sie im Raum nicht allein waren – jedenfalls nicht ganz –, denn hinter und unter ihnen war ein Planet, blauweiß und riesig.

Es war nicht die Erde. Die Sonne hinter ihm war röter und größer und näher, und den Kontinent, der unter den Wolkenfetzen des Planeten an seinem von der Sonne beschienenen Rand auftauchte, hatte sie noch nie gesehen.

Sie waren in doppelter Hinsicht nicht allein, denn das Radar meldete, daß sich ein Objekt von der Größe eines Raumschiffs in der Nähe befand. Es stand an der von der rubinfarbenen Sonne abgewandten Seite des Schiffs und war deshalb hell angestrahlt. Auch so etwas wie dieses Objekt hatten sie noch nie gesehen. Ein Raumschiff? Nun, sicherlich war es ein Raumschiff, das ergab sich schon aus der Tatsache, daß es ein Schiff war und sich im Raum befand. Dennoch war es sonderbar, daß es für den Flug in einer Atmosphäre ausgelegt war. Es hatte zwar keine Tragflächen, aber seine wanzenförmigen Konturen waren die eines Flugkörpers mit Auftrieb, und es hatte Steuerflächen, die im Vakuum nutzlos waren.

Es sah nicht nur aus wie eine Wanze. Es hatte auch die Klauen einer Wanze. An dem Schiff flackerten aus kleinen Düsen blauweiße Flammen. Es drehte sich, bis entgegengesetzte Düsen es in einer Position festhielten, von der aus es genau auf ihr eigenes Schiff gerichtet war. Am Heck war an einer rotgoldenen Flamme der Hauptantrieb zu erkennen. Das Schiff näherte sich ihnen, und die Klauen öffneten sich.

Delilah hätte diesen Klauen entkommen können. Diese Wanze war nur eine Rakete und kein verrückter violetter Ring, dem man nicht entrinnen konnte. Delilah hatte genug Zeit zu verschwinden. Sie hatte sogar genug Zeit, sich mit der Bedienung des Waffensystems vertraut zu machen. *Entsichern*, und die Kontrollampe an der versteckt angebrachten Auslösevorrichtung leuchtete grün auf. *Ziel auffassen*, und die Zieleinrichtung hatte das Schiff im Fadenkreuz.

Feuern –

Aber sie feuerte die Rakete nicht ab.

Delilah hatte überhaupt keine Chance, die Rakete abzufeuern. Miranda sah, was sie tun wollte, und warf sich auf sie. Sie hielt Delilahs Arme fest und drängte sie von der Bedienungseinrichtung weg – Castor versuchte ungeschickt, der einen oder der anderen zu helfen, aber er war sich nicht schlüssig, wem er helfen sollte. Er brüllte und schrie *Laß los, du Miststück* und *Seien Sie nicht albern, Tsoong* und *Ich bring euch um* und *Sie werden uns alle umbringen*, es war ein einziges Gezische und Gekeuche. Es war kaum noch zu unterscheiden, wer was wem zuschrie... aber dann hing alles in der Schwebe. Die fremde Raumfähre war zu nahe herangekommen. Die Greifer schlossen sich. Und sofort wurden sie von der plötzlichen Beschleunigung durcheinandergeschüttelt, als die fremde Fähre sie davonschleppte.

Der Wiedereintritt in die Atmosphäre geschah nicht schneller als es bei der Erde der Fall gewesen wäre. Und jetzt hatten sie plötzlich sehr viel Zeit. Sie hatten Zeit, überlegte Delilah, das Hauptantriebsaggregat einzuschalten und aus den stählernen Klauen dieser Wanze auszubrechen, und koste es den letzten Tropfen Treibstoff.

Aber wohin dann?

Jedenfalls hatten sie soviel Zeit, daß sie versuchen konnten, ihre Position zu ermitteln und festzustellen, was eigentlich vor sich ging. Aber es schien, als würde alle Zeit der Welt dafür nicht ausreichen. Die Sensoren registrierten Daten über den Planeten, dem sie sich jetzt in einer Spirale näherten. Er war größer als die Erde aber nicht so kompakt, und er hatte eine überraschend dichte Atmosphäre – daher konnte die Fähre auch auf Tragflächen verzichten. Wo der Kontinent lag, war es warm, Temperaturen etwa wie in Hainan, vielleicht wärmer. Es gab keine nennenswerte Kälte, nicht einmal an den Polen.

Der Planet war bewohnt.

Nun, natürlich war er bewohnt! Delilah hätte sich ohrfeigen mögen – woher hätte sonst die Fähre kommen sollen? Und doch war es ein Erschrecken, die hellen Lichter auf der dunklen Seite des Planeten zu sehen, den Glanz, der nur von beleuchteten Städten kommen konnte. Und was für Städte! Mit ihnen verglichen, war Peking nur eine Ansammlung von Lehmhütten.

Und auch auf andere Weise erfuhren sie, daß der Planet bewohnt war: Der Planet sagte es ihnen selbst.

»Schaut euch das an!« rief Castor, der an der Kommunikationsanlage herumfingerte, und es war wirklich ein beeindruckender Anblick.

Bilder kamen herein, und Geräusche.

Aber die Bilder und die Geräusche waren natürlich undeutlich, und sie verschwanden auch sofort wieder. Die Photonen in einer elektromagnetischen Strahlung auf der Erde und auf dem entferntesten Quasar sind gleich. Nur die Methoden, mit denen die Technologen sie zählen und messen und entschlüsseln, hängen von Zufälligkeiten ab und davon, welche Instrumente ihnen beim Bau der ersten Vakuumröhre zur Verfügung standen. Die Fremden benutzten nicht nur andere Bandbreiten und Übertragungsparameter; auch ihre Wahl des jeweiligen elektromagnetischen Spektrums entsprach nicht der auf der Erde üblichen. Die Kommunikationsanlage in Delilahs Schiff war außerordentlich erfinderisch. Sie fing die Wellen auf, ganz gleich, woher sie kamen, und untersuchte ihre Muster so lange, bis sie sich zu Daten fügten. Aber es war kompliziert, und manchmal ergaben sich keine brauchbaren Lösungen.

Sie erhielten also nur Fragmente und flüchtige Eindrücke; bei einigen dieser Muster war die Bedeutung nicht zu erkennen, und die meisten waren eigentlich keine Muster. Aber hin und wieder, und dann nur für einen kurzen Augenblick –

Bilder. Und was für Bilder!

Während sie um den Planeten kreisten, erschien unter ihnen plötzlich eine Stadt – die Stadt oder eine der Städte. Sie glitzerte

in leuchtendem Grün und schockierend grellem Rosa. Sie sahen ein buntes Farbgewirr, und alle Farben waren von hoher Intensität.

Eine Maschine pumpte von irgendwoher ein dickflüssiges sirupartiges Zeug – warum und wie und zu welchem Zweck war nicht zu erraten.

Seltene Kreaturen – käferähnliche? maulwurfähnliche? Es gab keine Vergleichsmaßstäbe – stürzten übereinander, verhielten und bewegten die Lippen, aber der Tonkanal zum Bild blieb stumm, und die Laute, die sie von sich gaben, waren deshalb nicht wahrzunehmen.

Eine andere Kreatur – vielleicht die Statue einer Kreatur? – stand in einer Art Nische aus glänzendem Gold und ähnelte mehr einem Straußenvogel als irgend etwas anderem, aber statt der Flügel hatte sie Arme.

Ihr eigenes Schiff blitzte auf dem Schirm auf und war sofort wieder verschwunden.

Dann sahen sie einen Planeten, und dieser Planet war die Erde.

Es gab tausend andere Dinge, und auf der Hörfrequenz kamen Geräusche – unverständliches Geplapper und Telemetrie; es klang fast wie das Geflüster von Stimmen, aber wessen Stimmen es waren und was sie sagten, war nicht zu ermitteln.

Der Ton war genauso schlecht wie die Bilder. Hin und wieder registrierten sie Töne, die einen Sinn zu ergeben schienen, einen geflüsterten englischen Satz (>... Sie retten...< war das ein Satz?) oder einen Namen: War >A. Belinka< ein Name? Und Castor fing alle diese flüchtigen Fragmente auf und ließ sie über die sekundären Schirme und Lautsprecher gehen, damit Delilah und Miranda darüber rätseln konnten, während er nach weiteren Informationen suchte...

Und während dieser ganzen Zeit rasten sie dem entgegen, von dem sie gekidnappt wurden, wer oder was es auch sein mochte.

Alle Zeit der Welt hätte nicht ausgereicht zu begreifen, Entsetzen zu empfinden oder über Schritte nachzudenken, die sie gegen das unternehmen konnten, was ihnen vielleicht drohte. Und sie hatten nicht alle Zeit der Welt. Plötzlich begann der Eintritt in die Atmosphäre, und sie hatten überhaupt keine Zeit mehr.

Der Eintritt verlief nicht sanfter als der in die Erdatmosphäre. Glücklicherweise war es ihnen trotz ihrer Erschöpfung gelungen, sich anzuschmallen. Ob das ausreichte, sie zu retten, konnte Delilah nur raten; sie waren immer noch in großer Gefahr. Die Klauen der fremden Fähre hatten ihr Schiff fest umklammert, und darunter hatte die Schutzschicht gelitten.

Aber das hatten ihre Entführer berücksichtigt. Der Hitzeschock war minimal. Ihr Schleppschiff zündete die Bremsraketen. Die Haut ihres eigenen Schiffs hatte keine Zeit aufzuweichen und wegzubrennen, bevor sie Kriechgeschwindigkeit – Mach 4 oder weniger – erreicht hatten, und der Rest war ein langes sanftes Gleiten zur Oberfläche des Planeten.

Sie landeten – aber nicht sehr hart und überraschend langsam – und kamen zum Stehen.

Als sie merkten, daß sie auf dem Boden und in Sicherheit waren – vorläufig in Sicherheit –, lösten sie sich aus ihren Gurten. Castor war schneller als die andern. Bevor sie ihn aufhalten konnten – bevor ihm klar war, daß dieser Schritt tödlich sein konnte –, eilte er zur Tür und öffnete sie zu einer neuen Welt. Ihre Reflexe funktionierten zuerst nur träge. Die Schwerkraft war deutlich geringer, was sie schon merkten, wenn sie nur die Köpfe bewegten. »Vorsicht!« konnte Delilah gerade noch schreien.

Aber die Luft brachte sie nicht um.

Es roch – seltsam zwar, aber nicht unangenehm. Es roch ein wenig, als würden in der Ferne Pilze gebraten. Ein wenig wie das Meer. Es regnete langsame große Tropfen, und sie spürten einen leichten heißen Wind. Die Astronauten drängten sich an der Luke zusammen und sahen einen mit braunen Steinen gepflasterten

freien Platz vor sich liegen. Die Stadt, die sie gesehen hatten, lag unglücklicherweise in der anderen Richtung, aber an ihrem äußeren Rand sahen sie kleinere Gebäude, etwas, das wie Kristalle aussah, die aus einem Meer herauswuchsen, grüne und blaue Prismen, goldene Nadeln, Säulen, die wie Rubine glänzten.

Nach den Geräuschen zu urteilen, wurden sie erwartet.

»Stecken Sie das Ding weg!« knurrte Miranda, und Delilah merkte, daß sie unbewußt nach der Waffe in ihrem Gürtel gegriffen hatte, die sie von Tchai bekommen hatte.

»Bitte, Delilah«, sagte Castor nervös. »Wir wollen doch nicht kämpfen.«

Sie sagte nichts. Sie steckte nur die Waffe wieder weg, und das reichte als Antwort aus. Mutig sprang sie aus der Luke auf das braune Pflaster – wie seltsam langsam man hier fällt! dachte sie – und fing an, sich aus ihrem Raumanzug herauszuschälen. Wenn sie die Anzüge ablegten, würden sie weniger bedrohlich wirken. Außerdem war es in den Anzügen schrecklich heiß.

Die Geräusche von irgend etwas, das sich ihnen näherte, wurden lauter. Als Delilah sich endlich aus ihrem Anzug befreit hatte, hörten sie die Geräusche auf der anderen Seite der Rakete. Sie fuhren herum und sahen drei halbnackte Gestalten vor sich.

Sie standen auf einer schwebenden Plattform, die um das Raumschiff herumglitt und sich langsam auf sie zu bewegte, Der ersten Plattform folgten zwei oder drei andere, und das Heulen und Kreischen ihrer Druckluftaggregate war ohrenbetäubend.

Alle diese Apparate trugen Passagiere. Sehr seltsame Passagiere! Etwas Fremdartigeres konnte man sich kaum vorstellen. Ihre Gesichter hatten Fühler und sahen aus wie die von Käfern, und auf dem Rücken hatten diese Wesen einen schimmernden Stachelkamm. Ungeheuer aus dem Weltraum! Todbringende Kreaturen, mit denen verglichen die Fabelwesen aus den Alpträumen der Kindheit ausgesprochen zahm wirkten!

Aber Delilah hatte nichts anderes als Ungeheuer erwartet, und außerdem waren diese Ungeheuer nicht größer als Katzen. Einige von ihnen trugen Kleider und verschiedenen Schmuck: Halskrausen aus Stoff, an den Stellen, wo ihre Hälse hätten sitzen müssen, Umhänge, Juwelen, Gegenstände, die Delilah für eine Art Armbanduhren hielt, und sonderbare Anhänger, die der Kommunikation dienen mochten.

Die meisten aber waren nackt. Diese Nackten schienen Mühe zu haben, sich an den Plattformen festzuhalten, und einige fielen herunter – vielleicht Kinder?

Einige dieser Wesen machten sich an irgend etwas zu schaffen, und als die drei schwebenden Plattformen um das Raumschiff von der Erde herum zum Stehen gekommen waren, erschien plötzlich ein großes leuchtendes Hologramm am Himmel – an der einen Seite sah Delilah eines dieser straußenähnlichen Geschöpfe, an der anderen erkannte sie einen Vogel, der Blitze und Zweige in den Krallen hielt. In der Mitte hing eine Kugel, die möglicherweise den Planeten Erde darstellte.

Aber alle diese erschreckenden Eindrücke registrierte sie eher beiläufig, denn etwas anderes nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: eine riesige, herausfordernd grinsende, hochschwängere Frau mit entblößten Brüsten, die triumphierend zwischen den kleinen Ungeheuern stand, als gehörten sie zu ihr – oder sie zu ihnen – und die den drei Gästen zubrüllte: »Willkommen! Seid stark! Wir können euch immer noch retten!«

»O mein Gott«, flüsterte Miranda neben ihr, und Delilah hatte keine Ahnung, was sie damit sagen wollte. Keiner von ihnen wußte, was er sagen sollte. Sie standen alle unter einem Schock.

Etwas weniger erschreckend, aber auch nicht sehr beruhigend, war es, als die fremden Wesen auf der zweiten Plattform eine Art Kreis bildeten und Gegenstände vor sich hochhoben. In einigen bliesen, an anderen rieben sie; aber die meisten dieser Gegenstände sahen aus wie waagerecht gehaltene Xylophone, und auf diese schlugen sie.

Und daraus entstand Musik. Etwas Ähnliches wie Musik.

Delilah konnte nichts erkennen, aber neben ihr hielt Miranda den Atem an und sagte schluchzend: »O Castor! Sie kennen es noch! Es ist ›Hail to the Chief<!«

Jupe

1

Jupe war gerade auf der Jagd, als der große Tag kam. So hatte er es nicht geplant. Das große Ereignis kam für ihn völlig überraschend. Er hatte gedacht, daß die Real-Amerikaner erst in einigen Tagen eintreffen würden, und so verpaßte er alles: die Landung der Präsidentenjacht, die erste Kontaktaufnahme, die Begrüßungszeremonien, die ganze Veranstaltung. Er war hinausgegangen, um unterwegs ein Inkling zu schießen – er liebte Inklingbraten, die so saftig waren und so angenehm schmeckten, wenn man nur vorher die Eisensalze herausicksern ließ. Aber jetzt war ihm Inklingfleisch gründlich verleidet. Er schwitzte heftig in der feuchtheißen Luft von Welt, und er brach ein krauses Blatt ab, um sich damit den Schweiß von der Stirn zu wischen, bevor er sein heimatliches Nest betrat, wo seine Älteren Schwestern ihn mit Spott und Tadel begrüßten. »Jupe, du Narr, du hast alles verpaßt.«

»Das sieht dir ähnlich, hinauszugehen, um irgend etwas zu jagen, wo doch heute...«

»Er ist wirklich der *Präsident*, Jupe, und...«

»Und, o Jupe, er ist so *hübsch*!«

»Ach, *nein*!« brüllte er, als er endlich begriff, was sie ihm sagen wollten. Er ließ das Inkling auf den Boden fallen, und die Ältere Schwester Marcia machte ihm lautstarke Vorwürfe, weil er ihre sauberen Matten mit Inklingblut verunreinigte. »Sie sind schon *gekommen*?« schrie er voller Wut über diese Ungerechtigkeit des Universums. »Und das hat mir niemand *gesagt*?« Aber natürlich hätte das niemand tun können, wie ihm mehrere Schwestern vergnügt erklärten. Andere Schwestern, besonders die hochschwangeren, zogen sich rasch zurück, als sie sein zornrotes Gesicht und seine wilden Armbewegungen sahen. Absichtlich würde Jupiter keiner von ihnen etwas tun, das stand fest. Aber wenn er manchmal vor Aufregung und Wut mit den Armen fuchtelte, sollte man ihm aus dem Weg gehen. Es war nur sein Temperament, aber davon hatte Jupe eine ganze Menge.

»Bitte, Jupiter, halt doch still«, bat eine der Jüngeren Schwestern, die von hinten an ihn herangetreten war. Das Mädchen, eine aufgeweckte Zehnjährige namens Susify, hatte ein großes weiches Blatt mitgebracht, mit dem sie ihn abreiben und ihm das Blut des Inklings von der bronzefarbenen Haut wischen wollte. Sanft drängte sie ihn von der Stelle weg, wo er das Tier hatte fallen lassen. Marcia trieb schon ein paar von den dummen Erks herbei, damit sie den Fußboden säuberten und das frische Fleisch in die Küche trugen, während Jupiter aufstampfte und die schlechte Nachricht verfluchte.

Nein – es war keine schlechte Nachricht! Es war ganz phantastisch. Das Schlimme war nur, daß er sich im Wald herumgetrieben hatte, statt diesen denkwürdigen Augenblick in Space City mitzuerleben, oder sich wenigstens mit seinen Schwestern vor eines der Indexgeräte zu setzen. Das größte Ereignis eines ganzen Lebens! Und er hatte es verpaßt! Er hatte nicht gesehen, wie die Han-Chinesen die Präsidentenjacht starteten, obwohl die um die Erdensonne kreisenden Beobachtungssatelliten das Ereignis übertragen hatten. Er hatte den Augenblick verpaßt, als die Jacht in den Raum eindrang und der Spaceway-Transporter sie aus einem Universum in das andere schleuderte. Er hatte nicht gesehen, wie die Yacht eingefangen wurde und landete, und auch die herzliche Begrüßung durch die loyalen Yankees von Welt war ihm entgangen.

Das alles hatte er verpaßt!

Seine Schwestern berichteten ihm natürlich darüber, und jede meldete sich zu Wort, um das Bild abzurunden: Der Präsident war allein gekommen – jedenfalls in seiner Eigenschaft als Mann. Natürlich hatte er zwei Schwestern mitgebracht – aber die sahen so komisch aus, Jupe, die alte blaß und faltig, die jüngere blaß und wütend! Wer sie in Space City begrüßt hatte? Nun, natürlich die Gouverneurin selbst, die Große Polly. Ja, sie hatte eine Rede gehalten. Ja, natürlich hatten sie die Rede aufgezeichnet, jede Minute der ganzen Zeremonie war aufgezeichnet worden; ob er es sich ansehen wollte?

Nein, er wollte sich jetzt nichts anschauen! Sein Platz war jetzt in Space City! So schnell wie möglich wollte er nach Space City aufbrechen!

Nicht nur, daß Jupe ein glühender Patriot war (das waren sie alle), er hatte auch eine Kampfausbildung absolviert. Das hatten natürlich auch alle; es war ihre wichtigste soziale Funktion, neben dem Kinderaustragen, von dem Jupiter aus biologischen Gründen befreit war. Aber die winzige männliche Minderheit hier war nicht nur kampfbereit; sie war auch dem Kampf sehr zugeneigt. Das wußte jeder. Schwestern waren bereit zu kämpfen, weil sie mußten. Männer waren bereit zu kämpfen, weil sie Krieger waren. Jupiters Unzufriedenheit mit dem Universum – und er war sehr unzufrieden – beruhte nicht zuletzt auf der Tatsache, daß niemand erreichbar war, gegen den man als Krieger auftreten konnte. Man konnte nicht gegen die Erks kämpfen, weder gegen die dummen noch gegen die schlaunen, und wenn auch nur, weil es so viele von ihnen gab. (Ganz abgesehen davon, daß der Planet eigentlich ihnen gehörte.) Man konnte natürlich Inklinge oder wilde Transportvögel jagen und töten, und das war schon ganz gut, aber diese närrischen Kreaturen wehrten sich ja nie. Was Jupiter sich sehnlichst gewünscht hatte, seit er im Alter von fünf Jahren seine ersten Waffen aus Holz bekam, war ein richtiger *Feind*.

Natürlich gab es für jeden Yankee einen garantierten Feind, aber der war noch nie so nahe gewesen, daß man wirklich mit ihm hätte kämpfen können. Bis jetzt.

»Füttert meinen Transportvogel«, befahl Jupe deshalb den Stallschwestern, und »Holt meine Uniform!« befahl er den Zwölfjährigen, die den Haushalt versorgten, und »Macht mir vor dem Flug noch etwas zu essen!« bekam das Küchenpersonal zu hören. In alle Richtungen schrie er seine Anweisungen, und das ganze Nest bemühte sich, wie immer, um seinen einzigen und sorgfältig gehegten männlichen Bewohner.

Es bedeutet Stolz aber auch Schrecken, ein Emigrant zu sein, sein Leben lang zu wissen, daß es ein Heimatland gibt, das einem gestohlen wurde. Es sich zurückzuwünschen. Jeder

Yankee auf Welt war von dieser Emigrantenmentalität beflügelt. Es war dasselbe innere Feuer, das Generationen von Kubanern und Polen und Juden dazu trieb, ihr Leben der verlorenen, der nie gesehenen, der fast mythischen Heimat zu weihen. Je unwahrscheinlicher ihre Rückgewinnung wurde, um so heißer brannte dieses Feuer.

Jupiter wollte um diese Heimat kämpfen. Das war sein sehnlichster Wunsch, und das war nicht seine Schuld. Seine Kampfeslust war das Produkt seines Lebens und der Zeit, in der er lebte, und, ja, seines Geschlechts. Vor Urzeiten hatte ein Mann namens Daniel Patrick Moynihan einmal gesagt, daß jede Gesellschaft einmal in jeder Generation Opfer ihrer eigenen Barbaren wird – und diese Barbaren erzeugt sie selbst: Es sind die jungen Männer zwischen siebzehn und dreiundzwanzig. Jupiter war ein recht großer Barbar, einer von erster Qualität. Er wünschte sich Städte, die er plündern, und Feinde, die er erschlagen konnte. Das lag an seinen Drüsen. Auch er war ein Emigrant, ein Emigrant der dritten Generation, auf einem Planeten, der über vierzig Lichtjahre von der Heimat entfernt lag, und deshalb konzentrierte sich seine Kampfeslust auf einen Punkt: Wiedereroberung! Wiedergewinnung! Rache! Das waren die Schlüsselbegriffe in den Litaneien, die er zusammen mit den ersten gelispelten Worten gelernt hatte.

Weil auf Welt auf hundert-siebenzig Frauen nur ein Mann kam, konnte die Invasionsstreitmacht natürlich nicht nur aus Männern bestehen. Auch die Frauen würden kämpfen. Sie waren dafür ausgebildet. Sie nahmen die Sache nicht weniger ernst als Jupiter. Sie konnten und würden genauso gefährlich sein wie er, wenn die Kämpfe begannen. Aber sie hatten andere Drüsen als Jupiter. Deshalb bewunderten die Schwestern ihn auch alle und scharwenzelten um ihn herum, selbst diejenigen, die auf den Kampf genauso versessen waren wie er. Die dummen Erks eilten im Nest umher, um seine Uniform zu holen, Flecken zu entfernen und messerscharfe Falten hineinzubügeln. Von überallher rannten Schwestern herbei, um ihn zu loben und zu bewundern, während er badete und sich rasierte und vor einem Spiegel martialische Gesten einübte. Die Ältere Schwester Loyola kam

sogar aus dem Kindergehege, wo fünfzehn Nestlinge, die noch nicht sprechen konnten, unter Aufsicht einer Zwölfjährigen von einigen dummen Erks gefüttert wurden. »Ich wünschte, ich könnte mit dir reisen, Jupiter«, seufzte Loyola. »Kannst du nicht warten, bis ich die Nestlinge ins Bett gebracht habe?«

Er sagte nicht nein. Er lachte nur und führte ihr eine seiner wilden martialischen Gesten vor, denn er wußte, daß sie die Antwort schon kannte. Jupiter hatte keine Lust, auf irgend etwas zu warten. Allerdings mußte er vor dem Abflug noch das zwingend vorgeschriebene Gespräch mit der Mutter-Schwester führen.

Und dieses Gespräch schob er bis ganz zuletzt auf. Als schließlich das ganze Nest beschäftigt war, Jupiters Reise vorzubereiten, gestattete er den Küchenschwestern, ihm sein Essen vorzusetzen. Es gab ein Inklingsteak – nicht von dem Tier, das er erlegt hatte, sondern eins aus der Tiefkühltruhe. Dazu gab es knackiges Gemüse aus dem Garten und ein Glas eisgekühlten Fruchtwein. Jupes Nest war eines der ältesten, und alle seine Nestlinge hielten es für eines der besten – besonders wegen der ausgezeichneten Verpflegung, die es hier gab.

Natürlich hielten auch die Bewohner aller anderen Nester ihr Nest für etwas ganz Besonderes, und das war auch gut zu verstehen. Es gab nicht so viele Nester, als daß nicht jedes von ihnen sich durch irgendeine Besonderheit auszeichnete. Selbst nach einem halben Jahrhundert intensiver Kinderaufzucht lebten nicht sehr viele Menschen auf Welt.

Die Yankees auf Welt lebten fast alle direkt außerhalb der riesigen alten Städte der Erks. Nur wenige lebten in den Städten selbst. In den Städten war es zu heiß und stickig, und es war zu umständlich, Klimaanlage einzubauen, um die feuchtheiße Luft erträglich zu machen. Über Generationen hatten sich die Amerikaner an eine gleichmäßige Temperatur von etwa dreißig Grad gewöhnt, und die Erks hatten sich natürlich im Laufe ihrer Evolution auf diese Temperatur eingestellt, und sie behagte ihnen. Der Unterschied lag darin, daß die Luft in den Nestern erheblich trockener war als draußen. Kleine Säcke mit hygrosko-

pischen Salzen in den Ventilatoren des Nests sogen einen guten Teil der Luftfeuchtigkeit auf. Die dummen Erks nahmen dann die Säcke heraus und trockneten sie in Öfen – oder durch ihre eigene Körperwärme, wenn sie sich zum Schlafen oder aus Geselligkeit oder zum Sex aneinanderkuschelten. Keinem der Erks, weder den dummen noch den schlaunen, machte es etwas aus, naß zu werden.

Ein weiterer Grund, warum die Amerikaner lieber in Nestern als in den halbleeren Städten lebten, lag darin, daß die schlaunen Erks sie dort nicht haben wollten. Und immerhin war es ihr Planet.

Sozusagen.

Nach dem Lunch setzte Jupiter seine martialische Miene auf und bereitete sich innerlich auf das Gespräch mit Mutterschwester Nancy-R vor, das er nun nicht länger aufschieben konnte. Sobald seine Uniform fertig war und zum Abholen bereitlag, und sobald die Stallschwestern berichteten, daß sie Flash, seinen Transportvogel versorgt hatten, verließ Jupe das große Nest und ging zu der hübschen kleinen Hütte unter dem Joe-Baum hinüber, die der Mutterschwester und ihrer Ehefrau gehörte.

Mutterschwester Nancy-R war eine Frau von etwas über fünfzig. Sie war immer noch auffallend schön. Alle Frauen in Jupiters Nest sahen überdurchschnittlich gut aus; wenn Brüder aus anderen Nestern beschlossen, eine Zeitlang auf Wanderschaft zu gehen, hielten sie sich dort oft eine oder zwei Wochen auf und probierten jede Nacht eine andere Schwester aus. Wenn sie sich wieder verabschiedeten, äußerten sie immer höflich ihre Begeisterung über deren Schönheit. Ein Dutzend und mehr Brüder hatten Nancy-R trotz ihres Alters angeboten, mit ihr zu schlafen, aber sie war eine überzeugte Lesbe. Eine monogame Lesbe. Sie und Suzi lebten seit dreißig Jahren zusammen. Sie waren stolze Eltern von fünfzehn Kindern, und ein weiteres war unterwegs. Und alle waren ihre eigenen Kinder – für Nancy-Rs Ehefrau kamen tiefgekühlte Implantate nicht in Frage!

Zwischen Jupe und Nancy-R hatte es ständig Positionskämpfe gegeben. Jupe war Der Mann. Nancy-R war *Die Mutterschwester*.

Nancy-Rs eigene Wirtsmutter hatte zu der Gruppe gehört, die hier ursprünglich gelandet war. Das bedeutete nicht, daß sie der ursprünglichen Besatzung angehört hatte. Als diese Frauen im Jahre 2047 auf Welt landeten, waren sie schon lange über das Alter hinaus, in dem sie implantierte Embryonen, geschweige denn ihre eigenen Kinder, hätten austragen können. Es war nicht überraschend, daß Nancy-R den Lebensstil ihrer Mutter übernommen hatte. Sie war ein wenig altmodisch – in gewissen Dingen jedenfalls. Vier Monate nach ihrer ersten Menstruation, zu einem Zeitpunkt, da alle Mädchen ihrer Altersgruppe zum ersten Mal schwanger wurden, hatte sie beschlossen, kein Kind auszutragen, und so manche wohlgeformte Braue hatte sich gehoben. Nancy-R wurde nicht schwanger. Was das betraf, war sie konsequent. Sie wollte allenfalls durch Liebe schwanger werden. Ausgerechnet! Aber man brauchte sich nur in ihrer Hütte umzuschauen, um zu sehen, wie altmodisch sie war. Auf einem Wandschirm flatterte das Sternenbanner. Wo irgend Platz war, hingen signierte und ihr persönlich gewidmete Photos der meisten Angehörigen der ursprünglichen Landegruppe. Als Geste gegenüber den Ureinwohnern stand in ihrem Vorgarten die Statue eines der langhalsigen, kaulquappenleibigen, zweibeinigen Lebenden Götter der Erks. »Da kommst du ja endlich«, rief sie Jupe zu, als er mit dem Uniformsack auf der Schulter durch die Tür kam.

»Ich habe es nicht gewußt!« sagte er wütend, nickte dem Lebenden Gott zu und wartete ungeduldig darauf, daß sie ihm den Weg freigab, damit er ihre Hütte betreten konnte.

Zwischen der ranghöchsten Frau und dem einzigen Mann des Nests gab es ein ständiges Gerangel um die bessere Position. Jupe gewann seine Runden, indem er sich von ihr nicht erwischen ließ, wenn er etwas tat, von dem er annahm, daß es ihr mißfallen würde. Nancy-R dagegen versuchte, ihn so oft wie möglich zu überlisten. Sie wußte, wozu er da war. Selbst der Mann eines Nests brauchte eine Erlaubnis, wenn er das Gelände

verlassen wollte. Natürlich wollte er nach Space City! Welcher Amerikaner würde wohl nicht seinen Präsidenten sehen wollen? Und sie wußte, wie sehr er sich aufregen würde, wenn sie es ihm nicht erlaubte. Deshalb tat sie so, als sei das Ganze ihre Idee. »Warum bist du denn immer noch hier, Jupe? Ich wünsche, daß du sofort den Präsidenten begrüßt!«

Jupes finstere Miene hellte sich sofort auf. »Oh, danke, Nancy«, sagte er, legte seinen Lendenschurz ab und zog sich die Uniformhosen an. Er hat einen schönen Körper, dachte Nancy-R in ästhetischer Würdigung des Anblicks. Aber eben nur den schönen Körper eines Mannes. »Die Erks packen gerade meine Sachen zusammen – in zehn Minuten fliege ich ab.«

»Gut, mein Lieber. Nimmst du Flash? Sie kommt gerade in Hitze. Unterwegs wird sie dauernd Vögel jagen.« Das Lächeln verschwand aus seinen Mundwinkeln, und seine Lider gingen auf Halbmast. »Aber wenn überhaupt jemand mit ihr fertig wird«, fügte Nancy-R rasch hinzu, »dann bist du es natürlich, Jupe. Möchtest du deinen Bericht abliefern, bevor du gehst?«

»Deshalb bin ich gekommen«, sagte er. Nancy-R rief ihre Frau Suzi, und Jupe wartete geduldig. Seine gute Laune war zurückgekehrt. Suzi kam mit weit vorgewölbtem Leib hereingewatschelt und brachte den Recorder mit. Jupe strich ihr über den Bauch. »Ein Glück, daß Nancy in ihrem Alter noch entwicklungsfähige Eizellen produziert«, meinte er, und Suzi kicherte, als sie die Nadel in das Gerät fallen ließ und den beiden auffordernd zunickte.

Jupe hatte einen geeigneten Ort für ein neues Nest gesucht. (Erst unterwegs hatte er sich dazu entschlossen, einen Umweg zu machen, um ein Inkling zu schießen.) Mit hunderteinunddreißig Schwestern über acht war das Nest reif für eine Teilung. Jede wünschte sich ein neues Nest. Ein neues Nest bedeutete, daß eine der Älteren Mutterschwester werden konnte, ohne auf Nancy-Rs Tod warten zu müssen. Darüber hinaus bedeutete es, daß ein weiteres männliches Baby geboren werden konnte, ohne daß sich das vorgeschriebene Verhältnis von 170 zu 1 änderte. Und vor allem bedeutete es, daß es Amerika auf Welt gut ging,

daß es lebte und wuchs! Jupes Bericht war nur kurz. Das Gelände am See hatte gutes Ackerland. Es lag in der Nähe einer Stadt der Erks, die noch in gutem Zustand war. In der Umgebung lebten viele dumme Erks für die grobe Arbeit und auch genügend schlaue Gesellschaft. Wasser lieferte der See – zu Testzwecken waren schon Proben entnommen worden –, es gab eine Kanalisation, die Landschaft mit den sanften Hügeln am Horizont war sehr schön, und der See war groß und sauber.

»Wir können das Nest also teilen, wann immer du willst, Nancy-R«, sagte er zum Schluß und sah mit Erstaunen, daß sie den Mund verzog. »Was ist denn?« fragte er.

»Ich frage mich, ob wir das überhaupt wollen«, sagte sie. »Wollen? Natürlich wollen wir es! Warum sollten wir es *nicht* wollen?«

Nancy-R zwinkerte Suzi zu. Sie hatte einen Punkt gewonnen! Offensichtlich hatte Jupe die Sache nicht ganz durchdacht.

»Weil wir statt dessen vielleicht alle zur Erde zurückgehen«, sagte sie und amüsierte sich über Jupes freudiges Erschrecken.

Jupe sah großartig aus in seiner Uniform, und das wußte er auch. Schlaue Erks hatten sie liebevoll nach alten Bildern und nach dem neuesten Entwurf des amerikanischen Senats geschneidert: Hosen, Schirmmütze, Jacke mit Schulterstücken, Pistolentasche mit Pistole. Die Waffe funktionierte sogar, aber sie schoß ungenau und trug nicht sehr weit. Sobald die Amerikaner zehn Jahre alt waren, bekamen sie maßgeschneiderte Uniformen. Die zogen sie zu Paraden am Heldengedenktag und am Vierten Juli an, aber auch zu anderen Anlässen. Normalerweise trug Jupe nur einen Lendenschurz und eine dünne Ölschicht. Aber in seiner Uniform sah er wirklich gut aus, wie er in Nancy-Rs Spiegel gesehen hatte.

Für Flash, das Transportvogelweibchen, rückte die Paarungszeit näher, und deshalb war sie auch nicht in ihrem Gehege. Dumme Erks liefen aufgereggt quiekend durcheinander und zeigten zum

Himmel. Und da flog sie und machte Jagd auf Vögel, die sie zum Nachtisch verschlingen wollte, um sich für die bevorstehende Paarung mit zusätzlichen Proteinen zu versorgen. Als sie endlich schwerfällig im Gehege landete und majestätisch mit den Flügeln schlug, hatte sie schwarzes Blut am Mund, aber als Jupe sie streichelte, öffnete sie bereitwillig ihren Beutel.

»He, Jupe! Warte! Nimmst du mich mit?«

Jupe war schon mit einem Bein in Flashs weichem warmen Beutel gestiegen. Er drehte sich um. Ike, einer der schlaun Erks, eilte auf seinen kurzen Beinstümpfen auf ihn zu. Auch Ike war uniformiert – so uniformiert, wie ein Erk nur sein kann –, er hatte sich die Uniformfarben auf den Körper gemalt und trug eine Kappe, deren Schirm genauso glänzte wie der von Jupiter. »Darf ich mitfliegen?« bat er. »Hast du noch Platz?«

»Er ist *unser* Präsident, nicht eurer«, sagte Jupe mißtrauisch.

»Nein, nein!« quiekte der Erk. »Er ist auch unser Präsident. Jedenfalls will ich an der Parade teilnehmen. Komm schon, Jupe. Bitte!«

»Nun, meinetwegen«, sagte Jupe, und es hörte sich fast so an, als hätte er »Geh zur Hölle!« gesagt. Aber der Erk bekam seinen Willen. Jupe mochte Ike sogar. Sie waren schon ein paarmal gemeinsam auf die Jagd gegangen, und wenn Jupe auch wesentlich stärker war, so konnte der Erk die Inklinge besser aufspüren und reglos warten, bis sie in Schußweite waren. Für einen Erk, selbst einen schlaun, war Ike ziemlich alt. Er war sogar zehn Jahre älter als die Mutterschwester, und auch er hatte die ursprüngliche Landung miterlebt.

Außerdem war er sehr groß für einen Erk, etwa von der Größe eines Collie. Flash grunzte verärgert, als sie sah, daß sie doppelte Last tragen sollte, auch wenn einer ihrer Passagiere nur ein Erk war. Nicht, daß sie damit überfordert war; es war nur eine Belästigung. Ihre Evolution hatte Flash dazu bestimmt, sechs oder acht Junge gleichzeitig in ihrem Beutel zu tragen, und bei der geringen Schwerkraft auf Welt waren ihre Muskeln dieser Aufgabe gewachsen.

Allerdings war in ihrem Beutel nicht sehr viel Platz, und sie stöhnte ein paarmal, als sie die harten Schuhsohlen und das Halfter mit der Pistole an ihrem Leib spürte. »Paß doch auf!« rief Jupe wütend, und Ike zog erschrocken seine Kletterklauen ein.

Flash knurrte und zuckte mit den Beutelmuskeln. Aber als Jupe ihre Warzen packte und nach oben drückte, erhob sie sich gehorsam in die feuchtheiße Luft.

Wie alle Transportvögel, war Flash zusammen mit ihrem Piloten aufgewachsen. Der winzige Jupe hatte sich in den noch nicht voll entwickelten Beutel des Vogels gezwängt, als sie beide noch sehr jung waren. Gemeinsam waren sie erwachsen geworden. Flash gehorchte Jupes Händen mit der Leichtigkeit und der Routine langer Erfahrung, aber gelegentlich mußte er doch fest zupacken. Flashes Gelüste wurden geweckt, als ein Schwarm Vögel sich unvorsichtig näherte, und Jupe hatte alle Mühe, sie auf Kurs zu halten. Aber für den Rest der Zeit zog sie stetig ihre Bahn. Jupe brauchte sich nicht mehr um sie zu kümmern und konnte sich mit Ike, dem schlaunen Erk, unterhalten und die Landschaft betrachten, die unter ihnen vorbeiglitt. Die Hauptsache aber war das Gespräch. »Hast du die Indexbänder denn nicht gesehen?« fragte Ike entsetzt.

Jupiter hob den Erk hoch, damit er über den Rand der Tasche hinwegschauen konnte. »Dazu hatte ich keine Zeit«, sagte er steif, aber der Erk wackelte mißbilligend mit den Kinnbacken. Die Kinnbacken waren so ungefähr das einzige, mit dem die Erks wackeln konnten, denn der Kopf war mit dem Rumpf starr verbunden wie bei einem Wal oder einer Wanze. Ike war ernsthaft böse.

»Du hast das Wichtigste versäumt, was je geschah«, sagte er und fummelte in seiner Bauchtasche nach seinem Abspielgerät.

Flash stieß einen heiseren Protestschrei aus, als eine Kante des Geräts gegen die empfindliche Haut ihres Beutels stieß. Weder Jupe noch der Erk kümmerten sich darum. »Schau her«, befahl der Erk und stellte den Empfang des Präsidenten ein.

»Nein, nein, von Anfang an«, bat Jupiter, und bereitwillig ließ der Erk das Band zurücklaufen. Jupiter hielt vor Aufregung die Luft an, als er die Präsidentenyacht genau an der geplanten Stelle aus dem Spaceway hervorbrechen sah. Die Yacht leistete keinen Widerstand, und die Haken der Fähre klinkten sich ein. Das Bild verschwamm, als der Erk das Band bis zur eigentlichen Landung durchlaufen ließ. Dann sah Jupiter die Große Polly, die Gouverneurin aller Amerikaner auf Welt im Triumphzug zur Begrüßung heranfahren. Der Erk schaute Jupiter über die Schulter. »Er ist aber wirklich ein bißchen klein, nicht wahr?« sagte Ike, und Jupiter richtete sich hoch auf.

»Klein? Er ist ganz *normal*!« sagte er mit militärisch strenger Stimme – kein Erk kritisierte einen Real-Amerikaner in seiner Gegenwart. Allerdings stimmte es, daß die Große Polly ihren Präsidenten hoch überragte.

Aber das spielte keine Rolle. Wichtig war, daß der Präsident endlich auf Welt angekommen war. Nun konnten die Dinge ihren Lauf nehmen! In diesem Augenblick, so hieß es im Nachrichtenindex, trafen sich der Präsident und die beiden Schwestern, die er mitgebracht hatte, mit den schon eingetroffenen Senatoren. Weitere Senatoren, Kongreßleute, Offiziere und Führer, wie Jupiter, kamen in schneller Folge in Space City an – »Wir müssen uns beeilen«, mahnte Ike. »Wir wollen doch nicht die Parade verpassen.«

»Flash fliegt so schnell sie kann«, sagte Jupe streng, aber heimlich kniff er in den Lenknippel. Wieder protestierte Flash, aber es gelang ihr, noch ein wenig schneller zu fliegen. Mehr war nicht möglich, das wußte Jupiter. Danach begnügte er sich damit, neben dem Erk aus dem Beutel zu schauen. Er träumte vor sich hin, und in seinem Gesicht breitete sich ein Grinsen aus, das nicht wieder verschwand.

Von unten hätten Jupiter und Ike sich in Castors oder Delilahs Augen recht seltsam ausgenommen. Die beiden kleinen Köpfe bildeten einen bizarren Kontrast: Jupiters dunkles und ernstes, aber menschliches Gesicht unter der Schirmmütze, und dazu der Erk, dessen Gesicht mit einem menschlichen Gesicht soviel

Ähnlichkeit hatte wie das eines Maulwurfs. Die Erks waren Säugetiere, mehr oder weniger. Jedenfalls waren sie Warmblüter, und im allgemeinen hatten sie eine ziemlich weiche Haut. Aber eigentlich sahen sie aus wie Insekten von der Größe eines Terriers; und ihre Gesichter entzogen sich jeder Beschreibung. Flash sah ebenfalls sonderbar aus mit ihrem kurzen dicken Rumpf, an dem der Beutel hing, und mit den Libellenflügeln, die eine Spannweite von acht Metern hatten. Jeder Erdenbewohner hätte sie mit offenem Mund bestaunt, wenn er nicht entsetzt geflohen wäre. Aber unter ihnen waren keine Fremden zu sehen. Feld-Erks schauten vom Acker zu ihnen hoch, und einige dumme Erks stolperten übereinander, während sie ihnen zuwinkten, bis einige schlaue Erks, von denen sie beaufsichtigt wurden, sie wieder an die Arbeit trieben. Jupe ließ den Transportvogel niedrig fliegen, um nicht in die Nähe von Vogelschwärmen zu geraten, und hielt sich dicht über den Bäumen und Gebäuden.

Ganz deutlich hörten sie Stimmen heraufschallen, besonders wenn ein schlauer Erk oder auch ein Mensch ihnen zujubelte: »Ehrt euren Lebenden Gott, den Präsidenten!«

»Es lebe das Freie Amerika!«

Flash grunzte interessiert, und Jupe sah, daß sie sich jetzt Space City näherten. Andere Transportvögel flogen in geringer Höhe auf die Stadt zu, aber mehr noch fühlte sich Flash durch die Flugzeuge gestört, die von weit her gekommen waren und jetzt einschwebten. Anscheinend wollten alle Yankees, die auf Welt lebten, unbedingt nach Space City. Im Umkreis von tausend Kilometern um die Stadt herum lagen siebzig oder achtzig Nester, und fast alle diese Nester hatten ihren Mann oder eine Ältere Schwester geschickt, damit sie den Präsidenten begrüßten. Die Türme und Dächer von Space City, unter denen sich jetzt die Begrüßungsparade formierte, sahen hell und neu aus, obwohl die Stadt schon fast dreihundert Jahre alt war.

»Die Parade hat noch nicht angefangen!« schrie der Erk. »Wir haben es geschafft!« Und Jupiters Herz hüpfte vor Freude.

Was Jupiter nach der Landung erwartete, wußte er nicht. Sollte er angesichts einer Riesenmenge jubelnder Erks vor seinem Präsidenten auf die Knie fallen? Sollte er sofort Gefechtsstation beziehen, um einen Angriff chinesischer Kommunisten zurückzuschlagen? Aber ganz gewiß erwartete ihn etwas Dramatisches und Martialisches!

Als erstes rief ihm Martha-W, die Senatorin seines Nests, einen kurzen Befehl zu: »Geh in den Saal hinüber, Jupe! Räume ihn! Wir brauchen den Saal zur Begrüßung des Präsidenten!« Nach der Landung war Jupiter also eine Stunde lang damit beschäftigt, das lange nicht mehr benutzte Auditorium zu Füßen des höchsten Turms von Space City zu räumen. Mit sanfter Überredung und schließlich mit Fußtritten gelang es ihm, die kichernden dummen Erks aus dem Saal zu jagen. Wenn er den Leuten glauben durfte, war der Präsident irgendwo in der Nähe. Vielleicht ruhte er sich aus. Vielleicht wartete er, bis die Parade sich formiert hatte und der Saal geräumt war. Das Auditorium war in Space City von Menschen errichtet worden, und zwar zu einer Zeit, als es noch möglich war, daß sich alle erwachsenen Männer und Frauen von Welt dort gemeinsam versammelten. Die dummen Erks hielten sich gern dort auf, denn für sie war es ein höchst interessanter Ort. Sie hinauszujagen war genauso schwer wie Mäuse zu hüten. Die dummen Erks ließen sich zwar vertreiben, aber sobald die Yankees ihnen den Rücken kehrten, strömten sie wieder herein und quiekten vor Vergnügen über diesen Spaß. Erst als ein Team abgebrühter alter schlauer Erks mit Elektrostäben erschien, gaben die dummen Erks nach und zogen sich, immer noch kichernd, auf den breiten gelbgrünen Rasen zurück.

Dann mußte der Saal hinter ihnen nur noch aufgeräumt und gereinigt werden.

Und während der ganzen Zeit jagte ein Gerücht das andere. Der Präsident werde gerade von der Gouverneurin, der Vizegouverneurin und den Oberen der Erks bewirtet. Der Präsident habe gesagt, Amerika solle sofort befreit werden, und zu diesem Zweck würden Waffen an alle verteilt. Der Präsident

habe gesagt, für eine Invasion stünden nicht genügend Transportmittel zur Verfügung. Was das für Konsequenzen habe, sei noch nicht bekannt.

Aber wirklich gesehen hatte den Präsidenten noch niemand.

Und der Präsident der Vereinigten Staaten, Pettyman Castor, hatte schon viel zuviel gesehen! Er stand unter Schock. Innerlich wäre er am liebsten vor den bizarren und erschreckenden Eindrücken fortgerannt, die von außen auf ihn einstürmten. Seine Begleiterinnen waren in keinem besseren Zustand als er. Tsoong Delilah konnte nur stammeln, und ihr Gesichtsausdruck ließ Ekel und Verachtung erkennen. Feng Miranda lallte unkontrolliert vor sich hin. Sie saßen in einem dreieckigen Raum voller Blumen (was für seltsame Blumen! und was für einen unerträglich süßlichen, geradezu fauligen Gestank sie ausströmten!) und lauschten und hörten doch kaum, was gesagt wurde. Es war einfach zuviel! Sie mußten sich die Geschichte einer ganzen Welt anhören, und Gouverneurin Polly und der ›Erk‹, den sie Jutch nannte, redeten endlos weiter!

Gleich zu Anfang waren sie schockiert, als sie feststellten, daß solche Kreaturen wie die Erks überhaupt sprechen können. Auf der Erde gab es nichts Vergleichbares, und es erschien ihnen völlig verrückt, daß hier ein Tier sie höflich begrüßte – ein Insekt? nein, ein *Ding!* –, das mehr Beine hatte als ihm zustanden, dessen Kopf auf dem Körper eines Käfers saß und in dessen Gesicht die Schnurrhaare einer Katze wuchsen. Selbst die menschlichen Wesen (warum, in aller Welt, waren es fast nur Frauen?) wirkten nicht sehr beruhigend. Sie waren so entsetzlich *groß*. Sie überragten sogar Castor, und die beiden Chinesinnen hätten, aufeinandergestellt, nicht die Größe dieser Riesen erreicht.

Schlimmer noch war das, was sie sagten. Anscheinend hatte auf diesem Planeten (sie nannten ihn ›Welt‹ – was für eine Arroganz!) eine Kolonie von gestrandeten menschlichen Wesen sich wie die Maden vermehrt. Sie hatten sich mit schrecklicheren

Waffen ausgerüstet, als Castor sie sich überhaupt vorstellen konnte, und machten sich nun – im Bunde mit diesen scheußlich aussehenden Wesen, den Erks – bereit, die Erde zu überfallen, ganz gleich, wie viele Menschenleben es kosten und wieviel an Zerstörung angerichtet werden würde!

Die Real-Amerikaner erfuhren, daß es seit achtundfünfzig Jahren auf Welt Menschen gab. Sie waren mit einer interstellaren Mission gekommen, die in den Tagen der letzten spektakulären Weltraumabenteuer gestartet worden war, bevor die Raketen flogen und der Raumfahrt bis auf weiteres ein Ende setzten. Die Astronauten hatten eine solche Situation für denkbar gehalten, denn seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hatten sich Spannungen aufgebaut, und an dieser Entwicklung hatte sich zum Zeitpunkt ihres Starts nichts geändert. Dennoch wurden sie vom tatsächlichen Ausbruch des Atomkriegs völlig überrascht.

Sie hatten plötzlich keine Zukunft mehr.

Als die Astronauten, fünfundfünfzig kräftige, gesunde, junge (aber dem Altern unterworfenen) Männer und Frauen merkten, daß es keine vernünftige Welt mehr gab, zu der sie zurückkehren konnten, war es für eine Rückkehr ohnehin viel zu spät.

Auftragsgemäß setzten sie ihren Flug zu Van Maanens Stern fort.

Dann gab es für sie einen weiteren Schock. Sogar zwei. Erstens hatten die kleinen Planeten des Sterns entweder eine für Menschen geeignete Atmosphäre aber kein Wasser, oder Wasser aber keine Atmosphäre, und außerdem gab es auf keinem der Planeten einen brauchbaren Landeplatz.

Der zweite Schock war angenehmer und schlimmer zugleich. Angenehmer, weil er bedeutete, daß sie trotz allem weiterleben konnten – ein großer Vorteil für fünfundfünfzig Männer und Frauen, die sich schon damit abgefunden hatten, in einem stählernen Sarg um eine trübe und feindliche Sonne kreisen zu müssen, bis der letzte von ihnen gestorben war. Schlimmer, weil sie auf die Erks trafen.

»Ich meine nicht die Erks selbst«, sagte die Große Polly und lächelte Jutch und die anderen seltsamen Wesen an, die quiekend und zappelnd um den Tisch herumsaßen. »Die Erks schickten keine bemannten Sonden aus. Sie würden es wahrscheinlich be'erk'te Sonden nennen. Statt dessen ließen sie automatisierte Erkundungsschiffe starten. Jedes dieser Schiffe hatte einen Spaceway. Und damit mußte sich die ursprüngliche Landegruppe auseinandersetzen.« Sie lächelte vergnügt. »Was für eine Überraschung das gewesen sein muß«, sagte sie. In der Tat eine große Überraschung, denn der Spaceway der Erks hatte das interstellare Raumschiff genauso rüde gekapert wie er Castor und seine Crew aus dem Sonnensystem der Erde gerissen, durch den Tunnel zwischen den Raunen gewirbelt, in eine Umlaufbahn um Welt gezwungen, an den Haken genommen und schließlich zur Oberfläche des Planeten geschleppt hatte.

Ihre interstellare Reise endete auf Welt, und dort wurden sie von den Erks in Empfang genommen.

Zuerst war die Sprache ein Problem, denn von der englischen Sprache hatten die Erks natürlich noch nie etwas gehört. Aber im Laufe der Geschichte ihrer Rasse hatten sie eine gewisse Fertigkeit im Erlernen der Sprachen anderer Rassen entwickelt, denn sie waren schon oft mit Fremden zusammengetroffen. Schon nach einer Woche konnten die Gelandeten ihre Gastgeber oder Bewacher ansprechen.

Es dauerte allerdings bedeutend länger, bis sie deren Antworten verstanden.

Zuerst sahen die Gelandeten keinen Unterschied zwischen den schlaun und den dummen Erks. Schließlich sahen sie gleich aus, wenn auch die schlaun Erks mehr Kleidung und Schmuck trugen. (Aber auch die dummen Erks putzten sich gern heraus.) Dies führte zu einiger Verwirrung, besonders, wenn sie bei den schlaun Erks zum Essen eingeladen waren und die dummen Erks ihnen immer wieder auf den Schoß und von dort auf den Tisch sprangen, um an ihren Speisen zu lecken. Die Gelandeten schlossen daraus natürlich, daß Erks entsetzlich schlechte Manieren haben.

Aber die Erks wurden aus den Yankees genauso wenig schlau. Sie stellten fest, daß die Yankees in zwei scharf voneinander getrennten Generationen gekommen waren, wobei die Leiber aller Frauen die dritte Generation schon sichtbar in sich trugen. Zur ältesten Generation gehörten die Frauen der ursprünglichen Schiffsbesatzung, die mittlerweile alle um die Fünfzig waren. Die Erks wußten zu wenig, als daß es sie überrascht hätte, schwangere Frauen zu sehen, die schon in den Wechseljahren waren, aber immerhin erkannten sie, daß es hier Ungereimtheiten gab. Dann waren da die Frauen um die Zwanzig – von denen es in dieser Generation sehr viel mehr gab als Männer –, und auch sie waren alle schwanger.

Es bedurfte vieler Erklärungen, bis die Yankees die Erks verstanden und die Erks die Yankees, wenn dieses Verständnis auch beschränkt blieb.

Was die Yankees betraf, war alles recht vernünftig und verständlich, wenn man erst einmal die fundamentalen Notwendigkeiten erkannt hatte. Die Reise zu Van Maanens Stern dauerte einunddreißig Erdenjahre oder neunundzwanzig relativistische Jahre – und das war eine zu lange Zeit, als daß die ursprüngliche Besatzung noch in taufischem Zustand hätte sein können. Wenn sie sich alle ungefähr zu dem Zeitpunkt gepaart hätten, als sie die Umlaufbahn Neptuns erreicht hatten, und dann mit der Kinderaufzucht begonnen hätten, wären ihre Kinder bei der Landung gerade im richtigen Alter gewesen, mit der Erforschung des Planeten zu beginnen – wenn es etwas zu erforschen gegeben hätte.

Aber in einem ohnehin schon überfüllten Raumschiff kann niemand Dutzende von schreienden, ihre Windeln verdreckenden Kinder gebrauchen. Außerdem sagten die Fachleute für Psychodynamik eine erschreckende Scheidungsrate voraus... wenn sie auch noch geheiratet hätten.

Also verzichteten sie auf all das. Sie vergnügten sich auf verschiedene Weise, ganz wie es ihnen das Gewissen (oder das Gewissenpaar – oder manchmal auch eine größere Gruppe von Gewissen) vorschrieb. Und einmal im Monat stieg jede Frau auf

die Pritsche mit den Schlaufen und ließ sich das neue Ei des jeweiligen Monats entnehmen. Und in streng eingehaltener Reihenfolge erlebte jeder Mann einmal im Monat eine etwas andere Art von Befriedigung als sonst, um zur Befruchtung eines Ovums ein paar Kubikzentimeter Sperma zur Verfügung zu stellen. Die Entwicklung fand *in vitro* statt, das heißt in einem Pyrex-Schlauch. Die Frucht durfte sich nur acht Tage lang entwickeln. Dann wurde der winzige keimende Fötus nach Geschlecht und Typ bestimmt, klassifiziert und in flüssigen Stickstoff getaucht, wo er bis zum sechsten Jahr der Reise verblieb.

Dann wurden aus den fast zweitausend eingelagerten Embryonen die achtundzwanzig ausgewählt, bei denen Tests ergeben hatten, daß sie die kräftigsten, lebhaftesten und anpassungsfähigsten waren. Vier waren männlich. Vierundzwanzig waren weiblich; und mit einiger Feierlichkeit zogen sich alle achtundzwanzig weiblichen Besatzungsangehörigen nacheinander zurück und steckten ihre Füße durch die vertrauten Schlaufen. Diesmal wurde ihnen nichts entnommen. Diesmal wurde ihnen etwas hinzugefügt.

Neun Monate später brachten fünfundzwanzig von den achtundzwanzig Frauen gesunde Babys zur Welt. Danach wurden erneut Ova entnommen und befruchtet und eingefroren, und an Bord der Arche begann die Kinderaufzucht.

Als die *Intrepid* abbremste und auf eine Umlaufbahn um Van Maanens Stern einschwenkte, hatte das Raumschiff außer der ursprünglichen Besatzung zwölftausend eingefrorene, acht Tage alte Embryonen und fünfundzwanzig kräftige junge Erwachsene an Bord, und das waren die Leute, die von den Erks bei der Landung in Empfang genommen wurden.

Erks und Yankees trafen aufeinander... und sprachen miteinander... und jede Seite fand in der anderen etwas, was sie dringend brauchte.

Die Yankees fanden einen unerwarteten Verbündeten.

Die Erks fanden ein Anliegen, das sie zu dem ihren machen konnten.

Und weit entfernt auf der Erde versuchten die Überlebenden des gemeinsamen nuklearen Selbstmords, die verbrannten und zertrümmerten Stücke ihrer Welt wieder zusammenzusetzen, und sie wußten nichts von dem, was draußen in der Sternenwelt geplant wurde.

»Nun«, rief die Große Polly, die von ihrer langen ununterbrochenen Rede ganz heiser war, »haben Sie alle genug gegessen? Vielleicht noch etwas Kaffee? Oder einen Schluck Beerenwein?« Die Gäste schauten auf ihre fast unberührten Teller und schüttelten müde die Köpfe.

»Dann sollten wir zur Parade und zur Begrüßungszeremonie hinübergehen.«

Als das Auditorium endlich geräumt war, hatte Jupiter seine prächtige Uniform durchgeschwitzt und Flecken an den Hosenbeinen. Er betrachtete sich in einem der dekorativen Wandspiegel im Eingang zum Auditorium. Das muß Valley Forge sein, dachte er, als er die Szene sah, die in den Spiegel eingraviert war; oder auch dieser andere heilige Ort, den sie Okinawa nennen. Er fluchte vor Wut. Aber er hatte keine Zeit mehr, seine Uniform zu reinigen, denn in diesem Augenblick hörte er die Erks quieken und die Menschen schreien: »Sie sind fertig! Die Parade fangt an! Marschieret alle mit!«

Hunderte von Erks und Dutzende von Yankees hasteten herbei, um ihre Plätze einzunehmen. Natürlich marschierten nicht alle Menschen in der Parade mit. Es mußte schließlich auch welche geben, an denen sie vorbeimarschieren konnten. Die Senatorinnen und die Kongreßabgeordneten marschierten nicht mit. Auch nicht die Gouverneurin und ihr Stab; sie alle standen zusammen mit den neuen Halbgottheiten oben auf der Tribüne, und alle verrenkten sich die Hälse, um einen Blick von ihnen zu erhaschen.

Im übrigen hatten nicht alle Nester noch die Zeit gehabt, ihren Repräsentanten nach Space City zu schicken. Der Kongreß allerdings hatte ununterbrochen getagt, seit das Transportschiff der Erks seine Position im Sonnensystem erreicht hatte und die ersten Signale hereinkamen.

Es nahmen also mehr Leute die Parade ab als in ihr mitmarschierten – besser gesagt, so hätte es sein können, wenn Space Citys drei Kompanien der Freiwilligen Erk-Miliz nicht gewesen wären.

Die Kompanien der Erks marschierten zwischen zwei Menschenabteilungen, und durch Losglück führte Jupiters Abteilung die Parade an.

Wenn Jupe die Parade mit Tsoong Delilahs Augen hätte sehen können, wäre ihm an dem Schauspiel manches Komische aufgefallen. (Das war bei Delilah der Fall, die mürrisch oben auf der Tribüne stand.) Bei der geringen Schwerkraft auf Welt war ein Marschtempo von fünfunddreißig Schritten in der Minute nicht leicht durchzuhalten. So schnell erreichten die Füße nicht den Boden, und die Marschierer mußten mit Muskelkraft nachhelfen. Auf Welt mußte die amerikanische Armee deshalb zum ersten Mal in ihrer Geschichte eine Art preußischen Parademarsch vorführen. Noch komischer wirkte die Erk-Miliz. Die Erks hatten zum Marschieren nicht die richtigen Beine, und ihre Körper waren nicht dazu geeignet, richtige Uniformen zu tragen. Sie hatten sich mit olivgrüner und schwarzer Farbe eingesprüht und hüpfen im Takt der Musik von John Philip Sousa daher. Jupe fand es nicht komisch. Er fand es großartig. Als das Kommando »Augen – rechts!« ertönte, bekam er Herzklopfen. Zum ersten Mal sah er seinen Präsidenten.

So jung!

Und so klein. Und die beiden Schwestern neben ihm waren noch winziger, und ihre Haut war so blaß und ihre Gesichter sahen so – seltsam aus, daß Jupiter sich fragte, ob sie vielleicht krank seien. Auch der Präsident machte einen gehetzten und

abwesenden Eindruck, während er die Parade abnahm und den Gruß erwiderte.

Und dann war alles vorbei, und die ganze amerikanische Streitmacht von zweihundertzwanzig Köpfen, die Erks mitgezählt, marschierte um die Tribüne herum. Sie hielten abteilungsweise und durften wegtreten.

Ike rannte vorbei und quietschte vor Freude. »O Jupiter, das war wunderbar! Was tun wir jetzt?«

Jupe schaute ihn herablassend an. »Was du tust«, sagte er, »weiß ich nicht, aber *ich* bin zum Empfang geladen worden.«

»Ja, natürlich, der Empfang, wir gehen alle hin«, rief Ike fröhlich und nahm Jupiter damit den Wind aus den Segeln. »Hast du ihn gesehen? Sag mal, Jupe, ist er nicht wirklich klein? Ich habe mal gehört, daß die Real-Amerikaner nur hundertsechzig Zentimeter groß sind – ob das etwas mit der Schwerkraft zu tun hat?«

»Das weiß doch keiner«, sagte Jupiter streng. »Stellst du das jetzt erst fest, Ike?« Er sah, daß die Einheiten sich inzwischen aufgelöst hatten, und setzte sich in Bewegung. »Komm mit, wenn du zum Empfang und zum Bankett willst – wenn wir uns nicht beeilen, sind die besten Plätze schon weg!«

Die Plätze waren nicht weg, denn es gab überhaupt keine Plätze. In einem großen Raum neben dem Speisesaal drängte sich die Menge, und zu seiner Überraschung sah Jupe Tische mit Platten voll tintenblauer Fleischpasteten, Baumkäse, frischer Sauererbsen und anderer köstlicher Dinge. Aber im Saal hinter den breiten Türen standen ebenfalls gedeckte Tische; sollten sie gleich zwei Mahlzeiten einnehmen?

Das spielte keine Rolle. Interessanter war, daß alle drei Real-Amerikaner sich an der Tür postiert hatten und daß die Leute Schlange standen, um an ihnen vorbeizudefilieren und ihnen die Hand zu drücken. Die Hand zu drücken! Jupiter grinste vor Vergnügen; das war eine der Sitten der Real-Amerikaner, die er

schon als Kind gelernt hatte, aber noch nie hatte er gesehen, daß auf Welt jemand diese Art der Begrüßung praktizierte.

Enttäuschend weit hinten reihte er sich in die Schlange ein, gleich hinter einem Erk namens Jutch. Sie kannten sich schon: Jutch bekleidete eine hohe Position im Rat der Erks. Er war schon so alt, daß sich seine Haut verfärbt hatte und ihm die Hälfte seiner Nägel fehlte, aber er quiekte genauso lebhaft wie Ike.

Da fiel Jupiter etwas ein. »Dieses Händeschütteln«, sagte er. »Wie willst du das denn machen?«

Der Erk zuckte mit den Schnurrhaaren. »Hat man euch denn nicht belehrt? Wir haben unsere Anweisungen bekommen. Wir Erks stellen uns auf unsere hinteren Gliedmaßen, so etwa« – er nahm seine vorderen Beine vom Boden auf – »und dann berühren sie unsere Knöchel. Dann sagen wir ›Hallo, willkommen auf Welt, wir stehen vereint für die Sache der Freiheit.‹ Dann wenden sie sich dem nächsten in der Reihe zu. Habt ihr denn keine Anweisungen bekommen?«

»Ich war sehr beschäftigt!« knurrte Jupiter.

»Ich verstehe«, sagte der Erk höflich. »Dann weißt du vielleicht nicht, was die Menschen tun sollen...«

»Ich *bin* ein Mensch! Natürlich weiß ich das.«

Nachdenklich ließ der Erk die Schnurrhaare sinken, als er Jupiter anschaute. »Natürlich«, sagte er und bemühte sich, taktvoll zu bleiben. »Dann weißt du ja, daß du dich verbeugen mußt, bevor du die Hand ausstreckst.«

»Natürlich weiß ich das«, sagte Jupiter, der aufmerksam zugehört hatte. »Gab es sonst noch Instruktionen für die Menschen?«

»Ich denke, du weißt, was du tun sollst.«

»Das weiß ich auch! Ich wollte nur wissen, ob sie die Instruktionen richtig verstanden haben – es gibt ja Nester, deren Bewohner nicht so privilegiert sind wie ich.«

»Ich verstehe«, sagte der Erk und kräuselte die Schnurrhaare, um seine Denktätigkeit anzuregen. »Nein«, sagte er dann, »über die Zeremonie selbst wurde weiter nichts gesagt. Es wurde überhaupt nicht viel erklärt.«

»Was muß denn da noch erklärt werden?« fragte Jupiter. »Das ist doch alles ganz einfach. Sich bei der Begrüßung die Hände zu schütteln, ist eine realamerikanische Sitte. Durch eine Verbeugung drückt man Respekt aus – natürlich verbeugt man sich vor seinem Präsidenten.«

»Ich meinte jetzt nicht die Zeremonie«, erklärte der Erk. »Ich habe daran gedacht, wie komisch es ist, daß wir zuerst hier draußen und dann noch einmal drüben im Saal essen sollen.«

»Sollen wir das?« fragte Jupiter erstaunt. Dann hatte er sich sofort wieder in der Gewalt. »Natürlich sollen wir das«, sagte er. »Du begreifst also nicht, warum wir zweimal essen sollen?«

»Eigentlich nicht«, gab Jutch zu.

»Dann«, sagte Jupiter freundlich, »hättest du mich fragen sollen. So etwas nennt man eine ›Cocktailparty‹. Das ist auf der Erde eine alte Sitte.«

»Das leuchtet mir ein«, sagte der Erk, »aber warum essen wir bei einer einzigen Mahlzeit gleich zweimal?«

Jupiter zuckte bedauernd die Achseln. »Ich habe leider keine Zeit mehr, dir das zu erklären«, sagte er. »Wir sind schon fast ganz vorn! Vergiß nicht, daß du dich aufrichten mußt, damit sie deine Knöchel berühren können.«

»Ja, danke«, sagte der Erk und zuckte mit den Schnurrhaaren. Dann beeilte er sich, den vornehmen Besuchern seine Reverenz zu erweisen. Jupiter beobachtete ihn dabei und war in Hochstimmung. Die Hand des wahren und wirklichen und einzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten zu berühren! Ein transzendentes Erlebnis! Der phantastischste Traum seiner Kindheit sollte sich auf unglaubliche Weise erfüllen!

Aber als er es hinter sich hatte, fand er es schon nicht mehr so überwältigend. Der Präsident der Vereinigten Staaten war – nun, nicht gerade eine *Enttäuschung*. Der Präsident könnte gar keine Enttäuschung sein. Aber Jupiter hatte nicht erwartet, daß Präsident Pettyman kaum älter war als er selbst. Auch in den Ritualen des Protokolls zeigte er kaum mehr Sicherheit als Jupe. Als Jupiter dem Präsidenten die Hand gab, fiel ihm nur das Wort ›Hallo‹ ein. Aber nicht einmal das schien der Präsident wahrzunehmen. Sein Blick streifte die Reihe der Wartenden, und seine Miene verfinsterte sich, als er sah, wie lang sie noch war. Auch die beiden Schwestern, die neben dem Präsidenten standen, gaben nicht viel her. Zwar war es beeindruckend, daß sie Kabinettsrang hatten, aber warum sahen sie so sonderbar aus? Warum hatten sie so flache Gesichter und so schwarze Augen? Waren bei ihrer Implantation Fehler gemacht worden? Oder sahen alle realamerikanischen Schwestern so aus? (Und wenn das der Fall war, wie würde es wohl sein, mit ihnen zu schlafen?) Als Jupe dem Präsidenten und einem oder zwei anderen Yankees, die er kaum registrierte, flüchtig die Hand gegeben hatte und das Podium verließ, wäre er fast über den Erk Jutch gestolpert. »Oh, Verzeihung«, sagte er und wurde rot. Nicht, daß es ihm etwas ausmachte, den Erk zu treten – der Kerl hätte ihm aus dem Weg gehen sollen –, es paßte ihm nur nicht, dabei ertappt worden zu sein, daß er immer noch den Präsidenten anstarrte.

»Hast du eine Tischreservierung für das Dinner?« fragte der Erk.

»Reservierung? Nein. Was ist eine Reservierung?«

»Dafür bist du eben zu spät gekommen«, sagte der Erk höflich. »Aber selbstverständlich kannst du an meinem Tisch sitzen.«

»Danke«, sagte Jupiter und überlegte rasch. »Ich, äh, ich glaube, ich muß jetzt zur Toilette.«

»Natürlich«, sagte der Erk und machte ihm Platz. Ein Erk mit guten Manieren, dachte Jupiter. Da er diesen Vorwand nun einmal geäußert hatte, beschloß er, tatsächlich die Toilette

aufzusuchen. Er ging zur Spitze der Warteschlange, obwohl er gar nicht wissen konnte, ob das Urinbecken in den Toilettenräumen nicht gerade benutzt wurde. Aber das war natürlich nicht der Fall; in der Schlange standen nur Schwestern. Jupiter war es nicht gewohnt, die Uniform zu tragen, und er hatte Mühe, die Hose aufzubekommen. Er ärgerte sich über seine Ungeschicklichkeit und fing an, mit den Schwestern zu scherzen, die darauf warteten, daß eine Kabine frei wurde. Als er wieder ging, sah er am Ende der Schlange Mary-May, seine Kongreßabgeordnete. »Es überrascht mich, daß du solche Mühe hast, deine Hose zu öffnen«, sagte sie belustigt. »Im Nest hast du damit doch nie Schwierigkeiten!«

Jupe lächelte sie freundlich an. In den Nestern war es Sache des Mannes, die Kongreßabgeordnete zu bestimmen, während die Wahl der Senatorin der Mutterschwester zustand. In gewissem Sinne war also Mary-May sein Schützling. »Es kommt darauf an, ob es sich überhaupt lohnt, die Hose auszuziehen«, erklärte er. »Wenn jetzt eine der realamerikanischen Schwestern hier wäre...« Die wartenden Schwestern kicherten und zischten.

»Häßliche Dinger«, rief eine junge Schwester. »Habt ihr gesehen, wie scheußlich ihre Haut aussieht? Und sie haben gar keine richtigen Nasen...« Zu spät fiel ihr ein, wen sie da kritisierte, und rasch sagte sie: »Aber sie sehen sehr *vornehm* aus, nicht wahr?« Sie schaute sich hilfesuchend um, aber sie erhielt keinen Beifall. Sie versuchte es noch einmal. »Ich stand fast zwei Stunden lang ganz in ihrer Nähe«, sagte sie stolz. »Ich war bei der Parade als Ordnerin eingesetzt, und ich war ihnen so nahe, daß ich sie hätte anfassen können, und fast die ganze Zeit hörte ich, was sie miteinander sprachen.«

Nun, das war natürlich etwas anderes. Der kleine Schnitzer der Schwester war vergessen, und die übrigen drängten sich um sie und hörten ihr gespannt zu. Sogar Mary-May spitzte die Ohren, denn sie hatte auf der Tribüne einen ungünstigeren Platz gehabt, so daß sie nicht hatte hören können, was die Schwestern von der Erde miteinander sprachen. Auch Jupiter wäre normalerweise geblieben, um mehr zu erfahren, aber er machte sich Sorgen

darüber, wo er im Speisesaal einen Platz finden würde. Warum hatte ihm niemand geraten, eine ›Reservierung‹ vorzunehmen?

Als er sich im Speisesaal umsah, merkte er, daß dieses Versäumnis sich unangenehm auswirken könnte. Der Tisch für die prominentesten Gäste war leicht an der riesigen dreidimensionalen Gestalt eines Lebenden Gottes zu erkennen, die als Hologramm hinter ihm an der Wand zu sehen war. Außerdem stand er einen Meter höher als die vielen anderen Tische, die um ihn herum in konzentrischen Halbkreisen angeordnet waren. Aber alle Tische in der Nähe waren ›reserviert‹. Es gab Tischkarten (so hießen sie, wie ihm ein schlauer Erk auf seine Anfrage hin herablassend erklärte), und auf diesen Tischkarten standen die Namen von wichtigen Erks und Menschen von hohem Rang. Für weniger wichtige Leute, wie Jupiter, waren keine Plätze freigehalten worden. Sie mußten ihr Glück an den nicht reservierten Tischen versuchen. Wütend rannte Jupiter zur Toilette zurück und erwischte seine Kongreßabgeordnete gerade noch, als sie die Spitze der Schlange erreichte. »Mary-May, das ist ja entsetzlich!« beschwerte er sich. »Ich kann doch nicht ganz hinten im Saal sitzen. Kannst du mich nicht an deinem Tisch unterbringen?«

»Leider nicht, Jupe. Da ist kein Platz.«

Er sah sie wütend an. »Hast du vergessen, wessen Kongreßabgeordnete du bist?«

»Natürlich nicht, Jupe«, sagte sie begütigend und lächelte betrübt. »Du hast mich dazu bestimmt, das weiß ich. Aber mit der Sitzordnung hatte ich nichts zu tun. Bitte, Jupe, ich halte hier die Leute auf, und gleich wird das Dinner serviert...«

Er warf ihr einen finsternen Blick zu. Immerhin konnte er auf die Einladung des Erks zurückgreifen. Er wollte schon gehen, als ihm die junge Schwester einfiel, die auf der Tribüne gewesen war. Er wartete, bis sie aus einer der Kabinen herauskam, nahm sie am Arm und ging mit ihr davon. »Du darfst an meinem Tisch sitzen«, sagte er großzügig, und als er ganz hinten an der Wand den Tisch fand, an dem der Erk saß, sagte er: »Dies ist meine

Freundin. Ich habe sie eingeladen, sich zu uns zu setzen.« Der Erk schien nichts dagegen zu haben; jedenfalls verzichtete er auf jeden Protest.

Es war alles sehr aufregend, selbst für die Leute, die ganz hinten an der Wand sitzen mußten. Schlaue Erks, die als Kellner arbeiteten, brachten Teller mit aufgeschnittenen und in Wein eingelegten Früchten. Unter dem Gelächter der Gäste versuchten dumme Erks, einige der Teller zu stehlen. Allmählich besserte sich Jupiters Laune. Schließlich erlebte er den größten Tag seines Lebens!

Und er war in guter Gesellschaft. Es stellte sich heraus, daß der Erk Jutch in der Hierarchie der Erks eine ziemlich wichtige Position bekleidete. Jupiter hatte keine Ahnung, warum er nicht auf einem der reservierten Plätze saß, aber es gab manches im Leben der Erks, das die Yankees sich immer noch nicht erklären konnten, obwohl sie schon seit zwei Generationen auf Welt ansässig waren.

Die fremde Schwester, die sich als Emilia vorstellte, wußte viel Interessantes über die Real-Amerikaner zu erzählen. Der Präsident sei ziemlich schüchtern, sagte sie. Er habe nur dann mit seinen Ministern gesprochen, wenn die ihn vorher anredeten.

Das Erstaunlichste aber, sagte Emilia, sei die Ignoranz der Real-Amerikaner. Sie schaute sich in der Tischrunde um. »Wußtet ihr, daß die Real-Amerikaner noch nie etwas von den Lebenden Göttern gehört haben?« fragte sie feierlich. Alle am Tisch, die Erks und die Menschen, schauten automatisch zu dem Bild des Lebenden Gottes hinter dem Prominententisch hinüber.

»Und wie hätten wir Erks dann nach ihrer Meinung schlau werden sollen?« fragte Jutch erstaunt.

»Sie kannten nicht einmal den Unterschied zwischen dummen und schlaun Erks!« lachte die Schwester. »Habt ihr die alte Schwester gesehen, die sie Delilah nennen? Ein paar dumme Erks hatten sich eingeschlichen, um Essen zu stehlen, und sie hat doch tatsächlich die Knöchel eines dieser Erks berührt!«

Die Schwester erzählte noch mehr, während Jupiter seine Palmensuppe und sein Inklingfrikassee aß. Immer wieder kamen Kellner an den Tisch. Sie schenkten Kaffee nach, ermahnten die Anwesenden, ihre Eintrittskarten aufzubewahren und räumten das benutzte Geschirr ab. Die Schwester hatte viel zu berichten; sie hatte ja auch viel gehört. Sie hatte gehört, wie die realamerikanische Schwester Delilah mit A-Belinka sprach, dem schlaun Erk, der für den Transport von Materie zuständig war. Seltsamerweise war Delilah nicht damit einverstanden gewesen, bewaffnete Raumschiffe zur Erde zu schicken. (Es sei für Delilah sehr peinlich gewesen, sagte die Schwester lachend, denn der Erk habe auf ihrem Schoß gesessen, während er mit ihr sprach.) Miranda, die andere realamerikanische Schwester, habe ständig mit den Senatorinnen und Kongreßabgeordneten getuschelt und versucht zu erfahren, wie die Yankees auf Welt regiert wurden. Eine Senatorin und eine Kongreßabgeordnete aus jedem Nest, ja, aber was taten sie? Wann traten sie zusammen, und wann erließen sie Gesetze? Die Senatorin werde allein von der Mutterschwester bestimmt und die Kongreßabgeordnete vom Mann jedes Nests? Aber gab es denn nie eine Wahl?

»Wozu brauchen wir >Gesetze<?« fragte Jupiter.

»Das hat sie nicht gesagt, Jupiter. Und auch das mit der >Wahl< hat sie nicht näher erklärt. Die Real-Amerikaner sind ziemlich komisch, besonders der Präsident! Ich will dir schnell erzählen...«

Aber sie erzählte Jupiter nicht, was an dem Präsidenten so komisch war, denn die Gouverneurin stand auf und schlug mit ihrer schweren gläsernen Löffelgabel gegen ihre Kaffeetasche. »Meine Damen und Herren«, sagte sie, »sehr verehrte Erks. Der Präsident der Vereinigten Staaten.«

In der Halle wurde es so still wie es nur möglich war – in keiner Halle, in der dumme Erks unter den Tischen herumkriechen, kann es völlig ruhig sein. Und vielleicht war es dieses ständige leise Quieken, sei es vor Freude oder vor Wut, das den Präsidenten ein wenig nervös machte. Vielleicht machte in auch

etwas anderes nervös; Jupe sah, daß Präsident Pastor Pettyman während seiner Ansprache immer wieder Besorgt zu seiner Außenministerin Tsoong Delilah hinüberschaute.

Und was er sagte, klang sonderbar.

»Im Namen der Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika«, fing er an und verstummte, als er sah, daß die Gouverneurin sich vorbeugte, um ihr Mikrophon zu richten.

»Danke«, sagte er und leckte sich die Lippen. Nachdem er Delilah noch einmal einen kurzen Blick zugeworfen hatte, fuhr er fort: »Im Namen der Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika danken wir Ihnen dafür, daß wir bei Ihnen sein können. Dies ist ein höchst bedeutsamer Anlaß, der noch in Tausenden von Jahren in den Geschichtsbüchern verzeichnet sein wird.«

»Warum erzählt er uns das?« murmelte Jupe, ohne jemanden direkt anzusprechen.

»Dies ist eine politische Ansprache, Jupiter«, sagte Jutch vorwurfsvoll. »Du hast also doch keine vernünftigen Anweisungen bekommen. Du hast zu schweigen – außer, wenn Beifall geklatscht werden muß.«

»Und wann muß Beifall geklatscht werden?« fragte Jupe. »Das wirst du schon sehen. Und jetzt hör bitte zu.« Jupiter zuckte die Achseln und konzentrierte sich auf die Ansprache. »... ist viel Zeit vergangen«, sagte der Präsident gerade. »Die Geschichte ist nicht stehengeblieben. Vieles, was vor hundert Jahren stimmte, stimmt heute nicht mehr, stimmt das nicht?«

Jetzt schien es Zeit zu sein, Beifall zu klatschen, denn Schwester Delilah beugte sich vor. »Stimmt!« schrie sie. Das war offensichtlich das Stichwort, und die eifrigen Erks und Yankees griffen es auf. *Stimmt, stimmt!* schrien alle Yankees und alle englisch sprechenden Erks überall im Saal. Jupe schrie mindestens so laut wie alle anderen. Es machte Spaß! Dies war eine wahrhaft patriotische Veranstaltung, und sein Präsident war anwesend! Nur was der Präsident sagte, beunruhigte ihn; er sagte seltsame Dinge. Aber dennoch!

Wieder schaute der Präsident zu der amerikanischen Schwester mit dem seltsam geformten Gesicht hinüber, bevor er fortfuhr: »Wir müssen also behutsam vorgehen. Wir dürfen keine Fehler machen. Wir müssen uns beraten, und wir müssen lernen, die Bedürfnisse und Probleme des anderen zu begreifen. Stimmt das nicht?«

Stimmt! riefen die Anwesenden wieder, aber diesmal war der Beifall schon schwächer, als hätten viele der Zuhörer das Gesagte nicht ganz verstanden – obwohl jetzt auch die dummen Erks unter den Tischen unartikuliert plapperten und schrien.

Jupiter schaute sich im Saal um. In den Gesichtern der anwesenden Menschen erkannte er die Verblüffung. Den Erks konnte er es natürlich nicht ansehen, was sie empfanden, aber Jutch beugte sich zu ihm hinüber. »Warum sagt er denn nichts über den Krieg?« fragte er.

»Pssst!« sagte Jupiter streng, denn diese Frage wollte er gerade selbst stellen.

Der Präsident fuhr fort:

»Zuerst müssen wir also erfahren, was Sie uns zu sagen haben, damit wir Ihnen alles erzählen können, was wir wissen. Wir haben mit Ihrer Gouverneurin verabredet« – er wandte sich der Schwester vom Cherry-Hill-Nest zu und verneigte sich höflich – »uns eine Woche lang zu informieren und auf, äh, Welt eine ausgedehnte Rundreise zu unternehmen. Wir werden zehn von Ihnen auf diese Reise mitnehmen, die durch das Los ausgewählt werden. Wir werden versuchen, so viel wie möglich zu erfahren. Dann werden wir uns über das Fernsehen an die gesamte Bevölkerung von Welt wenden, an die Menschen und an die – äh, Erks.«

Er schwieg und schaute sich strahlend im Saal um. Jupe fand das Lächeln des Präsidenten ein wenig gequält. »Ich danke Ihnen«, sagte der Präsident dann und setzte sich wieder. Es gab heftigen Applaus, der aber bald verstummte, denn alle warteten darauf, daß auf der Tribüne etwas passierte. Aber da tat sich wenig, und was da vor sich ging, war nicht sonderlich interes-

sant. Die Gouverneurin flüsterte dem Präsidenten etwas ins Ohr, und der Außenminister sagte etwas Häßliches und Vorwurfsvolles zu der trotzig dreinblickenden realamerikanischen Schwester Miranda, aber Jupiter verstand die Worte nicht.

Der Erk legte seine Vorderpfoten auf Jupiters Schulter und zwitscherte: »Komm, Jupiter, sag's mir. Wird es denn keinen Krieg geben?«

»Natürlich wird es Krieg geben«, fauchte Jupiter. Er schob den Erk von sich. »Weißt du denn überhaupt nichts?« sagte er streng. »Man kann nicht einfach einen Krieg haben, bloß weil man das will.«

»Das haben wir immer so gemacht«, sagte der Erk traurig.

»Ihr seid Erks! Wir sind Amerikaner! Zuerst muß es eine Planungssitzung geben. Dann müssen die Leute vom Militär ihre Pläne machen. Dann muß es so etwas geben wie, ich weiß es nicht genau – wie einen Austausch von diplomatischen Noten.« Er improvisierte jetzt und versuchte, sich an seinen Geschichtsunterricht zu erinnern. »Und dann gibt es ein Ultimatum. Erst *dann* haben wir Krieg.«

»Das hört sich für mich ein wenig umständlich an«, sagte der Erk.

»Dies ist ein *amerikanischer* Krieg. Das regeln wir auf *amerikanische* Weise. Da haben die Erks nicht mitzureden.«

»Aber wirklich, Jupe«, protestierte der Erk. »Ihr führt diesen Krieg mit unseren Waffen und mit unseren Schiffen. Da müßt ihr uns doch gewisse Rechte zugestehen. Ganz davon zu schweigen, daß viele von uns an eurer Seite kämpfen werden.«

Jupe schüttelte irritiert den Kopf. »Erks kämpfen immer«, sagte er. »Dazu sind Erks doch da, oder etwa nicht? Die menschlichen Regeln für Kriegsführung sind einfach und vernünftig...«

Aber er kam nicht mehr dazu, diese einfachen Regeln zu erklären, denn von den Tischen um sie herum wurden sie

aufgefordert, ruhig zu sein. »Haltet den Mund, ihr beiden. Ihr kriegt doch überhaupt nichts mit!«

»Was kriegen wir nicht mit!« fragte Jupiter herausfordernd, und dann merkte er, daß das Orchester oben auf der Tribüne die letzten Takte von ›Hail to the Chief‹ spielte, während die Gouverneurin geduldig wartete.

Die Gouverneurin applaudierte höflich. »Amerikanische Mitbürger!« rief sie dann. »Wir werden jetzt die Auslosung vornehmen. Ich hoffe, daß Sie alle Ihren Abschnitt Ihrer Eintrittskarte aufbewahrt haben, der, wie Sie sehen, numeriert ist. Wir werden jetzt beliebige Nummern ziehen, und jeder Erk oder Yankee, der die betreffende Nummer hat, ist berechtigt, den Präsidenten und sein Gefolge auf einer Inspektionsreise durch Welt zu begleiten.«

Als sechste wurde Jupiters Nummer gezogen.

Als die Gruppe zusammengestellt war, waren es fünfundzwanzig Leute: die zehn Begleiter, die ausgelost worden waren, die drei hohen Beamten aus Real-Amerika und etwa ein Dutzend Beamte, Erks und Menschen, die sich von sich aus der Gruppe angeschlossen hatten. Einige hatten gute Gründe für ihre Teilnahme an der Exkursion, etwa die Gouverneurin selbst oder der Erk A-Belinka, Cheftechniker der Materie-Transporter, die bei einer Invasion der Erde eine wichtige Rolle spielen würden – falls eine solche Invasion je stattfinden sollte. Die meisten nahmen nur zum Vergnügen teil. Es waren zu viele, als daß die Transportvögel zu ihrem Transport ausgereicht hätten, und deshalb wurden zwei Hubschrauber eingesetzt, in denen alle bequem Platz hatten, aber als die realamerikanische Schwester Miranda hörte, daß Jupiter um die Genehmigung nachsuchte, einen Transportvogel zu benutzen, jammerte und klagte sie und ging allen auf die Nerven, bis Jupiter die Genehmigung bekam. Dann erteilte sie sich selbst die Genehmigung, mit ihm zusammen zu fliegen.

Jupiter fand das sehr aufregend! Mit einer der beiden einzigen realamerikanischen Schwestern auf Welt allein im Beutel eines Transportvogels!

Aber auch für Miranda war es aufregend. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Nichts von dem, was sie sah, war ihr vertraut. Selbst die Farmen waren hier anders als auf der Erde; und auf der Erde gab es keine Erks, mit denen man den Planeten teilen mußte. Alles, was sie sah, fand sie interessant, selbst so alltägliche Dinge wie eine Herde von Inklingen, die in eine Schlucht hinabliefen, um sich dort zu paaren, oder frei fliegende Transportvögel, die sich aus Vogelschwärmen ihre Beute holten. »Haben Sie schon mal im Beutel eines Transportvogels kopuliert?« bot Jupiter großzügig an. »Nein, natürlich nicht; Sie haben ja noch nie im Beutel eines Transportvogels gegessen. Hier, ich zeige Ihnen, was Sie tun müssen...«

Aber jetzt erlebte Jupiter eine Überraschung! Miranda wollte nicht mit ihm kopulieren. Sie wollte es nicht nur nicht im Beutel

tun, was Jupiter noch verstanden hätte, denn wenn es auch interessant war, so war es doch gleichzeitig ein wenig un bequem. Nein, sie wollte überhaupt nicht. Das sagte sie jedenfalls. Sie sagte, sie sei eine ›Jungfrau‹, was Jupiter kaum glauben konnte und was ihm sogar Unbehagen einflößte. Warum sollte eine Schwester *Jungfrau* bleiben wollen?

Aber sie wollte erzählen. Nein. Nicht eigentlich erzählen, denn über die Erde sprach sie kaum, obwohl Jupiter sehr neugierig war. Sie benahm sich, als hätte sie aus irgendeinem Grund keine Lust, über das Thema zu sprechen, fast, als ob sie ihm etwas verschweigen wollte, wenn er auch nicht erfuhr, um was es sich dabei handelte. Verärgert sehnte er das Ende des Fluges herbei, und er beschränkte sich darauf, ihre Fragen zu beantworten.

»Denn«, sagte sie, »so steht es doch im Protokoll, nicht wahr? Zuerst informieren wir uns gründlich über euer Volk und über Welt. Dann beraten wir uns, und dann hält der Präsident seine Ansprache.«

»Sie können mir doch wenigstens *etwas* erzählen«, klagte er.

»Nein, das kann ich nicht. Jedenfalls will ich es nicht. Und nun sagen Sie mir, wo all eure Menschen hergekommen sind.«

»Aus der interstellaren Sonde natürlich.«

»Alle? Aber es heißt, es seien nur fünfzig oder sechzig Leute an Bord des Schiffs gewesen.«

»Nun ja«, sagte Jupiter und versuchte, sich an die große Geschichte der ursprünglich Gelandeten zu erinnern, »das stimmt. Aber Sie müssen wissen, daß die befruchteten Ova und das Sperma gesammelt wurden...« Seine Laune besserte sich. Es machte ihm Vergnügen, sie zu belehren, wenn er sich von ihr auch ein ganz anderes Vergnügen erhofft hatte. Immerhin verlief so der lange langweilige Flug mit dem Transportvogel etwas angenehmer.

Miranda hatte viele Fragen. »Und wie viele seid ihr jetzt?«

»Verdammt, Miranda, wer kann da noch mitzählen? Vielleicht achttausendfünfhundert.«

»Und wie viele davon sind Männer?«

Er schwieg eine Weile und runzelte die Stirn. Dann ließ er Flash höhersteigen, denn sie hatte im Wald voraus einen Schwarm rastender Vögel gesehen, und er wollte nicht, daß sie auf dumme Gedanken kam. »Ungefähr fünfzig. Erwachsene, meine ich – über vierzehn. Gewöhnlich gibt es in jedem Nest nur einen Mann, und so viele Nester haben wir.«

»Fünfzig Männer«, sagte Miranda nachdenklich. Fünfzig Männer und achttausendfünfhundert gebärfreudige Frauen. »Und sind alle diese Frauen ständig schwanger?«

»Nein – meistens nur einmal im Jahr. Manchmal warten sie sogar ein ganzes Jahr auf ein neues Implantat. Und es gibt einige, wie meine Mutterschwester, die einfach überhaupt nicht schwanger werden. Sie ist ebenfalls verheiratet, aber sie will der Vater sein und nicht die Mutter...«

»O mein Gott«, sagte Miranda, als Jupe ihr erklärt hatte, daß die Mutter-Schwester ihre eigenen, mit anonymem Samen aus der Bank in vitro befruchteten Ova nimmt und sie ihrer ›Frau‹ implantieren läßt.

Aber inzwischen hatten sie das erste Nest auf ihrer Liste schon fast erreicht.

Bergwerksnester, Farmnester, Industrienester, Schulnester – insgesamt waren fünfzig Nester zu besichtigen, und alle fünfzig wollten von ihrem Präsidenten und seinem Stab besucht werden. Das wünschten sie dringend. Sie *verlangten* es geradezu. Sie *bestanden* darauf. Und natürlich war es unmöglich, alle zu berücksichtigen, und Leute wie Jupiter erhielten ständig Anfragen von Freunden in anderen Nestern, namentlich seinem eigenen, die ihn baten, ja anflehten: »Wenn du nur wolltest, könntest du sie doch dazu überreden, Jupe.« Aber das wollte er nicht. Außerdem wurde er allmählich müde.

Allerdings bei weitem nicht so sehr wie die Real-Amerikaner. Nach drei Tagen war die junge Miranda fast hysterisch vor Anspannung und Erschöpfung und (zu Jupiters immer neuem Erstaunen) davon, daß sie immer wieder die Höflichkeitskopulation ablehnen mußte, die jeder Mann ihr anbot.

Warum tat sie das nur?

Wenn sie nicht bei ihm war, verbrachte Jupe Stunden damit, ihr sonderbares Verhalten mit den anderen Männern zu diskutieren, mit Älteren Schwestern, mit Erks, mit jedem, der zuhören wollte. Sie waren alle genauso erstaunt wie er: Welche Frau (von Sonderlingen wie seiner Mutterschwester abgesehen) möchte nicht von Zeit zu Zeit einen Penis in sich spüren? Ja, sogar so oft wie möglich?

Wenn er mit Miranda zusammen war, diskutierte Jupiter stundenlang über dasselbe Thema, bis sie ihm, rot vor Wut, verbot, in diesem Zusammenhang auch nur noch eine einzige Frage zu stellen, wenn er nicht von der weiteren Teilnahme an der Inspektionsreise ausgeschlossen werden wolle.

In der Schule hatte Jupe sich im Biologieunterricht mit den Paarungsgewohnheiten der Stechkäfer beschäftigt, winziger Warmblüter, die sich nur einmal im Leben paaren, und bei denen das Männchen anschließend in das Weibchen hineinkriecht, um dort blind, gehirnlos und ohne Glieder den Rest seines und ihres Lebens zu verbringen.

Die Paarungsgewohnheiten der Real-Amerikaner fand Jupiter genauso seltsam und genauso abstoßend, und sie waren für ihn genauso unbegreiflich. Er brauchte lange dazu, in ihrem Verhalten ein Muster zu erkennen, und als er es erkannte, konnte er es kaum fassen. Miranda wollte mit Castor kopulieren und mit sonst niemandem. (Unglaublich!) Castor kopulierte regelmäßig mit Delilah, aber er war durchaus bereit, mit Miranda oder irgendeiner Yankee-Schwester zu kopulieren – wahrscheinlich sogar mit einem Baumstamm. Das aber ließ Delilah nicht zu. Delilah kopulierte nur mit Castor, und sie wurde wütend auf Miranda oder auf die Yankee-Schwestern (und zweifellos auch

auf den Baumstamm), wenn Castor Interesse zu zeigen schien. Jupiter war überzeugt, daß sie diesen Wettstreit der Absichten verlieren würde, aber warum gab sie dann nicht von Anfang an auf?

Wie seltsam das alles war!

Aber ihre sonderbaren sexuellen Gewohnheiten waren nicht das einzige Seltsame. Jupiter interessierte sich nicht so sehr dafür, wie die Real-Amerikaner liebten, er wollte vielmehr wissen, wie sie lebten. Aber darüber schwiegen sie beharrlich. Die drei Real-Amerikaner unterschieden sich in manchem voneinander, aber in diesem Punkt waren sie sich einig. Sie waren bereit, über die Verhältnisse auf der Erde zu berichten – aber erst nachdem sie sich gründlich über Welt informiert hatten, keine Minute früher. Die vorbereitete Erklärung des Präsidenten hatte nichts ausgesagt. Und sie hatten auch später nichts gesagt, was diesem Nichts etwas hinzugefügt hätte.

Aber sie stellten selbst Fragen – und sie wollten wirklich *alles* wissen! »Woher habt ihr Yankees denn diese komischen Namen?« fragte Miranda. Darauf hätten sie doch von selbst kommen müssen! Waren es nicht die Namen großer männlicher Helden der Vergangenheit? – nicht nur die Namen amerikanischer Helden, sondern auch die von ausländischen, wirklichen und mythischen: Odysseus und Ajax, Robert E. Lee und Pickett, John Wayne, Thor Brigham Young – und natürlich Jupiter. Und warum hätten sie diese Namen gewählt? Nun, natürlich weil es die Namen von Helden waren, verdammt noch mal! Alle männlichen Yankees waren Helden! Ihnen fehlte nur der Anlaß, diese Heldenhaftigkeit auch zu beweisen!

Und woher denn die Erks ihre Namen hätten? Nun, aus derselben Quelle natürlich – nur daß die Erks, da sie nicht zu den geborenen Yankees gehörten, natürlich um so patriotischer waren. Sie wählten nur die Namen der größten amerikanischen Staatsmänner. Abe Lincoln, George Washington, Franklin D. Roosevelt – »Verdammt noch mal, Jupiter«, beschwerte sich Miranda, »warum sprechen die Erks die Namen nicht richtig aus? Sie sprechen doch sehr gutes Englisch!«

»Heute ja«, sagte Jupiter stolz. »Über Generationen haben wir es ihnen beigebracht. Aber als wir hier ankamen, war das anders. Da sprachen sie überhaupt kein Englisch. Sie kannten nur diese verrückten Quieklaute, mit denen sie sich verständigen, aber unsere Namen wollten sie natürlich sofort haben.«

Miranda stampfte mit dem Fuß auf. »Warum?« wollte sie wissen. »Was für verrückte Leute sind das, die sich ihre Namen von Fremden geben lassen?«

Jupiter lehnte sich zurück und sah sie nachdenklich an. Die Frage bestand aus klaren und deutlichen Worten und war grammatisch korrekt, aber es war dennoch eine sehr seltsame Frage! Wußte diese Schwester denn *überhaupt* nichts?

»Das *tun* sie nun einmal«, erklärte er.

»Aber *warum* tun sie es?«

»Natürlich um der Sache der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, wo immer es nötig ist. Und sie tun es, weil die Lebenden Götter sie so gemacht haben.« Er zeigte zu der Statue des Lebenden Gottes hinüber, die in Drei-D und in Farbe vor dem Eingang zu dem Nest stand, das sie gerade besuchten.

Mit finsterer Miene und völlig verständnislos betrachtete Miranda die Statue. »Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, sagte sie endlich, und in diesem Augenblick kam Jupiter die Erleuchtung.

»Aha!« sagte er, stand auf und rief die Erks und die Menschen zusammen, die sich auf dem Gelände des Nests verteilt hatten. »Hört alle zu! Sie verstehen nicht! Sie wissen nichts von den Lebenden Göttern!«

Wenn zwei Parteien sich streiten und dabei aneinander vorbeireden, und wenn die eine Partei dann plötzlich erkennt, worin das grundsätzliche Mißverständnis besteht, reagiert die andere Seite gewöhnlich irritiert. »Seien Sie nicht so verdammt selbstgefällig!« sagte Miranda wütend. »Erzählen Sie es uns! Wir werden es schon verstehen!«

»Das will ich gern tun«, sagte Jupiter und lächelte. Dann winkte er die anderen heran. »Aber alles schön der Reihe nach. So sparen wir Zeit.« Er gab ihr einen Klaps auf die Hüfte, der ihre Laune nicht gerade verbesserte. Aber sie zeigte keine Reaktion. Dann wandte sich Jupiter an Delilah, den Präsidenten und die anderen: »Kommen Sie bitte. Setzen Sie sich. Hier irgendwo. Das werden wir gleich klären – oh, was ist denn los?« fragte er verärgert, als die Mutterschwester des Nests den Kopf schüttelte.

»Dazu haben wir keine Zeit, Jupiter«, sagte sie streng. »Für unser Nest sind nur einunddreißig Stunden angesetzt, und laut Plan soll jetzt die Zentralklinik besichtigt werden, damit die Real-Amerikaner sehen können, wie die Implantate aufbewahrt, ernährt und transplantiert werden, und...«

»Dies ist wichtiger«, sagte Jupiter mutig und schaute hilfeschend zur Gouverneurin hinüber. Sie dachte kurz darüber nach und nickte dann zustimmend. Sie setzten sich also alle in das Moos unter der heißen roten Sonne. Erks rannten herbei und brachten Kaffee und Wein und Kleinigkeiten zum Knabbern, und fröhlich machte Jupiter sich daran, mit allen Verständnisschwierigkeiten aufzuräumen. »Die Erks«, sagte er und genoß sichtlich die Situation, »waren nicht die Herren von Welt. Das waren die Lebenden Götter.«

Die realamerikanische Schwester Delilah warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Fangen Sie von vorn an, Jupiter«, befahl sie. »Wer waren die Lebenden Götter?«

Aber der Gouverneurin gefiel Delilahs verächtlicher Ton nicht. »Jupiter erzählt es auf seine Weise oder überhaupt nicht«, sagte sie in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Und dann hob sie ihre eigenen Worte auf, indem sie selbst berichtete. Die Erks seien auf dem Planeten nicht die dominante Spezies gewesen. Sie waren eine Art Haustiere, die von der dominanten Spezies – den ›Lebenden Göttern‹ – als Vieh oder zur Gesellschaft gehalten wurden.

Weil die Lebenden Götter in jeder Technologie, die ihnen zur Verfügung stand, sehr begabt waren, ließen sie ihre Haustiere nicht unverändert. Das hatten sie mit den Menschen gemeinsam, die aus Hunden Chihuahuas und Eskimohunde gezüchtet haben. Die Lebenden Götter aber arbeiteten schneller und mit größerer Sicherheit. Sie griffen direkt in das Erbgut ein und machten die Erks schlau. Dumme Erks waren ungefähr so intelligent wie Schimpansen und genauso kindisch. Schlaue Erks konnten es an Intelligenz mit den Menschen aufnehmen...

Die Lebenden Götter – die straußenähnlichen Wesen in den Schreinen – hatten auch anderes mit den Menschen gemeinsam: Sie hatten nicht gelernt, Kriege zu vermeiden. Die Waffenproduktion rannte dem Verstand davon.

Und am Ende brachten sie sich gegenseitig um. Auf einem anderen Planeten des Systems gab es eine Kolonie Lebender Götter, die gegen ihre Herren auf Welt rebellierte. Die Lebenden Götter auf Welt zerstörten den Planeten und alles, was auf ihm lebte. Aber sie taten es nicht so rechtzeitig, daß sie selbst überleben konnten. Die Lebenden Götter verstanden sich auch auf biologische Kriegsführung, und die Viren, mit denen die Rebellen die Luft und das Wasser auf Welt verseucht hatten, töteten alle Lebenden Götter.

Die Erks aber überlebten.

»Mit unserer Fortpflanzung klappt es nicht immer nach Plan«, erklärte Jutch und sprang Castor auf den Schoß, um ihm in die Augen zu schauen. »Es ist schließlich schon lange her, und die Genveränderungen sind nicht ganz stabil. Deshalb gibt es dumme Erks und schlaue wie mich.«

»Alle Erks sind dumm«, sagte Jupiter und grinste. »Sonst würdet ihr doch nicht immer wieder versuchen, Krieg zu führen, oder?«

Der zweite Tag brach an und ging vorüber, und der dritte, und der vierte.

Sie hatten fast ein Drittel der Landmasse des einen großen Kontinents auf Welt bereist und sogar ein paar in der Nähe des Festlands gelegene Inseln besucht. Sie hatten dem Präsidenten und seinem Gefolge die wunderbaren Maschinen der Lebenden Götter gezeigt, und die Städte, die sich regenerieren, wenn sie verfallen, und die sich neu aufbauen, wenn sie alt sind; und sie zeigten, wie sich die Maschinen umwandeln ließen, damit sie andere Dinge produzieren konnten, sogar neue Städte. Oder Nester.

Oder Waffen.

Die Inspektionsreise näherte sich ihrem Ende, und Jupiter erkannte erstaunt, daß die Real-Amerikaner eigentlich immer noch keine Klarheit gewonnen hatten. Sie hatten zwar viel gelernt, aber was sie gelernt hatten, schien sie nicht schlauer gemacht zu haben. Auf jeden Fall hatte es sie nicht umgänglicher gemacht. Immer häufiger entfernten die drei sich von der Gruppe und flüsterten und zischten und knurrten aufeinander ein. Sie kamen miteinander nicht viel besser aus als mit ihren Gastgebern, aber was war denn nur mit ihnen los? Es war deutlich zu erkennen, daß sie sich Sorgen machten.

Und dann machten alle sich Sorgen. Und das bisher Schlimmste ereignete sich im Alten Nest.

Erhitzt und müde und gereizt erreichten sie am sechsten Tag ihrer Reise das Alte Nest. Im Rosennest war das Essen schlecht gewesen, denn die Küchen Schwestern hatten versucht, ihre Gäste mit einem speziellen Erdengericht aus Mais, Hackfleisch und Pizza zu erfreuen, und das Resultat war für alle scheußlich gewesen. Während des Fluges hatte es heftige Turbulenzen gegeben, und die Hälfte der Reisenden war luftkrank. Als Jupiter versuchte, Miranda aufzuheitern, indem er ihr die historische Einzigartigkeit des Alten Nestes erklärte, sagte sie nur mürrisch: »Das ist doch nichts als ein weiteres verdammtes Nest und zur Hölle damit.«

Jupiter tauschte mit dem Erk Jutch resignierte Blicke aus. Wie konnte man so über das Alte Nest reden! Es war die erste Kolonie der Yankees auf Welt. Es war fast ein Schrein, und das war auch die Stadt der Erks, neben der es lag – sie hatte für die Erks sogar noch in höherem Maße die Bedeutung eines Schreins als das Alte Nest für die Yankees, denn es war eigentlich gar keine Stadt der Erks. Sie sah jetzt noch so aus wie vor Jahrtausenden, als sie von den Lebenden Göttern verlassen wurde. Sie war nie für die Benutzung durch die Erks umgebaut worden, aber die Erks besuchten sie, denn sie war ihr Mekka und ihr Lourdes und ihre Independence Hall in einem, aber kein Erk lebte dort. Miranda stöhnte, als sie aus dem Hubschrauber stieg. Sie hörte Jupiter kaum zu, sondern beobachtete Delilah, die mit Castor bei der anderen Maschine stand und ihm wütend etwas zuflüsterte. Ihr Gesichtsausdruck verriet, daß sie auch nicht glücklicher war als die anderen.

»Sie haben das Interessanteste noch gar nicht gehört«, sagte Jupiter.

»Das ist gut, Jupiter, denn, ehrlich, was Sie uns bisher erzählt haben, war wirklich nicht aufregend.« Miranda lächelte höhnisch, als sie sah, wie Delilah Castor mit einem weichen Blatt vorsichtig den Schweiß von der Stirn wischte – Castor hatte während des Fluges mehr gelitten als die meisten anderen – und sich dann Jupiter zuwandte: »Nun? Was ist denn da so interessant?«

»Einer von den Männern, die zuerst hier landeten«, sagte Jupiter stolz. »Das ist das Interessante.«

Und jetzt wurde Delilah wirklich aufmerksam – nicht nur das, sie verlangte eine Erklärung, sie beriet sich mit den anderen Real-Amerikanern, und sie fragte: »Warum haben Sie uns denn nicht gesagt, daß es Überlebende gab?« Aber Jupiter lächelte nur.

»Es sollte eine Überraschung werden«, sagte er. »Außerdem...«

Außerdem, dachte Jupiter, stimmt es eigentlich gar nicht ganz, daß Generalmajor Morton T. Marxman überlebt hat. Aber das brauchte Jupiter nicht zu erklären. Das ließ sich besser zeigen.

Und als Erica, die Nestmutter des Alten Nestes, herausgewatschelt kam, um sie zu begrüßen, gingen sie alle hinein, um in dem halb als Hospital und halb als Museum eingerichteten Raum, in dem er lebte, den letzten Überlebenden von der Erde zu besuchen. Er »lebte« allerdings nur, weil er durch die Schläuche und Geräte der Biologen der Erks ständig Infusionen bekam. Marxman war eigentlich nicht *unglaublich* alt – nur etwas über hundert Jahre, erklärte Jupiter den Real-Amerikanern –, und natürlich hatten andere Menschen schon länger gelebt. Aber General Marxman hatte ein schweres Leben gehabt. Besonders seit dem Schlaganfall. Danach hatte er fast die ganze Zeit vor sich hin gedämmert. Die Ärzte gaben ihm allerdings zu besonderen Anlässen hin und wieder Stimulantien.

»Und dies«, sagte Mutterschwester Erica stolz, »ist wirklich ein besonderer Anlaß. Tu es, Lucille«, befahl sie, und eine der Pflegeschwestern drehte ein Ventil auf und ließ damit eine zusätzliche Flüssigkeit in Marxmans alte Venen träufeln, in denen das Blut schon lange durch die eingeleiteten Substanzen ersetzt worden war.

Die Real-Amerikaner betrachteten die geschrumpfte alte Gestalt. »Es passiert nichts«, sagte Castor.

»Es wird eine Weile dauern«, sagte die Mutterschwester und schaute die Pflegeschwester an. »Vielleicht eine halbe Stunde? Gut. Lassen Sie mich Ihnen, während wir warten, einige andere interessante Dinge zeigen, die das Alte Nest zu bieten hat.«

»Müssen wir wirklich warten?« stöhnte Miranda, aber die Antwort lautete ja, das sei erforderlich. Jupiter ging stolz voran. Er hatte das Alte Nest schon vorher besucht – nun, das galt für fast alle männlichen Yankees und auch für viele Schwestern, denn das Alte Nest war ein beliebtes Ziel bei den Klassenfahrten der Kleinen. Und wenn man schon das Alte Nest besuchte, wollte man auch den Schrein der Erks sehen. Er wurde die Halle der Lebenden Götter genannt, und das Interessanteste daran war, daß es sich nicht nur um die Lebenden Götter handelte. »Was sind denn das für verdammte Dinger?« rief Miranda und verzog

angewidert das Gesicht, als sie die Figuren sah, die um einen stilisierten Lebenden Gott herumstanden.

Jupe lächelte ein wenig herablassend. »Unsere Vorgänger«, sagte er. »Die Erks haben über Tausende von Jahren Erkundungsschiffe ausgeschickt, um Lebende Götter aufzuspüren, die vielleicht noch irgendwo existierten.«

»Aber das sind keine Lebenden Götter«, protestierte Castor.

»Nein, natürlich nicht. Das sind ihre anderen Schützlinge. Genau wie wir ihre Schützlinge waren.«

Castor betrachtete das Schauspiel mit Mißfallen. Er sah die Nische mit den winzigen blassen Walrossen, die andere mit den gefiederten See-Anemonen, eine weitere mit stacheligen Eichhörnchen von der Größe eines Pferdes, und noch andere – »Das ist ja entsetzlich«, sagte Castor. »Was meinen Sie denn, wenn Sie ›unsere Vorgänger‹ sagen?«

»Damit meine ich, daß es die anderen Rassen sind, denen die Erks geholfen haben«, erklärte Jupiter. »Ich sagte Ihnen doch, daß sie das immer tun. Während ihrer ganzen Geschichte haben die Erks immer den Unterdrückten geholfen. Natürlich ist es nicht immer so gelungen wie man es sich wünschen könnte, aber dennoch...«

»Aber dennoch«, sagte die Mutterschwester, die von der Tür her einen Wink bekommen hatte, »können wir jetzt den General besuchen! O Schwestern, o Mr. President, was für ein wunderbares Erlebnis das sein wird!«

Aber so sah es gar nicht aus. Die Real-Amerikaner gaben nicht zu erkennen, daß sie sich geehrt fühlten. Sie wirkten sogar noch mürrischer als vorher, als sie Jupiter und der Gouverneurin in das saubere gründerkolorierte Zimmer folgten, in dem General Morton T. Marxman zu ihrem Vergnügen in die Welt der Lebenden zurückgeholt wurde. Aber sie wirkten nicht sehr vergnügt. »Wissen Sie«, flüsterte Jupe wütend der Gouverneurin zu, »diese Leute verhalten sich völlig falsch!«

Die Gouverneurin sah ihn böse an. Einerseits mußte sie ihn tadeln, weil er es wagte, seinen Präsidenten zu kritisieren, aber andererseits lag in ihrem Blick auch Zustimmung, denn die Real-Amerikaner verhielten sich wirklich nicht erwartungsgemäß. »Bleib ruhig, Jupiter«, sagte sie, »und laß uns diese verdammte Zeremonie hinter uns bringen.«

General Marxman war aus seinem kokonähnlichen Bett herausgenommen worden, in dem Monitoren sein Blut, seine Exkrememente und seinen Schweiß überwachten und sorgfältig die giftigen Substanzen herausfilterten und ihm andere Substanzen zuführten, die seinen Stoffwechsel notdürftig aufrechterhielten. Er war an eine kleine Maschine angeschlossen worden, die seinen Herzschlag regulierte, und an Schläuche, durch die seine Lunge mit Sauerstoff versorgt wurde. Er lag halb aufgerichtet auf einer Couch, die ihn so abstützte, daß er nicht fallen konnte.

Er sah tatsächlich ganz lebendig aus.

Er konnte sogar sprechen, und er kannte seinen Text. »Willkommen«, polterte er. Bei einigen alten Männern wird die Stimme brüchig und schrill – das liegt daran, daß sich das Kollagen in den Stimmbändern verhärtet. Bei anderen wird sie tief und kehlig, und das ist besser. Deshalb hatten sich General Marxmans medizinische Betreuerinnen für eine tiefe und eindrucksvolle Stimme entschieden. Er hatte sogar die Augen geöffnet, wenn man auch nicht erkennen konnte, ob er etwas sah. Alles in allem sah er einem lebenden General so ähnlich wie die museale Rekonstruktion einer ausgestorbenen Art dem Original.

Sogar der Präsident ist beeindruckt, dachte Jupiter stolz. Jedenfalls bemühte sich Castor krampfhaft um irgendeine passende Bemerkung. Als Delilah auf seinen hilfeschreitenden Blick nicht reagierte, atmete er tief ein und improvisierte:

»General Marxman«, sagte er, »wir, äh, sind gekommen, um einem großen amerikanischen Helden Respekt zu zollen. Ihnen«, fügte er hinzu, um die Sache auch wirklich klarzustellen.

Er wartete auf eine Antwort, aber er bekam keine. Der General schien über Castors Worte nachzudenken.

Das war natürlich nur normal. Ob mit oder ohne Stimulantien, seit seinem Schlaganfall bewegte der General sich nicht mehr sehr schnell, aber Jupiter wußte, daß die medizinischen Betreuerinnen der Ansicht waren, daß in diesem Kopf ein Gehirn steckte, das immer noch häufig funktionierte. Er fragte sich, was für ein Gefühl es wohl sein mochte, hilflos in einem sterbenden Körper gefangen zu sein. Mit Mitleid und Verachtung betrachtete er die zurückgelehnte Gestalt; wie konnte jemand es nur dulden, daß er so alt wird? Konnte es wirklich stimmen, daß der General einst ein Junge war, ein junger Mann, ein Leutnant, der um jeden Preis Karriere machen wollte? Ein Astronaut? Ein Oberst? (Den Rang eines Generals hatte sich Marxman schließlich selbst verliehen – und das war auch ganz verständlich, denn schließlich war er im Umkreis von fast vierzig Lichtjahren der einzige Offizier der Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika.)

Ein wenig zu spät hörte Jupe den unterdrückten Schrei der Gouverneurin, und dann sah er, was sie schon gesehen hatte.

Die Augen des Generals leuchteten auf, und es sah aus, als könnte er wirklich sehen. Aber er schaute nicht den Präsidenten an.

Mit wachsender Erregung startete er Tsoong Delilah und Feng Miranda an, und es war keine freudige Erregung.

Es war Wut!

Die Pflegeschwestern erkannten das ebenfalls. Sie begriffen so wenig wie Castor, um was es ging, aber sie sahen, daß im paralysierten Gehirn von General Morton Marxman etwas Schlimmes vorging. Rasch traten sie an die Couch, um Puls, Atem und andere lebenswichtige Körperfunktionen zu überprüfen, aber der General krächzte unartikulierte Laute, und sie fuhren erschrocken zurück. Immer noch schaute er Delilah und Miranda an, und seine Augen funkelten vor Wut. Er versuchte, einen seiner mageren Arme zu heben, um sich den Beatmungsschlauch aus dem Mund zu reißen, aber der Arm bewegte sich

nicht. Er versuchte, sich aufzurichten, aber seine Muskeln waren zu kraftlos. Dennoch gab er nicht auf. Er wollte sich nicht mit der Leiche abfinden, in der er leben mußte. Er hustete. Er würgte, und der Speichel lief ihm aus dem Mund. Endlich spuckte er den Schlauch aus, und die nervösen Schwestern fingen ihn auf. »Verrat!« brüllte er und schaute die Schwestern so wütend an, daß sie erneut zurückfuhren. »Verrat! Man hat uns verraten! Diese beiden Frauen müssen sofort verhaftet werden – sie sind Chinesinnen!«

Innerhalb von wenigen Tagen wurde Jupiters Welt zum zweiten Mal auf den Kopf gestellt, aber dies war kein glücklicher Anlaß. Dies war das grauenhafte Gegenteil. Ein Verbrechen! Jupiter war völlig durcheinander. Chinesinnen? Der Präsident hatte die *Feinde* mitgebracht? Wie konnte das nur geschehen?

Und was der Präsident sagte, reichte als Erklärung nicht aus. Und was die beiden Frauen sagten, war natürlich ohne jede Bedeutung. Sie waren *Feinde*. Und Feinde *lügen*. Sie mußten verhaftet werden, wie es der wütende alte General befohlen hatte – und das war an sich schon ein Problem, denn wie sollte man zwei Kabinettsmitglieder des wirklichen und wahren Präsidenten der Vereinigten Staaten verhaften – besonders, da der Präsident selbst nachdrücklich darauf bestand, daß sie auf freiem Fuß blieben?

Irgend etwas war hier fürchterlich verkehrt!

Es war nicht nur verkehrt, es war fast unbegreiflich. Die Rettung der Vereinigten Staaten sollte durch einen solchen Wahnsinn nicht komplizierter gemacht werden! Das ergab keinen Sinn – schlimmer noch, der Präsident erhöhte nur noch die Verwirrung, als er versuchte, die Sache aufzuklären. Nun ja, gab er zu, die chinesische Frau Delilah Tsoong sei tatsächlich Han-Chinesin – oder doch in gewisser Hinsicht. Sie sei allerdings in den Vereinigten Staaten geboren worden, so daß sie nach dem Gesetz Amerikanerin sei – wenn die Begriffe ›Gesetz‹ und ›Amerikanerin‹ in diesem Satz überhaupt zusammenpaßten, hatte es doch seit hundert Jahren keine amerikanische Regierung gegeben, die ein Gesetz hätte erlassen können. Und die Chinesin Tsoong sorgte dafür, daß die an sich schon unverständliche Erklärung überhaupt nicht mehr zu verstehen war. Sie ließ sich nicht einschüchtern. »Gut«, sagte sie höhnisch. »Ihr könnt mich verhaften! Aber ihr seid Narren! Es gibt kein Amerika! Es hat sich vor einem Jahrhundert selbst zerstört!« Das war schon ein wenig verwirrend, aber andererseits vereinfachte es die Dinge, denn wer so etwas Aufrührerisches sagen konnte, mußte in Schach gehalten werden. Sie fesselten ihr die Arme auf

den Rücken und brachten sie zum Schweigen, indem sie ihr androhten, sie sonst zu knebeln. Dann wurde sie der Gouverneurin übergeben, und drei schlaue Erks mit Elektroschockstäben übernahmen ihre Bewachung und achteten darauf, daß sie sich keine Tricks einfallen ließ. (Aber welche Tricks hätten ihr schon einfallen sollen? Sie war fast allein auf einem fremden Planeten, unter Wesen, die ihr nicht gut gesonnen waren.) Mürrisch ergab sie sich in ihr Schicksal.

Mit dem Präsidenten war es etwas anderes. Wie konnte man seinen eigenen Präsidenten verhaften? Das ging nicht, auch wenn er schockierende Dinge sagte. »Ich bin kein richtiger Präsident«, sagte er. »Die Wahl war eigentlich eine Farce. Wir sind Ihnen gegenüber nicht ganz ehrlich gewesen.« Aber dann ließen sie ihn einfach nicht mehr weitersprechen. Selbst General Marxman, dessen rasselnder Atem immer schwächer wurde, nickt zustimmend, als die Große Polly erklärte, die Präsidentschaftswahl mochte zwar eine Farce gewesen sein, es habe aber keine andere gegeben, und deshalb sei Castor Pettyman der einzige Präsident. Castor wurde also nicht verhaftet. Für den Rückflug nach Space City setzte er sich in den Kopilotensitz seines eigenen Hubschraubers und schaute mißmutig auf die Landschaft von Welt hinab, die unter ihnen vorbeizog. Die bewaffneten Erks hinter ihm dienten in seinem Fall nur als Eskorte.

Und was Feng Miranda sagte, stiftete nur noch mehr Verwirrung. »Natürlich bin ich genetisch eine Chinesin«, rief sie wütend. »Aber das spielt doch überhaupt keine Rolle! Meine Vorfahren sind *Amerikaner*. Seit zweihundert Jahren lebt meine Familie in *Amerika*. Meine Vorfahren waren Patrioten, und das bin ich auch! Meine Loyalität gilt *Amerika*! Ihr Idioten, ich bin die einzige Amerikanerin, die ihr habt! Ich bin viel amerikanischer als dieser verdammte Renegat Castor, dieser widerliche Speichellecker, der jederzeit den Han-Chinesen die Füße leckt, wenn sie ihm nur erlauben, in einem ihrer Raumschiffe mitzufliegen!«

Alle waren erstaunt! Die Große Polly schaute in die Runde; sie sah die Real-Amerikaner und die Yankees und die Erks, und alle versuchten zu begreifen, hofften auf ihren Rat. Sie hatte keinen zu bieten. Und schließlich waren alle in den Hubschrauber gestiegen, um den Rückflug nach Space City anzutreten. Der Kongreß mochte beschließen, was jetzt zu tun war. Denn diese Angelegenheit überstieg selbst die Kompetenzen der Großen Polly.

Was Miranda betraf, ließ man sich hinsichtlich ihrer Loyalität auf einen Kompromiß ein. Sie wurde nur von einem einzigen Bewaffneten bewacht, und das war Jupiter. Ein Erk flog die Maschine, und als sie in der Luft waren, mischte Jupiter sich nicht mehr ein.

Hinten in der Maschine war eine Pritsche angebracht, auf die Miranda sich geworfen hatte. Sie verzichtete darauf, ihre Wut und ihre Verzweiflung hinauszuschreien. Jupiter ging nach hinten und blieb vor ihr stehen. Er dachte eine Weile nach. Dann berührte er ihren Arm. »Ich glaube Ihnen«, sagte er und fügte freundlich hinzu: »Wenn es Sie erleichtert, könnten wir jetzt kopulieren.«

Er erhielt eine sehr unfreundliche Antwort, und für »kopulieren« benutzte sie einen Ausdruck, den er noch nie gehört hatte. Er kam ihm fast obszön vor – unvorstellbar, daß jemand die Kopulation als etwas Obszönes bezeichnete!

Für einen Mann war Jupiter ein freundlicher Mensch. Unter normalen Umständen hätte er versucht, sie auf nette Weise zu beeinflussen, sich vielleicht sogar die Mühe gemacht, sie trotz ihrer Unverschämtheiten zu streicheln oder zu tätscheln. Jetzt allerdings schien es vorn in der Maschine einige Aufregung zu geben. Der Erk, der den Hubschrauber flog, plapperte ganz aufgeregt und drehte sich zu Jupiter um. Irgend etwas mußte passiert sein, wenn Jupiter auch nicht wußte was. »Ich befehle Ihnen, sich nicht von der Stelle zu rühren«, ermahnte er die Chinesin, die ihm daraufhin einen giftigen Blick zuwarf. Jupiter behielt sie im Auge, während er nach vorn zum Piloten ging. Er

wollte sich vergewissern, ob sie auch gehorchte (aber was hätte sie schon unternehmen können?).

Und noch bevor Jupiter den Piloten erreicht hatte, plärrte der Erk: »Jupiter, Jupiter! Du wirst es nicht glauben!«

»Was nicht glauben?« fragte Jupe und ließ sich auf den Kopilotensitz gleiten.

»Sie haben ein zweites Schiff gestartet!« rief der Erk aufgeregt. »Schau doch auf den Schirm! Es ist ein ziemlich großes, Jupe!«

Jupiter beugte sich vor, um seinen eigenen Schirm zu aktivieren. Er fand rasch die richtige Einstellung, denn das Ereignis wurde auf mehreren Kanälen übertragen. Von der Insel Hainan war ein weiteres Raumschiff gestartet. Und der Erk hatte recht gehabt, es war wirklich groß!

Die Bildschirme im Hubschrauber entsprachen nicht genau denen in den Nestern, und Jupiter hatte anfänglich einige Schwierigkeiten. Als der Erk ihm helfen wollte, winkte er ungeduldig ab und betätigte die Tastatur, bis er endlich das richtige Bild auf dem Schirm hatte. Die vergrößerte Darstellung des Han-Schiffs schwankte, und schließlich waren die einzelnen Bestandteile zu erkennen. Das entsprach insofern nicht der Wirklichkeit, als noch kein Erk oder Yankee jemals das Innere eines Han-Schiffs gesehen hatte. Es war das Ergebnis der Arbeit der besten Spezialisten der Erks. Anhand von Flugdaten, optischen Beobachtungen, technischen Vergleichen mit der Jacht des Präsidenten und Schlußfolgerungen aus ihren Kenntnissen der Waffentechnik der Han hatten sie dieses Bild erstellt.

Das Schiff verfügte über eine ausgezeichnete Bewaffnung. Daran war nicht zu zweifeln.

Sein Start kam praktisch einer Kriegserklärung gleich, und Jupiter geriet in freudige Erregung.

Miranda hatte sich nicht an Jupiters Anweisungen gehalten. Während des ganzen Fluges nach Space City schaute sie ihm

über die Schulter. Aber Jupiter machte ihr deswegen keine Vorwürfe, ja, ihr Ungehorsam fiel ihm kaum auf. Sie schaute genauso gebannt auf den Schirm wie er. »Sie greifen an!« rief sie. »Verdammt, Jupiter, wir werden kämpfen müssen!«

»Wir werden sie schlagen«, korrigierte er sie mit der rauhen Herzlichkeit eines Vaters, dessen Kind genauso reagiert wie er erwartet hat. »Das werden Sie schon sehen! Darauf sind die Erks schon seit langem vorbereitet.«

»Ich auch!« rief sie. »O Jupiter! Sie ahnen ja nicht, wie sehr meine Genossen und ich darauf gewartet haben! Sie wissen nicht, was es uns gekostet hat – das Leben meines eigenen Bruders, ganz abgesehen von hundert Jahren der Sklaverei – eine Zeit ohne Hoffnung – und jetzt – *o Jupiter*«, wiederholte sie und schlang ihm die Arme um den Hals. Endlich wird die Schwester vernünftig, dachte Jupiter befriedigt. Aber auch hier hatte er sich geirrt. Als er ein wenig ungeschickt nach hinten griff, um ihr den Hintern zu streicheln, stieß er auf eisige Ablehnung. »Können Sie denn an gar nichts anderes denken?« sagte sie wütend und zog sich sofort wieder zurück.

Enttäuscht gab Jupiter auf. »Wollen Sie denn nicht sehen, was sonst noch passiert?« fragte er kalt.

»Natürlich will ich das, aber lassen Sie die Hände weg.«

Er zuckte die Achseln und wandte sich wieder seinem Bildschirm zu. Er brauchte keine neue Einstellung vorzunehmen, denn die Situation war klar. Sie befanden sich über dem Landeplatz von Space City, und über den Stadttoren hing ein regenbogenfarbenes Lichtsignal:

Wir begrüßen
den Präsidenten
und den bevollmächtigten Kongreß

»Was ist ein bevollmächtigter Kongreß?« fragte Miranda und schaute Jupiter über die Schulter.

»Das steht doch da«, sagte er. »Dem Kongreß gehören alle wichtigen Leute auf Welt an. Er ist gerade einberufen worden. Als das chinesische Schiff geortet worden war, hat die Große Polly sich sofort mit allen Abgeordneten in Verbindung gesetzt, und jetzt können wir es tun!«

»Was tun?« fragte Miranda.

»Den Krieg erklären natürlich«, sagte Jupiter fröhlich und sah mit Vergnügen, wenn auch ein wenig erstaunt, daß ihr Atem jetzt schneller ging. Sie lächelte sogar. Jupiter überlegte, ob er noch einmal versuchen sollte, sie anzufassen, aber er ließ es. »Wir werden sofort eine Sitzung abhalten«, sagte er nur.

»Was heißt wir?« fragte sie mißtrauisch.

»Sie werden wahrscheinlich auch teilnehmen«, sagte er. »Vielleicht sogar Tsoong Delilah. Ich weiß es nicht. Alle!«

Und es nahmen tatsächlich alle teil. Nicht nur die Kongreßabgeordneten. Die meisten waren schon da, denn alle Nester auf Welt hatten sofort ihre Senatoren und Kongreßabgeordneten entsandt, um die Real-Amerikaner zu empfangen und die erwartete Ansprache des Präsidenten zu hören. Außerdem hatten die Nester viele Ältere Schwestern und alle erwachsenen Männer nach Space City geschickt. So etwas hatte Welt noch nie erlebt – jedenfalls nicht, seit die Yankees auf Welt gelandet waren – und es herrschte Festtagsstimmung.

Aber es war dennoch eine sehr ernste Sache, denn hier mußten schwerwiegende Entscheidungen gefällt werden. Die Große Polly hatte zwei Probleme deutlich gemacht: Einerseits war festzustellen, was im Zusammenhang mit der ethnischen Herkunft von zwei Begleiterinnen des Präsidenten zu unternehmen sei; andererseits ging es darum, der Bedrohung durch die Han-Chinesen von der Erde etwas entgegenzusetzen. Beide Probleme hatten nichts miteinander zu tun und mußten in verschiedenen Gremien erörtert und entschieden werden. Die Kriegspläne mußten von einer Versammlung der Militärs ausgearbeitet werden, an der sowohl Yankees als auch Erks teilnahmen. Als aktiver Offizier war Jupiter dazu berechtigt, an diesen Beratun-

gen teilzunehmen. Aber er war nicht berechtigt, an den Sitzungen des Exil-Kongresses der Vereinigten Staaten teilzunehmen, und er war sehr erfreut, daß jetzt eine Ausnahme gemacht wurde. Mirandas Anwesenheit war unbedingt erforderlich, und er war zu ihrer Bewachung abgestellt, also ging er mit. Bei den Kongreßsitzungen, die in einem der alten Versammlungssäle der Stadt abgehalten wurden, waren keine Erks zugelassen. Das Ärgerliche war nur, daß die dummen Erks nicht begreifen konnten, daß sie ausgeschlossen waren, und deshalb mußten sie immer wieder hinausgejagt werden, während die Senatoren und die Kongreßabgeordneten ihre Plätze einnahmen. *Zuletzt* erschienen Miranda und ihr Bewacher Jupiter, gefolgt von Tsoong Delilah, die von zwei Erks hereingeführt wurde. Sie nahmen ihre Plätze vorn im Saal ein, während die Große Polly und der Präsident zum Podium gingen und dort auf zwei mit Inklingleder bezogenen Sesseln Platz nahmen, um die Sitzung zu eröffnen. Sie dauerte nicht lange. Die Beschlüsse des Kongresses waren eindeutig: Der Präsident war der Präsident. Er sollte allerdings erst nach der Wiedereroberung Real-Amerikas die Exekutive übernehmen. Feng Miranda erhielt die Bestätigung, daß sie eine wahre und loyale Amerikanerin sei. Tsoong Delilah...

Nun, Tsoong Delilah tat nichts, was ihrer Sache nützen konnte. Ja, sagte sie, sie sei die einzige legitime Außenministerin, aber andererseits existiere die Nation ›Amerika‹ nicht, und trotz aller Vorhaltungen hielt sie an dieser Version fest. Die Befragung wurde von Feng Miranda durchgeführt, und ihre Fragen waren gezielt und grausam. Für sie plädierte Präsident Pettyman, und er stellte ihre Unnachgiebigkeit als alberne Weiberlaune dar, die höchstwahrscheinlich etwas mit prämenstrueller Biochemie zu tun habe. Sie wollte nicht widerrufen. Dennoch beschloß der Kongreß, die Frage offenzulassen.

Der Kongreß vertagte sich, und alle seine Mitglieder begaben sich in den größeren Saal, wo die Erks des Kriegsrates schon auf sie warteten. Genaugenommen hatten die Erks nicht auf sie gewartet, aber sie tolerierten die politischen Rituale der Yankees und fanden sie sogar in ihrer Absonderlichkeit liebenswert.

Während der Kongreßsitzung hatten die Erks schon die für die Kriegsplanung erforderlichen Maßnahmen eingeleitet.

Die Sitzung dauerte fünf Minuten. Der schlaue Erk namens A-Belinka berichtete, daß man die Verfolgung des Han-Schiff s aufgenommen habe und daß es bald gekapert werden würde. Die Große Polly rief den Kriegszustand aus. Dieser Beschluß wurde einstimmig gefaßt, wobei sich nur die Außenministerin der Stimme enthielt, die, das Kinn auf die Hände gestützt, wütend aus dem Fenster starrte. Ihre Stimmenthaltung wurde nicht einmal im Protokoll verzeichnet.

A-Belinka und die Große Polly benannten ein Komitee für die Kriegsführung. Jupiter gehörte diesem Komitee nicht an, wohl aber Feng Miranda. Und das, so sagte sich Jupiter, war fast genauso gut, denn Jupiter, der selbstbewußte junge Mann aus einem unwichtigen Nest, hatte zwar keinen Anspruch auf einen so hohen Rang, aber inzwischen war er noch weit höher gestiegen. Er war jetzt Jupe der Kerkermeister. Er mußte die eingeschworene (aber vielleicht falsche) Verbündete Feng Miranda bewachen, und wohin sie auch ging, dort würde auch Jupiter hingehen.

Das war fast so gut, fand Jupiter, als sei er direkt ins Komitee gewählt worden, und das versuchte er sich immer wieder glauben zu machen.

Sie wollte immer noch nicht mit ihm kopulieren. Sie bestand darauf, in dieser Nacht allein zu schlafen. Ihr war eine Unterkunft in der alten Stadt der Erks angewiesen worden, und wenn Jupiter auch normalerweise keine Schwierigkeiten gehabt hätte, irgendeine Schwester in sein Bett einzuladen, so machte es die Beschaffenheit der Räume doch ein wenig schwierig. In dieser Nacht wickelte Jupiter sich also in eine Woldecke und schlief vor Mirandas Tür. Allein.

Am nächsten Morgen war er allerdings wieder bei bester Laune; er wurde in den Fahrzeug-Montagehallen erwartet, wo über Waffen Systeme und Strategie diskutiert werden sollte. In

aller Eile frühstückte er mit ihr gemeinsam und ließ eine Schwebepattform kommen, auf der sie in einer riesigen Staubwolke zum Hangar flogen, wo das Raumschiff stand, mit dem Miranda gekommen war. »Was haben sie getan?« fragte Miranda, als sie sich in der riesigen Halle umschaute. Es war eine rhetorische Frage. Was sie getan hatten, lag vor ihnen ausgebreitet. Das Schiff, in dem sie zusammen mit den anderen von der Erde gekommen war, hatten sie sorgfältig in seine Einzelteile zerlegt. Die Waffensysteme, die Tchai Howard und Vielgesicht im Schiff installiert hatten, die Antriebsaggregate und die Frachtzellen waren auseinandergenommen worden. Vor Jupiter und Miranda lag ein Arsenal von tödlichen Waffen. Laser mit ionisierender Strahlung. Waffen, die den 75-Millimeter-Kanonen vergangener Kriege ähnelten. Raketenwerfer, aus denen Geschosse mit chemischen und nuklearen Sprengköpfen abgefeuert werden konnten. Selbst Miranda hatte nicht gewußt, was für eine gefährliche Waffe das Raumschiff gewesen war. »Sie hätten euch auslöschen können!« rief sie, und der schlaue Erk A-Belinka, der sich gerade mit dem Radar der Zieleinrichtung beschäftigte, wackelte zustimmend mit den Schnurrhaaren.

»Ja, sie hätten unsere Schiffe zerstören können«, zwitscherte er. »Sie hätten auch den Spaceway zerstören können – natürlich nicht, indem sie das Überführungsfeld selbst angegriffen hätten, denn das besteht nicht aus Materie, sondern indem sie das Schiff zerstört hätten, von dem dieses Feld erzeugt wird. Aber früher oder später, Miranda, wären wir schon durch unsere zahlenmäßige Überlegenheit Sieger geblieben. Wenn sie erst einmal auf unserer Seite des Spaceway gewesen wären, hätten sie kapitulieren müssen – und auch jetzt wird ihnen nichts anderes übrigbleiben.«

Miranda sah ihn zweifelnd an. »Wie können Sie da so sicher sein? Was wäre, wenn sie das Aufklärungsschiff zerstören? Dann könntet ihr sie doch gar nicht erreichen. Habe ich nicht recht? Ihr müßtet ein zweites Schiff schicken, das unter Lichtgeschwindigkeit fliegt, damit es, wie nennt ihr das, einen neuen Spaceway herstellt.«

Der Erk bewegte aufgeregt seine Schnurrhaare. »Das werden sie nicht tun!« zeterte er. »Das dürfen sie nicht! Jupiter, wir müssen sie daran hindern!«

Erstaunt schaute Miranda die kleine Kreatur an und wandte sich dann an ihren offiziellen Bewacher. Sie schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich kann euch einfach nicht *glauben*«, sagte sie. »Mein Gott! Nun ja, das läßt sich nicht ändern – ich werde Ihnen erklären müssen, wie dieser Krieg zu führen ist. Sie sollten mir Näheres über diesen ›Spaceway‹ erzählen, und dann werden wir uns überlegen, wie wir diesen Chinesen entgegentreten können.«

A-Belinka war nicht beleidigt. Es machte ihm sogar Spaß, Miranda alles zu erklären, was sie wissen wollte. Die Überführung mit Hilfe des Spaceway, so sagte er ihr, sei von den Gesetzen der Physik und der jeweiligen Entfernung abhängig. Gewiß, der Spaceway könne nur mit materiellen Mitteln erzeugt werden – und die dafür erforderlichen Geräte befanden sich an Bord des Aufklärungsschiffs. Gewiß, um einen Spaceway zu irgendeinem Punkt der Galaxis herzustellen, müsse er an den jeweiligen Punkt gebracht werden – und wenn dort nicht schon ein Spaceway vorhanden sei, müsse er durch ein konventionelles Raumschiff hingebraucht werden, das keine Lichtgeschwindigkeit erreichte. Und die Zerstörung eines Aufklärungsschiffs würde die Erks und die Yankees um ein halbes Jahrhundert zurückwerfen, denn so lange habe es gedauert, das Schiff, das den Spaceway herstellen konnte, auf eine Umlaufbahn um die Erden Sonne zu bringen, und so lange würde es auch dauern, dieses Schiff durch ein anderes zu ersetzen.

Aber, sagte er, und seine Schnurrhaare zuckten fröhlich, während Jupiter beifällig nickte, sie seien keine solche Narren, wie Miranda zu denken schien! Nachdem die Erks ihr Schiff auseinandergenommen hatten, wußten sie ziemlich genau, mit welchen Waffen das nächste Schiff ausgerüstet sein würde. Sie konnten die Han-Chinesen nicht daran hindern, diese Waffen einzusetzen – oder doch erst dann, wenn sie diesseits des Spaceway angekommen waren. Aber die Erks konnten

wenigstens sicherstellen, daß sie mit ihren Waffen nichts ausrichten konnten.

A-Belinka ging an einen Schirm und rief Bilder ab, auf denen zu sehen war, was sie bereits unternommen hatten. Schon lange hatten sie zusätzlich kleine ferngesteuerte Beobachtungsschiffe gestartet, die den Spaceway in Richtung Erde passiert hatten, während das Aufklärungsschiff sich außer Reichweite der feindlichen Waffen befand. Die Chinesen würden ihre Waffen zuerst auf diese ferngesteuerten Schiffe richten. Dadurch würden sie abgelenkt werden, wenigstens für einige Zeit – und sobald das Schiff der Han-Chinesen sich dem Spaceway bis auf eine Entfernung von etwa hunderttausend Kilometern genähert hatte, würde es nur Sekunden dauern, bis das Feld erzeugt war, in dem das feindliche Schiff festgehalten werden würde.

»Und«, beendete der Erk seinen Vortrag und zwitscherte vor Aufregung, »sie sind schon fast in Reichweite, Ministerin Miranda! Wir wollen keine Zeit mehr verlieren. Unsere Flotte ist bereit, Gefechtsformation einzunehmen, um die Invasoren zurückzuschlagen. Das chinesische Schiff nähert sich dem Spaceway, und wir werden es abfangen.«

»Und wie wollen wir das machen?« fragte Miranda wütend. »Wollen wir etwas unternehmen oder wollen wir hier nur herumsitzen und schwafeln?«

»Wir werden irgend etwas unternehmen, Ministerin Miranda«, sagte A-Belinka. »Hier. Wir schauen uns einmal an, womit wir es zu tun haben.« Er zwitscherte seinen Assistenten kurze Befehle zu und zeigte auf einen Bildschirm.

Auf dem Schirm erschien das Schiff der Han-Chinesen, das sich aus seiner Umlaufbahn um die Erde gelöst hatte. Mit enormer Beschleunigung näherte es sich dem Aufklärungsschiff. »In unsere Datenspeicher haben wir alles eingegeben, was wir über Ihr Schiff und seine Bewaffnung wissen«, sagte A-Belinka, »und auch alles, was Sie uns berichtet und was unsere ferngesteuerten Beobachtungsschiffe uns gemeldet haben.«

»Ja, ja«, sagte Miranda ungeduldig und betrachtete das Bild. Sie hörte nur halb zu, als der Erk von den Daten erzählte, die in den Computer eingegeben worden waren, unter anderem Daten aus anderen Kriegen – anderen Kriegen? Miranda spitzte die Ohren, aber A-Belinka sprach rasch weiter. Die Instrumente, sagte er, prüften alle Daten, Vermutungen und Theorien. Sie registrierten das optische Bild des chinesischen Schiffs und die Daten, die ihre ferngesteuerten Schiffe ihnen lieferten: Daten über die Strahlungen des chinesischen Schiffs und über seine physikalische Beschaffenheit. Dann sah Miranda plötzlich etwas Neues auf dem Schirm.

»Was haben diese Wülste am Rumpf zu bedeuten?« unterbrach sie den Erk. »Vorhin waren sie noch nicht da. Ich sehe auch mehr Antennen als vorher...«

»Sehr gut, Ministerin Miranda«, sagte A-Belinka und gab dann seinen Assistenten weitere Anweisungen. Das unkorrigierte Bild verschwand vorn Schirm, und dann war eine schematische Darstellung zu sehen. A-Belinka schaute auf den Bildschirm und sagte: »Raketenwaffen! Sehr große!«

»Wie machen sie das nur?« fragte Miranda und schaute gespannt auf den Bildschirm. Unter den Wülsten waren jetzt schlanke Zylinder mit hellen Spitzen zu erkennen.

»Das Bild stimmt wahrscheinlich, Miranda«, erklärte der Erk. »Die Geräte haben alle vorhandenen Daten gespeichert, und das Bild stellt eine Einschätzung dar. Aber unsere Instrumente sind sehr zuverlässig. Was die Antennen betrifft...« Die schlaue Erks, die ihm assistierten, stellten den Bildschirm anders ein, und die Wülste an der glatten Rumpfoberfläche verschwanden. An ihrer Stelle waren große und kleine parabolische Scheiben zu sehen. »Nun«, sagte der Erk vergnügt, »ich denke, das sind Strahlenwaffen! Sie haben uns gar nicht gesagt, daß die Chinesen über Strahlenwaffen verfügen.«

»Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden«, sagte Miranda böse.

»Das ist unwichtig«, sagte der Erk versonnen, »aber die Instrumente sagen uns, daß die Chinesen sehr wohl begriffen haben, daß der Spaceway nicht aus Materie besteht – aus Energie statt aus Materie – und sie werden versuchen, ihn zu durchbrechen. Das wird ihnen natürlich nicht gelingen – aber es ist interessant, daß der Feind schlauer ist als wir gehofft hatten.«

Miranda schaute Jupiter zweifelnd und den Erk besorgt an. »Gehofft?« wiederholte sie. »Und das macht Ihnen keine Sorgen?«

Fröhlich hüpfte der Erk auf und ab. »Dann macht das Spiel doch viel mehr Spaß«, erklärte er. »Oder macht es etwa Spaß, Inklinge zu schießen, die im Nest sitzen? Nein, es ist gut, daß sie ernsthafte Gegner sind.« Er sprang von seinem Sitz auf und eilte zur Tür. »Kommt alle mit«, sang er. »Wir wollen den Feind gefangennehmen, bevor er ernsthaften Schaden anrichten kann. Das Spiel beginnt jetzt!«

Jupiter nahm Mirandas Arm und zog sie mit sich. Widerstrebend folgte sie ihm. Sie war sehr nachdenklich geworden. Die Befreiung Amerikas war ihr ein Leben lang als Traum erschienen, der sich nie erfüllen würde – erst in den letzten paar Tagen hatte es so ausgesehen, als könnte sich dieser Traum verwirklichen. Das war etwas, für das sie zu sterben bereit war. Sie war sogar bereit zu töten.

Aber als ›Spiel‹ hatte sie es nie betrachtet.

Vielgesicht

1

Vielgesicht lag in seinem Kokon und sah auf dem Schirm des Raumschiffs, wie das fremde Schiff immer größer wurde. Vielgesicht war nicht der einzige, der in einem Kokon lag. Auch alle anderen lagen in Kokons, in denen sie vor den Belastungen des Raumflugs geschützt waren, aber Vielgesichts Kokon war größer und komplizierter als die der anderen, da Vielgesicht ebenfalls komplizierter war. Sein riesiger Kopf lag auf einem mit einer gallertartigen Masse gefüllten Kissen, und sein Kokon war doppelt so groß wie die der anderen. Wenn er das Kissen nicht hätte, könnte Vielgesicht sich leicht das Genick brechen. Es hielt ihn nicht davon ab zu sehen, was um ihn herum vor sich ging, aber es erinnerte ihn daran, daß sein Überleben sehr viel mehr in Frage stand als das der anderen.

Aber Vielgesichts Leben war auch sonst ständig gefährdet. Er hatte die Last auf sich genommen, zehn Gehirne in seinem eigenen zu beherbergen. Diese zehn anderen Muster von Gehirngewebe unterwarfen ihn bei allem, was er tat, gewissen Einschränkungen. Wenn Vielgesicht als hochgestelltes Parteimitglied diese Einschränkungen ignorierte, war das ein Privileg, das ihm aus seiner Position erwuchs. Aber es war ein Risiko. Die Techniker hatten ihn vor dem Flug gewarnt und ihm gesagt, daß er ihn das Leben kosten könnte, oder besser seine elf Leben. Einige der elf Leben, die das Komitee bildeten, das Vielgesicht hieß, waren gegen den Flug gewesen.

Vorsichtig bewegte sich Vielgesicht in seinem Kokon. Er hatte Kopfschmerzen, und das lag nicht nur an der Beschleunigung, die er hatte ertragen müssen. Das Wagnis der Raumfahrt setzte bei jedem Menschen eine gründliche Ausbildung voraus. Der Weltraum ist ein Meer, in dem Haifische schwimmen, und in dieses Meer begibt man sich nicht nackt und ungeschützt. Für eine so eigenartige Persönlichkeit wie ihn, fand Vielgesicht – fand eine seiner zahlreichen Persönlichkeiten, und das Komitee stimmte zu –, mußte dieser Schutz doppelt so stark sein, und alle Vorsichtsmaßnahmen mußten zweimal getroffen werden.

Auf dem Rücken in seinem Kokon liegend, zuckte Vielgesicht bei jeder Schubveränderung nervös zusammen. Er stellte fest, daß der Raumflug etwas Bemerkenswertes an sich hat: Er ist *langweilig*. Man hatte ihn vor seinen Gefahren gewarnt, aber man hatte ihm nicht gesagt, daß er so viele Stunden untätig daliegen mußte, während das Raumschiff beschleunigte. Auch vor etwas anderem Unangenehmen hatte man ihn nicht gewarnt: vor der animalischen Ausdünstung der übrigen Besatzungsangehörigen. Wie alle Han-Chinesen haßte Vielgesicht Körpergeruch. Im Raumschiff aber war er ein Bestandteil der Luft, die er notgedrungen atmen mußte. Während er allmählich einnickte, dachte er über die letzten paar Tage nach. Als dieses verräterische Bauernweib Feng Miranda sich an Bord des ersten Raumschiffs geschlichen hatte und als das Schiff gestartet war, hatte es auf Hainanko Unruhen gegeben, und alle Vorsichtsmaßnahmen waren intensiviert worden. Dafür hatte Tchai Howard gesorgt. Er kam sich wie ein Narr vor, und nicht nur aus Klugheit sondern auch aus Wut hatte er alle diese Maßnahmen persönlich überwacht. Nie wieder würde sich eine Verräterin in einen Umkleideraum schleichen können und einen Astronauten bewußtlos schlagen! Und dieses zweite Schiff würde bestimmt nicht so leicht zu entführen sein wie die Präsidentenjacht.

In rastloser Tages- und Nachtarbeit war das Schiff mit den modernsten Waffensystemen ausgerüstet worden, und die Besatzung bestand nur aus Männern erster Wahl. Das zweite Schiff war größer als das erste. Das mußte es auch sein; es hatte mehr zu tragen. Neben den neuen Raketenwerfern und den Radioprojektoren, von denen einige hofften, daß sie dieses seltsame purpurfarbene Feld zerstören würden, das die Präsidentenjacht verschluckt hatte, führte es eine Besatzung von zehn statt von drei Leuten mit. Vielgesicht, der gegen den Rat der Ärzte und Beamten darauf bestanden hatte, an der Expedition teilzunehmen. Tchai Howard, der um seine erste Chance betrogen worden war und der sich an der Verräterin rächen und sie bestrafen wollte. Und schließlich eine Truppe von sieben speziell ausgebildeten und im Guerillakrieg erfahrenen Männern, die gerade zusammen mit ihrem Kommandeur von

einer kleinen Befriedungsaktion in Botswana zurückgekommen waren. Alle zehn hatten während der letzten Tage gemeinsam in einem großen Raum geschlafen, sich auf offenen Toiletten entleert und waren während der ganzen Ausbildung nie getrennt. Sie waren zusammengeblieben, bis ihnen ihre Anzüge angepaßt wurden und die Techniker sie in das Schiff einsteigen ließen.

Dennoch hatte Vielgesicht Angst, als das Schiff startbereit war.

Nichts war für Vielgesicht leicht oder einfach, nicht einmal das Empfinden von Angst. Es war eine *geteilte* Angst. Angorak Aglat hatte keine Angst. Angorak war Sicherheitsoffizier in den mexikanischen Protektoraten gewesen, wo Mut ein Berufserfordernis war. Auch Shum Hengdzhou und Tsai Mingwo hatten keine Angst, und Potter Alicia war zu vage und umwölkt in ihren Wahrnehmungen, um wirklich Angst zu haben. Sie bat immer wieder um das Band mit der Stimme ihrer Tochter – eine Botschaft, die sie Maria mit dem Versprechen, ihr die volle Staatsbürgerschaft zu verleihen und für ihr ungeborenes Kind zu sorgen, abgetrotzt hatten. Alicia wollte unbedingt, daß das Band abgespielt wurde. Aber es half ihr nicht, denn immer wenn das Band abgespielt worden war, vergaß sie es sofort wieder, denn ihr Verhältnis zur Realität war schon immer dürftig gewesen. Das waren die mutigen Angehörigen des Komitees. Corelli Anastasio andererseits war fast verrückt vor Angst. Er hatte sein Leben lang an Angst vor weiten Räumen gelitten, und welcher Raum könnte weiter sein als der Weltraum? Hsang Futsui und Dien Kaichung waren mindestens irritiert, und so herrschte in den Emotionsströmungen in dem zähflüssigen Meer, das Vielgesichts Verstand darstellte, eine erhebliche Spannung. Das Komitee funktionierte nicht mehr einwandfrei.

Das war Vielgesicht sehr lästig – dem eigentlichen Fung Bohsien und den ihm hinzugefügten Persönlichkeiten –, denn dies hätte zu keinem ungeeigneteren Zeitpunkt passieren können! Gerade jetzt war Dien Kaichung, das letzte Implantat, im Begriff, sich einzugewöhnen! Gerade jetzt legte sich die postoperative Verwirrung, und die psychische Übelkeit ver-

schwand, so daß das Komitee normalerweise ordentlich hätte verhandeln und einstimmige Beschlüsse fassen können!

Der Start hatte also sehr schlimme Auswirkungen gehabt. Besonders der erste gewaltige Schub, mit dem das Raumschiff von der Erde abhob, erzeugte in Corelli und Hsang und Dien Panik, und bei dem Eintritt in die Umlaufbahn um die Erde verstärkte sich diese Panik noch. »Beruhigt euch! Beruhigt euch!« schrie Vielgesicht in seinem Kopf. »Wir müssen uns unter Kontrolle halten! Davon hängt sehr viel ab!«

Und alle Stimmen sagten tatsächlich dasselbe, und alle sprachen sie gleich laut; und es war schade, daß sie einander nicht hören konnten.

Wenn Vielgesichts Stimmen sich zu einer Sitzung zusammenfanden – und das taten sie immer, denn sie konnten einander nur durch den Tod entrinnen –, waren es elf.

Da war Angorak Aglat, ein Gebirgsbewohner aus den südlichen Provinzen Chinas, ein ehemaliger Artillerieoffizier. Als er noch seinen eigenen Körper hatte, war er ein wenig taub geworden, weil die Kanonen immer direkt neben seinen Ohren abgefeuert wurden. Aus diesem Grund schrie er ständig. Als in den Schädel eines anderen verpflanztes Stück grauer Materie schrie er immer noch. Angorak hatte nie unrecht. Das wußte er, wenn andere Leute es auch manchmal nicht so recht glauben wollten. Angorak war zynisch und habgierig; Angorak war intelligent, aber nicht intelligent genug, um zu erkennen, daß er nicht unbedingt intelligenter war als jeder andere Mensch, dem er je begegnen würde, und sei es in dem begrenzten Raum von Vielgesichts geschwellenem Schädel.

Potter Alicia war die Freundliche; sie haßte es, wenn ihre Schädelgenossen sich stritten. Potter redete dann auf sie ein, beruhigte sie und ermahnte sie, friedlich zu sein. Immer wieder vermittelte Potter, und sie tat das auch dann noch, wenn der Punkt überschritten war, an dem man noch vermitteln oder Geduld haben konnte. Auch dann noch, wenn die Streitenden ihren Streit vergaßen und sich gemeinsam gegen sie wandten.

Potter ließ jeden Wutausbruch und jede Beleidigung von Seiten der anderen über sich ergehen, wenn sie nur Frieden stiften konnte. Potter war Agronomin und Mutter zweier Kinder gewesen, und sie war immer freundlich, außer wenn es um etwas ging, das sie selbst wollte.

Su Wonmu war ein hochrangiges Parteimitglied gewesen, wenn auch die meisten anderen hochrangigen Parteimitglieder sich wenig für ihn interessiert hatten. Su hatte außerdem Fußball gespielt. In politischer Hinsicht war er immer zuverlässig gewesen; er begriff neue Richtlinien der Partei, sobald sie formuliert waren. Schnell und leicht gelang es ihm, mit ihnen zu leben, für sie einzutreten, sie auszulegen – auch wenn sie eigentlich unverständlich waren. Deshalb dachten die hohen Parteifunktionäre sofort an Su, als sie es für nützlich hielten, sich ein menschlicheres Image zu geben, und er wurde ins Präsidium gewählt. Es war nicht schwer, mit ihm fertigzuwerden, und das galt auch noch in Vielgesichts Schädel. Er war zu nichts weiter zu gebrauchen. Er gehörte zu den Leuten, die es in jedem Komitee gibt: sie unterstützen Anträge, die von anderen gestellt werden.

Corelli Anastasio – er war schon ziemlich seltsam. Ein reiner Eingeborener. Seine Vorfahren seit zwei Jahrhunderten Amerikaner. Er war der Wissenschaftler. Politisch war er genauso zuverlässig wie Su Wonmu, das heißt, er hatte keine eigene Überzeugung, und gerade das machte ihn vertrauenswürdig. Das eigentlich Seltsame an ihm war, daß er froh war, tot zu sein. Er hatte erwachsene Kinder und eine geschiedene Frau hinterlassen. Es machte ihm nichts aus, sich in Vielgesichts Kopf aufzuhalten. Dort war er sicherer.

Auch Shum Hengdzhou war von einiger Bedeutung. In seinem Leben als autonomes menschliches Wesen hatte er nichts Besonderes dargestellt. Er war Vater zweier Töchter von mittlerer Größe und Vorarbeiter in einem Stahlwerk gewesen, als sich aus einer Gießpfanne geschmolzenes Metall über seinen Körper ergoß. Er hatte keinen politischen Hintergrund und war außerhalb des Stahlwerks und seiner Wohnung kaum bekannt. Er sah sein Heil oder soviel Heil, wie man im Schädel eines

anderen überhaupt finden kann, darin, daß er das erste biologisch kompatible menschliche Wesen war, dessen Körper total zerstört, dessen Gehirn aber noch zu retten war, als Vielgesicht sich entschloß, das Experiment mit den verschiedenen Implantaten fortzusetzen. Er war außerdem eine recht angenehme Persönlichkeit. Die anderen Implantate, die sich auf ihre prominentere Vergangenheit etwas einbildeten, neigten dazu, auf ihn herabzuschauen. Shum akzeptierte das. In dem Bestreben, Harmonie zu wahren, ließ er sich nur von Potter Alicia übertreffen und stellte weniger eigene Ansprüche als sie. Denn Shum hatte wenig zu beanspruchen, und er hatte nicht einmal das Recht, es zu beanspruchen.

Den meisten anderen waren wenig Spuren einer ›Persönlichkeit‹ geblieben, denn ihre Implantate waren weit fundamentaleren Hirnregionen entnommen worden. Und doch fügte jeder von ihnen der Suppe sein eigenes besonderes Aroma hinzu. Vielgesicht selbst, als Vorsitzender des Komitees, konnte alle Stimmen voneinander unterscheiden. Er hätte nicht sagen können, wie er sie erkannte. Er konnte ja nicht aus Geräuschen Schlüsse ziehen; es gab keine. Aber die Wortwahl, eine Intensität des Willens, ein Anklingen von Selbstzweifeln – das waren die Charakteristika, an denen er sie erkannte.

Und er hörte sie alle, und das die ganze Zeit – und manchmal machten die Stimmen ihn verrückt.

Vielgesichts eigener Verstand hatte sich fast stabilisiert, als er das Raumschiff bestieg. Das letzte Implantat – Dien Kaichung – hatte sich inzwischen beruhigt. Als er merkte, daß er tot war und in Vielgesichts Schädel gefangen, hatte er anfangs geschrien und getobt, aber jetzt gab er nur noch gelegentlich ein Schluchzen von sich – das geräuschlose Äquivalent eines Schluchzens. Die übrigen Bewohner von Vielgesichts inzwischen wieder geheiltem Schädel waren zusammengerückt, um ihm Platz zu machen. (»Aber nicht mehr, bitte«, sagte Corelli ärgerlich. »Es wird wirklich langsam ein wenig eng!«)

Und dann kamen die Belastungen des Fluges.

»Wachen Sie auf, Sie alter Narr!«

Diese Worte schrie ihm Tchai Howard ins Ohr. »Ich habe nicht geschlafen«, sagte Vielgesicht instinktiv, die übliche kleine Lüge eines ertappten Schläfers, der eigentlich nicht schlafen sollte. Aber er hatte doch geschlafen. Hinter ihm sprachen die Männer der Einsatzgruppe leise miteinander, während ihr Captain methodisch die Checkliste durchging, auf der die gesamte Bewaffnung verzeichnet war; auf dem Schirm vor ihm war ein verwirrendes Muster von hellen Flecken zu sehen.

»Was ist das?« fragte Tchai und zeigte auf den Schirm.

Vielgesicht konnte nicht antworten. Was immer diese Flecken darstellen mochten, es waren viele – mindestens ein Dutzend deutlich erkennbare leuchtende Punkte, vielleicht an die hundert, wenn man die schwächer leuchtenden mitzählte. Über Radar waren keine Einzelheiten zu erkennen. Aber seine inneren Stimmen sahen genug, und was sie sahen, flößte einigen von ihnen Angst ein und machte die anderen wütend. »Es sieht wie eine Flotte aus«, sagte Angorak der Krieger.

»Es kann keine Flotte sein!« rief Tchai empört. Vielgesicht erkannte, daß Angoraks Stimme laut durch seine Lippen gesprochen hatte. Nun, eine Flotte konnte es nicht sein, aber die leuchtenden Punkte waren eine Realität. Vielgesicht schaute auf den Radarschirm und versuchte, sich über das, was er sah, klar zu werden, und dabei mußte er sich gleichzeitig bemühen, das Geschrei in seinem Gehirn zum Schweigen zu bringen. Alle Stimmen redeten gleichzeitig, und er konnte nichts dagegen tun, so daß jetzt alle zehn durcheinander schrien, und manchmal kamen die Worte Fung über die Lippen. »Aufhören!« brüllte Tchai und schaute Fung in das geschwollene Gesicht. »Sie gefährden das ganze Unternehmen, alter Mann, wenn Sie sich nicht unter Kontrolle bekommen!«

Aber gerade das war Vielgesichts vordringlichstes Anliegen. Darin war er sich mit Tchai einig. Die Sorge, die Angst und die Wut seiner Implantate, und mit einem halben Dutzend Stimmen stießen sie wilde Flüche aus, so daß die Männer der Einsatzgrup-

pe die Köpfe von ihren Polstern hoben und bewundernd herüberschauten. Als die Wut des Komitees verrauscht war, kehrte die Vernunft zurück. Eines von Vielgesichts Implantaten flüsterte etwas, und die anderen zogen daraus Konsequenzen. Jetzt sprach Vielgesicht wieder mit einer einzigen Stimme. »Es ist keine Flotte, Tchai«, sagte er kalt. »Es sind ganz einfach ferngelenkte Beobachtungsschiffe, aber das fremde Schiff selbst ist nicht dabei. Prüfen Sie doch die Daten. Sie sind viel zu klein, als daß sie uns gefährlich werden könnten.«

Tchai schaute den alten Mann erstaunt an und richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf den Schirm. »Sie haben recht«, sagte er widerwillig. »Aber wo ist das große Schiff?«

»Sie sind doch der Pilot und der Navigator«, sagte Vielgesicht verächtlich. »Suchen Sie es doch, Tchai!«

»Und wenn ich es finde?« fragte Tchai. »Werden Sie dann Ihre Aufgabe durchführen können?«

»Es ist meine Aufgabe, mich mit ihnen in Verbindung zu setzen«, sagte Vielgesicht schneidend. »Und das kann ich erst, wenn Sie eine Verbindung hergestellt haben.«

»Die Frage ist«, knurrte Tchai, »ob Sie es überhaupt können. War es vielleicht doch ein Fehler, Sie mitzunehmen? Haben Sie Ihr komisches Gehirn wirklich unter Kontrolle?«

»O Tchai«, sagte Vielgesicht bekümmert, »Sie reden von einer Gefährdung des Unternehmens und tun doch selbst nichts anderes.« Es kostete ihn einige Anstrengung, alle Teile seines Gehirns auf dieselbe Sache zu konzentrieren. Je wütender sie waren, desto schwieriger war es, sie unter Kontrolle zu bringen, und diese Wut erzeugte Tchai Howard immer wieder.

Selbst eine einfache Frage zu beantworten, war für Vielgesicht nicht leicht. Keine Frage war einfach, wenn elf komplizierte Persönlichkeiten – oder Fragmente von Persönlichkeiten – sie hörten und erwogen und dabei ihre verschiedenen Einstellungen und Denkgewohnheiten einbrachten, die jede empfangene Botschaft im Verstand jedes einzelnen modifizierten. Das

Komitee beriet sich, aber in einem einzigen Schädel war für eine Verständigung praktisch keine Zeit erforderlich, und manchmal erfolgte diese Verständigung auf der Basis eines Gefühls. Bei der gegenwärtigen Konfrontation zum Beispiel reagierten Potter, Shum und Dien mit allgemeiner Zustimmung. Manchmal allerdings gab es eine deutlich artikulierte Kommunikation, bei der gelegentlich Wut mitschwang. »Tun Sie es, verdammt noch mal!« befahl Corelli. »Ich werde reden, wenn Sie es nicht wollen«, schlug Su vor. Und »Sagen Sie diesem Idioten Tchai, daß schließlich *wir* es sind, die das Schiff befehligen!« befahl Angorak, und was dann aus dem einen Mund herauskam, den Vielgesichts Gehirnfragmente gemeinsam benutzten, war: »Halten Sie den Mund, Tchai. Natürlich werde ich mit dem fremden Schiff sprechen.«

Er lockerte seine Gurte und schaute sich in der Kabine um. Die Männer der Einsatzgruppe lagen noch, aber auch sie hatten ihre Gurte gelockert. Tchai Howard hatte sich ganz aus seinem Kokon befreit und war nur noch mit einem einzigen Gurt festgeschnallt, um nicht wegzufiegen; das Schiff beschleunigte nicht mehr, und sie waren deshalb schwerelos. Vielgesicht beugte sich vor und schaltete das Mikrophon der Sprechanlage ein. »Unidentifiziertes fremdes Schiff, bitte antworten Sie«, sagte er. »Was haben Sie mit dem Präsidenten der Vereinigten Staat gemacht?«

Dann warteten sie auf eine Antwort.

Sie mußten sehr lange warten, und aus dem Augenwinkel sah Vielgesicht, daß Tchai Howards Hände über die Auslöseschalter für die Waffensysteme glitten. »Lassen Sie das, Tchai!« befahl er. »Zuerst müssen wir feststellen, was geschehen ist und was sie beabsichtigen – vergessen Sie nicht, daß wir gegen die Inder vielleicht ihre Hilfe brauchen!«

Tchai wollte etwas antworten, aber der Lautsprecher kam ihm zuvor. »Hier spricht der Präsident«, sagte eine vertraute Stimme. »Was wollen Sie?«

Erstaunen und Verwirrung. Selbst die Männer der Einsatzgruppe vergaßen ihre Disziplin und flüsterten miteinander.

»Wie kann das der Junge sein?« fragte Tchai. »Sie haben sein Schiff doch mit ihren Energiewaffen zerstört!« Vielgesicht antwortete nicht gleich. Das konnte er auch nicht, denn dem Dialog im Schiff folgte eine kurze Debatte in seinem Kopf. »Wir werden fragen«, sagte er endlich. Dann sprach er ins Mikrophon: »Wo sind Sie, Herr Präsident?«

Eine Pause. Dann meldete sich wieder die Stimme des emporgeworbenen Hausknechts. »Ich bin in Sicherheit, Vielgesicht.« Vielgesicht! Die Stimmen in Vielgesichts Kopf keuchten vor Wut und Entsetzen. Niemand durfte Vielgesicht mit diesem Namen anreden! Selbst die Männer der Einsatzgruppe mußten lachen.

»Bleiben Sie mit ihnen im Gespräch«, sagte Tchai, und wieder glitten seine Hände über die Auslöseschalter. Diesmal war Vielgesicht so wütend, daß er vergaß, Tchai zurechtzuweisen. Und alles in allem verläuft das Gespräch doch ganz gut, dachte Vielgesicht mit all seinen elf Gehirnteilen...

Bis er Tchai laut aufstöhnen und die Männer der Einsatzgruppe keuchen und schreien hörte.

Und bis er den Vorhang aus violetterem Feuer eher fühlte als sah, der auf ihn zuraste und ihn einhüllte und über ihn hinwegzog.

Und bis er durch das vordere Fenster schaute und sah, daß die Sonne, die vorher rechts gestanden hatte, durch eine kleinere rotleuchtende Sonne auf der linken Seite ersetzt worden war, in deren Strahlen die Umrisse des fremden Schiffs deutlich zu erkennen waren.

Und dann geriet Vielgesicht wieder in Panik, und er und seine elf Gehirnteile schrien gleichzeitig, denn sie wußten, daß sie von etwas überwältigt worden waren, das sie weder begreifen noch beeinflussen konnten.

Es überraschte Vielgesicht nicht, daß sie gefangengenommen worden waren. Er selbst hatte von Anfang an davor gewarnt. Er hatte dem für die Raketenwaffen verantwortlichen Generalissi-

mus und dem stellvertretenden Chef der Volksmiliz während der Startvorbereitungen in Hainanko gesagt, daß diese Fremden viel besser vorbereitet seien, als irgend jemand in China es sein konnte – sie hätten fünfzig Jahre Zeit gehabt, sich vorzubereiten und Überraschungen zu planen. Ein solcher Vorsprung sei nicht in ein paar Monaten aufzuholen. Dasselbe hatte er auch Tchai Howard und den Männern der Einsatzgruppe gesagt. Gewiß, in der Aufregung vor dem Start hatte er seine eigenen Warnungen vergessen. Er hatte es auch seinen Gehirngenossen gesagt. »Aber tun Sie meinem Schwiegersohn nichts«, sagte Potter Alicia jetzt, und Vielgesicht seufzte – alle seine anderen Gehirnteile seufzten ebenfalls – und sagte:

»Er ist nicht Ihr Schwiegersohn. Er hat sich von Ihrer Tochter scheiden lassen. Aber«, fügte er in dieser raschen Kommunikation zwischen den Geweben hinzu, »wir werden wahrscheinlich niemandem etwas tun. Das große Problem ist, andere daran zu hindern, *uns* etwas zu tun.« Und als sie tatsächlich gefangengenommen wurden, als sie aus dieser neuen Umlaufbahn herausgerissen und von unbekannten Kräften auf den Planeten herabgezogen wurden, konnte Vielgesicht trotz der Erschütterungen beim Wiedereintritt Tchai noch zuschreien: »Ich sagte Ihnen doch, daß es so kommen würde! Und jetzt verhalten Sie sich ruhig und unternehmen Sie nichts! Ich werde für uns alle planen und selbst die Befehle geben!«

Ob Tchai diesen Befehl akzeptierte, war schwer zu sagen. Aber das spielte auch keine Rolle, denn sobald ihr Schiff endgültig gelandet war, wurden sie von schwebbewaffneten Truppen umstellt. Und was für Truppen! Selbst Tchai und die Männer der Einsatzgruppe waren zu verblüfft, als daß sie an Widerstand gedacht hätten. Jeder Widerstand gegen diese überwältigende Übermacht wäre auch sinnlos gewesen, denn sie waren zehn Mann gegen einen ganzen Planeten. Außerdem hatten sie keine Amazonen mit Gewehren erwartet, und schon gar nicht hatten sie mit diesen seltsamen großen Käfern gerechnet, die zwitscherten und plapperten und hin und wieder unter großem Getöse in die Luft schossen, um zu zeigen, daß sie ernstzunehmen waren.

Nein, sie konnten keinen Widerstand leisten. Und der endgültige Schlag kam, als eine große ungefüge schwebende Plattform sich ihnen über das breite Landefeld hinweg näherte. Auf ihr stand eine einzige Person, die auf unpassende Weise majestätisch wirkte. Als die Plattform hielt, stieg diese Person ab und schritt auf sie zu.

Es war Pettyman Castor.

»Ich heiße Sie auf Welt willkommen«, sagte er feierlich – als ob er das Recht hatte, sie irgendwo willkommen zu heißen, als könnte das, was er sagte, für irgendwen von irgendwelcher Bedeutung sein! »Obwohl Sie nicht in friedlicher Absicht kommen, heißen wir Sie hier willkommen, damit Sie unsere Entschlossenheit und unsere gewaltige Macht erkennen. Wir sind bereit, mit der Befreiung Amerikas zu beginnen!«

Zum Glück waren die Männer der Einsatzgruppe schon entwaffnet worden. Die Amazonen, die hinter ihnen standen und sie bewachten, sahen, wie die Männer unruhig wurden und hoben warnend ihre Waffen. Selbst Vielgesicht konnte kaum glauben, was er hörte. »Was haben wir getan?« stöhnten viele seiner Stimmen und flüsterten in seinem Kopf miteinander. »Soll aus dem amüsanten kleinen Spiel, das wir gespielt haben, plötzlich Ernst werden?«

Was Vielgesicht im Raum sah, was er bei der Landung sah, was er in der seltsamen kristallinen Stadt sah, die zu seinem Gefängnis geworden war – das alles war beängstigend. Aus dem Spiel war tatsächlich Ernst geworden. Es war erstaunlich. Der ›Spaceway‹ – dieser erschreckende purpurfarbene Schleier, durch den sie in Sekundenschnelle von einem Raum in einen anderen gelangt waren –, das war schon eine ernste Sache! Das bedeutete eine Technologie, von der die Han-Chinesen nicht einmal geträumt hätten. Und das war nicht das einzige. Ihr Schiff war von einer Fähre gekapert und zur Oberfläche des Planeten herabgezogen worden, als sei es ein defekter Wettersatellit, der von Menschen zur Reparatur aus dem Himmel geholt wird, wie es in den großen Tagen der Raumfahrt gelegentlich geschah. Aber das war nur, weil die chinesische Technologie so unzureichend und primitiv war, daß gegen sie nur primitive Mittel eingesetzt werden konnten. Am Horizont sah Vielgesicht eine riesige skelettartige Konstruktion, die aussah wie eine verrückte Berg- und Talbahn. Es war eine Startrampe, wie Vielgesicht erfahren hatte, und von dieser Rampe konnten Raumschiffe besser, schneller, billiger und mit tödlicherer Wirkung gestartet werden, als es auf Hainanko möglich war. Und die Raumschiffe starteten! Jeden Tag neue Schiffe! Schon waren Dutzende, vielleicht Hunderte in der Umlaufbahn und warteten auf den Befehl zum Angriff. Es war eine ganze Armada! Und wenn ein einziges Schiff eine ganze Insel zerstören konnte, wie konnten die Han-Chinesen da noch hoffen, gegen Dutzende oder gar Hunderte dieser Schiffe bestehen zu können?

Die Yankees machten tatsächlich Ernst. Aber ›Ernst‹ war vielleicht nicht das richtige Wort – sie waren geradezu fanatisch und schienen an nichts anderes zu denken, als gegen die Han-Chinesen Krieg zu führen und sich an ihnen zu rächen. Was Tchai Howard und die Männer der Einsatzgruppe dabei empfanden, konnte Vielgesicht nicht wissen, denn sie waren inzwischen getrennt worden. Selbst die Erks, wenn sie auch sonderbare kleine Tiere waren, konnten offensichtlich für jede geplante Kampagne eine gewaltige Streitmacht aufstellen. Vom

ersten Eindruck abgesehen, fand Vielgesicht die Erks überhaupt nicht mehr komisch. Die Yankees und die ›Erks‹ – was für seltsame Namen diese seltsamen Kreaturen hatten – hatten ein halbes Jahrhundert Zeit gehabt, um ihre Pläne auszuarbeiten. Han-China würde sich nicht verteidigen können.

Pessimistisch kam Vielgesichts inneres Komitee zu dem Schluß, daß es nur eine hoffnungslos dunkle Zukunft geben konnte. Und doch...

Und doch war die Erfahrung an sich interessant. Vielgesicht hatte als Wissenschaftler angefangen, und in einigen seiner Gehirnteile war er immer noch Wissenschaftler. So hatte sich seine Neugier erhalten und auch das Interesse des Wissenschaftlers an seltsamen Phänomenen.

Und auf Welt gab es sehr viele seltsame Phänomene!

Die Erks allein waren schon faszinierend. Wenn sie auch nicht chinesisch sprachen – das beherrschte keiner von ihnen –, so sprachen doch viele englisch, und besonders einer wurde ihnen zum Fremdenführer und fast zum Freund – jedenfalls war dieses Wesen genauso neugierig und interessiert wie Vielgesicht selbst. Sein Name, sagte er, sei Jutch – »Jutch Vashng'nun«, erklärte er, »da ich den Namen Ihres großen ersten Präsidenten angenommen habe!«

»Er war nicht *mein* Präsident«, sagte Vielgesicht eisig, aber dann wurde er ein wenig lockerer. »Haben Sie denn selbst keine Helden, nach denen Sie sich nennen können?« fragte er.

»O doch, sehr viele«, versicherte Jutch, »aber aus Höflichkeit unseren Alliierten gegenüber übernehmen wir einige ihrer Namen. Und nun«, sagte er und sprang von dem Hocker, auf dem er gesessen hatte, und eilte zu einer Tür »wenn Sie mir folgen wollen, werden wir gemeinsam essen und uns unterhalten.«

Vielgesicht fand diese Unterhaltung höchst interessant. Der Erk hatte sehr viel zu erzählen, und alles war so neu und so wunderbar. Es wurde ein wenig peinlich, als ein nackter Erk auf

den Tisch kletterte und sich von der Platte mit ihrem Essen bediente, aber Jutch jagte die kleine Kreatur davon. »Das ist ein dummer Erk«, entschuldigte er sich. »Lassen Sie sich bitte nicht stören. Sie sind harmlos.«

Vielgesicht legte die zweizinkige Gabel ab, mit der er aß. »Dummer Erk?« fragte er. »Sie meinen, ein Erk von geringerer Intelligenz?«

»Von sehr viel geringerer«, sagte Jutch. »Warten Sie. Wo soll ich anfangen? Wissen Sie überhaupt etwas über uns Erks? Nein, natürlich nicht. Nun, anfangs waren wir Haustiere...«

Und erstaunt hörte Vielgesicht, daß die Erks anfangs Haustiere gewesen waren; daß sie dann – wie, wurde nicht ganz klar – irgendwie mutiert waren, so daß sie recht intelligent wurden; daß die Kreaturen, die ihre Herren gewesen waren, sich irgendwie gegenseitig ausgerottet hatten; daß sich im Laufe der Zeitalter die künstlich herbeigeführten Mutationen zurückgebildet hatten, da das genetische Material sich in seinen ursprünglichen Zustand zurückverwandelt hatte. Früher waren alle Erks dumme Erks gewesen...

Diese erstaunlichen Enthüllungen nahmen kein Ende, und Vielgesicht genoß das Gespräch. Von Zeit zu Zeit mußte er an das zum Untergang verurteilte China denken. Es schien alles so unreal. Da Vielgesicht sehr alt war, wenigstens teilweise, hatte er manche harte Lektion erfahren müssen. Dazu gehörte, daß es Ereignisse gibt, über die man keine Kontrolle hat, und hier lag offenbar ein solches Ereignis vor... Und doch, wie faszinierend und seltsam das alles war! Wie viele Fragen noch zu stellen! Wie viele neue Fragen würde jede Antwort aufwerfen! Nachdem er ein wenig mehr über die Erks wußte, ergaben sich weitere Fragen – was war mit diesen langbeinigen fischähnlichen Kreaturen, die offenbar nirgends lebend existierten, deren Standbilder aber überall zu sehen waren – »Lebende Götter«? Was war unter »Lebenden Göttern« zu verstehen? Und als das erklärt war, mußte noch so vieles andere erklärt werden: warum die Erks aus der Kriegsführung eine Religion machten, und warum sie ständig Gründe suchten, einen Krieg zu führen...

Die Fragen nahmen kein Ende.

Und dann ergab sich eine wichtige Frage: Was war mit Castor und Tsoong Delilah und Feng Miranda geschehen? Sie waren alle ganz anders, als Vielgesicht sie in Erinnerung hatte, und er hatte sie vor nur wenigen Wochen zuletzt gesehen.

Abgesehen von Potter Alicias illusionärer Zuneigung zu dem Jungen konnten Vielgesichts verschiedene Gehirnteile nichts Gutes an Castor sehen. Allerdings wirkte er reifer. Er war immer noch sehr arrogant und egozentrisch... und, was Frauen betraf, war er viel zu selbstbewußt. (So dachte ein Mann, den selten eine Frau geliebt hatte, seit ihm der erste Tumor aus dem Gehirn entfernt worden war.)

Und Delilah! Wie leicht war es, eine tüchtige Beamtin mit lächerlichem Liebesgetue zu korrumpieren! Wie eifersüchtig sie Feng Miranda angiftete! Schon daran war ihr Versagen zu erkennen. Jedem Außenstehenden war klar, daß Castor sie eines Tages wegen einer jüngeren Frau verlassen würde – oder vielleicht wegen einem Dutzend jüngerer Frauen, denn es war völlig klar, daß es auf Welt kaum eine Schwester gab, die nicht gern mit dem Jungen geschlafen hätte. Das merkten alle, nur Delilah nicht.

Von Feng Miranda hatte Vielgesicht keine sehr hohe Meinung. Er fand sie zu albern und zu kindisch, als daß er sich über sie Gedanken gemacht hätte. Und das war ein großer Fehler.

Miranda war keine Gefangene mehr. Die begriffliche Sperre, die es den Yankees unmöglich gemacht hatte zu verstehen, daß eine genetische Han-Chinesin sehr wohl eine US-amerikanische Patriotin sein konnte, war bei den Besprechungen im Kriegsrat gelöst worden. Ja, Miranda war auf jeden Fall so loyal wie Jupe oder sogar so loyal wie die Gouverneurin.

Auch Delilah war keine Gefangene mehr, wenn auch aus anderen Gründen. Man traute ihr zwar nicht, aber andererseits war klar, daß sie nicht in der Lage war, irgend etwas gegen die

Yankees zu unternehmen. Sie war zu den Besprechungen im Kriegsrat nicht zugelassen und durfte auch das Raumfahrtzentrum nicht betreten, und wenn sie ihre Wut in irgendeinem Nest ausgetobt hätte, wäre es nicht so schlimm gewesen.

Castor war natürlich nie ein Gefangener gewesen. Vielgesicht war der Ansicht, daß die Erks und die Yankees damit vielleicht einen Fehler gemacht hatten, denn der Junge war einfach nicht reif genug, um fundierte politische Ansichten zu haben. Daß er sich Präsident nennen durfte, steigerte sein Selbstbewußtsein, aber gleichzeitig führte es dazu, daß ihm die läufigen Hündinnen hinterherschneüffelten, und das jeden Tag – was Delilah ganz offensichtlich anwiderte.

Das eigentlich Überraschende war (fand Vielgesicht), daß er selbst kein Gefangener war. Keiner war Gefangener. Die Männer der Einsatzgruppe waren zur ›Umerziehung‹ und zur ›Diskussion‹ auf fünf verschiedene Städte verteilt worden – wenn auch diese schießwütigen Kerle nicht daran interessiert waren, irgend etwas mit irgendwem zu diskutieren. Aber sie durften sich frei bewegen... und auch sie hatten viel Spaß mit den Schwestern von Welt. Nicht einmal Tchai Howard saß hinter Gittern – wenn er auch, genau wie Vielgesicht, ständig von Erks begleitet wurde, oft auch von Schwestern, die aus verschiedenen Gründen neugierig waren.

Aber diese Erks und die Yankees waren eigentlich keine Bewacher. Das wußte Vielgesicht genau. Sie betrachteten Vielgesicht nicht als Feind. Er wußte, was die schlaun Erks von ihm hielten: Sie hielten ihn für ein faszinierendes Laborpräparat... was er auf der Erde ja auch gewesen war.

Auf Welt war das sogar noch interessanter. Die Lebenden Götter hatten sich schon immer sehr für biologische Probleme interessiert – das bewies schon die Entwicklungsgeschichte der Erks –, aber es war ihnen nie eingefallen, Teile eines Gehirns in ein anderes zu verpflanzen.

Vielgesicht brauchte einige Zeit, bevor er begriff, was es für die Erks bedeutete, mit einer Technologie konfrontiert zu werden, an

die die Lebenden Götter nie gedacht hatten. Fast ließ das Vielgesicht selbst als eine Art Gott erscheinen.

Wie die Erks von Vielgesicht fasziniert waren, so war auch Vielgesicht von den Erks fasziniert... und von den Lebenden Göttern... und ihrer Welt... und ihrer Geschichte... und ganz besonders von den Yankees, den Gästen auf diesem Planeten. Für eine Zeitlang genügte Vielgesicht schon die Freude an den neuen Entdeckungen. Genügte ihm fast. Das Lernen war für Vielgesicht eine besondere Erfahrung, denn was er lernte, lernte er elfmal. Jedes seiner Untergehirne hatte seine besonderen Interessen und seine eigene Sachkenntnis. Potter, die Agronomin, war von den Methoden fasziniert, mit denen die Erks Ackerbau betrieben. Corelli, der Anthropologe, interessierte sich für das soziale Verhalten der Erks und der Yankees. Angorak, der Soldat, war begeistert von der Waffentechnik und der Ausbildung der Erks und der Yankees. Dien, der Ingenieur, bewunderte die Technik der Lebenden Götter. Und Hsang, der Psychologe,...

Ja, Hsang, der Psychologe! Für ihn waren die Yankees nicht nur ein Rätsel. Sie erschütterten seine grundsätzlichen Überzeugungen.

Diese grundsätzlichen Überzeugungen waren zwar gesetzwidrig, aber das machte die Sache nicht einfacher. Wie in den meisten sozialistischen Ländern wurden auch in Han-China die üblen und gegen das Volk gerichteten Phantasien Sigmund Freuds, dieses degenerierten Speichelleckers der Herrschenden, verworfen. Die sexuelle Interpretation von Träumen galt in China nicht nur als Ketzerei. Sie war unter Strafe gestellt.

Wie in den meisten sozialistischen Ländern machten die Psychologen allerdings auch in China selektiven Gebrauch von verbotenen Therapien. Hin und wieder schlich sich bei ihnen bei der Behandlung einer Verhaltensstörung eine Freudsche Diagnose ein. Aß der Patient gern Bananen, Karotten und saftige rote Würste? Aber gewiß doch, Genosse, ihrer täglichen Arbeits- und Lernroutine müssen wir ein paar kalte Duschen hinzufügen.

Und als Hsang beobachtete, wie die Yankees lebten, erkannte er, daß – zum erstenmal seit zwei Jahrhunderten – Sigmund Freuds Thesen nicht nur ketzerisch waren. Sie waren irrelevant.

Es gab keine riesigen, mit Strafe drohenden Vaterfiguren im Bewußtsein der Yankees auf Welt.

Es gab keine Väter.

Hsang schwatzte endlos mit seinen Schädelgenossen. In diesem Zusammenhang erschienen Freuds Theorien als fürchterlicher Unfug! – nein, nicht Unfug, denn es war ja bekannt, daß es sich bei ihnen um bürgerliche Illusionen handelte. Dennoch, auf der Erde hatten sie eine, wenn auch beschränkte, reale Bedeutung – so glaubte man wenigstens. Die anderen verboten ihm den Mund, denn sie waren mit ihrem eigenen Geschwätz beschäftigt. Aber Hsang redete weiter. Er hatte sich überlegt, daß es unter den herrschenden Umständen im Staat der Han-Chinesen keine Möglichkeit gab, die häretische Psychologie wirksam zu disziplinieren. Der Vater war weg! Er existierte nicht! Der Sohn brauchte nicht mehr unter seinem übermächtigen Schatten dahinzukümmern! Und was den Penisneid betraf, gab es bei einer zahlenmäßigen Überlegenheit der Frauen von 180 zu 1 nicht genug Penisse, als daß sich ein solcher Neid hätte entwickeln können!

Und dann sagte Su Wonmu, der Nichtspezialist, diese demütige Seele, leise: »Es ist interessant, Hsang, daß Sie sich für ihre Psyche interessieren, und es ist interessant, Dien, daß Sie ihre Technologie bewundern... aber wäre es nicht an der Zeit, daß wir uns alle elf auf einen Plan konzentrieren? Wir brauchen einen Plan, um zu verhindern, daß diese Erks und diese Yankees alles auslöschen, was uns in unserer geliebten Heimat teuer war!«

»Ich verbürge mich für diesen alten Mann«, sagte Pettyman Castor, der Präsident der Vereinigten Staaten. Herablassend legte er seine Hand auf die gebeugte Schulter, die Vielgesichts riesigen Kopf trug. »Er ist zwar ein wenig wunderlich«, sagte Castor, »aber er kann keinen Schaden anrichten. Wissen Sie, in seinem Innern ist er völlig durcheinander.«

Gleich neben ihm auf dem Stuhl der Gouverneurin schürzte die Große Polly die Lippen. Sie schaute sich im Saal um, in dem der Kongreß der Vereinigten Staaten (im Exil) tagte, um zu sehen, wer zustimmte oder wer diesen Antrag ablehnte, aber alle Senatoren und Kongreßabgeordneten hielten sich genauso zurück wie sie selbst. »Sie wollen also, daß er gehen darf, wohin er will, Herr Präsident?« fragte sie. »Ich meine, ganz so, als sei er loyal?«

»Auf jeden Fall«, sagte Castor mit großer Geste und gab Vielgesicht einen freundlichen Schlag auf die Schulter. »Wie ich schon sagte, er ist harmlos. Außerdem ist er eine Art Freund von mir.«

Die Große Polly seufzte. »Dann soll es so geschehen«, sagte sie und schaute sich um, aber wie erwartet gab es keine Gegenstimmen. »Dann können wir also diese Sondersitzung vertagen und uns wieder dem Krieg zuwenden, nicht wahr?«

Auch dagegen stimmte niemand, und Vielgesicht gestattete es sich, Castor die Hand zu drücken. »Das war nett von Ihnen«, sagte er, als sie gemeinsam hinausgingen.

»Gern geschehen«, sagte Castor und lächelte ein paar halb-wüchsigen Schwestern zu, die ihm begeistert von der Treppe zuwinkten. »Wissen Sie, es ist alles vorbei. Wenn diese Leute ihre Flotte erst einmal durch den Spaceway geschleust haben, ist China erledigt.«

»So scheint es«, sagte Vielgesicht. »Nun, ich sehe, daß Ihre Freundinnen auf Sie warten, Castor. Machen Sie sich um mich keine Sorgen. Ich finde mich schon zurecht.«

Er ging so rasch davon wie ein älterer Mann, der zusätzliche fünfzehn Kilogramm Kopf auf seinem müden Hals trägt, nur gehen kann. Es war günstig, daß die Schwerkraft auf Welt verglichen mit der auf der Erde gering war. Aber es war schlecht, daß hier ein so feuchtheißes Klima herrschte, denn der alte Mann ermüdete schnell. Das läßt sich nicht ändern, dachte er, und sein inneres Komitee meinte fast einstimmig, daß er Dinge zu tun habe und daß ihm keine Wahl blieb.

Zuerst überzeugte er sich davon, daß Castor die Wahrheit gesagt hatte. Das war leicht. Er ließ sich auf einer schwebenden Plattform zu dem Gebäude mitnehmen, das die Erks stolz Einsatzkontrolle nannten. Jutch hatte gerade Dienst, und er hatte nichts dagegen, Vielgesichts Neugier zu befriedigen. Ja, einunddreißig Schiffe waren schon auf einer Umlaufbahn, mit voller Bewaffnung und bereit zum Einsatz. (Jutch zeigte ihm bereitwillig ihre Silhouetten auf dem Bildschirm.) Ja, sehr viele Schiffe standen als Reserve noch auf dem Boden – gewiß waren sie nicht alle bewaffnet, aber auch ein Dutzend von ihnen hätte ausgereicht, Chinas erbärmliche Streitkräfte zu vernichten. Vielgesicht stand auf der offenen Plattform der Einsatzkontrolle, und Welts warmer weicher Regen rieselte auf ihn herab. Ihm war kalt. Hinten am Horizont wurde die Rampe für den Start eines weiteren Schiffs vorbereitet. Die Erks auf dem Boden beschäftigten sich mit dem Transporter, der das nächste Schiff zur Rampe zog.

Ja. Welts Streitmacht war beeindruckend.

Er zitterte vor Kälte unter den langsam fallenden Regentropfen. Sie spritzten auch auf die Instrumente auf dem Dach, aber die konnten das vertragen. Alles auf Welt war so gebaut oder so konstruiert, daß es der ständigen Feuchtigkeit und der ständigen Hitze standhalten konnte. Aber das galt nicht für Vielgesicht. »Ich denke, ich sollte nicht länger im Regen stehenbleiben«, entschuldigte er sich. Der schlaue Erk richtete sich auf den Hinterbeinen auf und reichte ihm zum Abschied die Schnurrhaare.

Es war so, wie Castor gesagt hatte. Die Streitkräfte der Yankees und der Erks waren unschlagbar.

Vielgesicht erreichte die Stadt und rieb sich mit einem Handtuch trocken – aber das hatte wenig Sinn, denn gleich darauf brach ihm der Schweiß aus. Freundlich grüßte er die schlaunen und dummen Erks, die Yankeeschwestern und die vereinzelter Männer, die ihn verwundert anstarrten und miteinander flüsterten. Dem kleinen Gesicht an der Vorderseite des riesigen Kürbiskopfes war nicht anzusehen, daß im Innern dieses Kopfes eine große Debatte stattfand.

Vielgesichts Komitee war sich nicht ganz einig. Corelli, Potter, Angorak und Dien waren schließlich genetisch keine Han-Chinesen. Sie hatten nicht dieselbe Heimatliebe wie Fung selbst und die übrigen Implantate. Aber alle wandten sich gegen den Selbstmord einer Rasse und überhaupt gegen unnötige Morde. Alle hatten erlebt, was mit der Insel passiert war, die von den Schiffen der Erks auf einen Schlag vernichtet worden war. Und alle waren sich darin einig, daß etwas unternommen werden mußte.

Wenn sich das Komitee einig war, konnte es sehr schnell und mit großer Präzision handeln. Vielgesicht brauchte sich nicht zurückzuziehen, um erneut nachzudenken. In dem Kürbis, der seine Halsmuskeln so belastete, funktionierten elf Computer nebeneinander. Jede Information ging direkt in die Gehirnteile, die sie am besten verarbeiten und in das schon vorhandene Wissen integrieren konnten, um dann je nach Bedarf die neuen Informationen in das allgemeine Muster einzufügen.

Deshalb änderte Vielgesicht seine Verhaltensweise nicht. Er schaute sich neugierig um, er besichtigte, und er fragte. Aber jetzt waren seine Fragen gezielt, und er konzentrierte sein Interesse auf bestimmte Dinge.

Die Yankees und die Erks schienen es nicht zu bemerken.

Immer dieselben weichhäutigen Käfer folgten ihm auf Schritt und Tritt, und sie waren von ihm fasziniert. Die meisten waren dumme Erks, die aufgeregt übereinander stolpterten, während sie

diese seltsamste aller zweibeinigen Kreaturen beobachteten. Aber fast immer waren auch einige schlaue Erks in der Nähe, die genauso neugierig waren wie die anderen. Sogar die Yankees (fast alle natürlich weiblich) waren interessiert – wenn sie sich nicht gerade für Castor interessierten.

Vielgesicht ging die ganze Stadt der Erks ab – nein, er korrigierte sich (oder Dien, der Ingenieur korrigierte sie alle), es war eigentlich keine Stadt der Erks, sondern eine Stadt der Lebenden Götter. Für Menschen wäre sie einigermaßen geeignet gewesen, aber für die Erks waren die Maßstäbe auf groteske Weise verkehrt. Die Erks hatten unzulängliche Versuche gemacht, die Stadt ihrer winzigen Körpergröße anzupassen. Über Treppen, deren Stufen selbst für die großen Yankees auf Welt zu hoch gewesen waren, lagen Rampen mit einer weichen Oberfläche, und die schlaun und die dummen Erks liefen auf ihnen auf und ab und schienen sich nicht einmal zu fragen, warum sie die Maschinen der Lebenden Götter nicht einfach umprogrammiert hatten, um die Stadt in einer für sie geeigneten Weise neu zu bauen. Es gab in der Stadt kaum ein Fenster, aus dem ein Erk hätte hinausschauen können. Die Küchen – es waren eher Chemielabors – waren in Reihen übereinander angeordnet. Um alle Tische und Herde herum waren erhöhte Plattformen angebracht worden. Die Erks, die das Kochen nicht der Automatik überlassen sondern selbst kochen wollten, kletterten zur Arbeit auf die obere Ebene. Die untere Ebene wurde überhaupt nicht benutzt – hier sah sich nur Vielgesicht um, denn er war nun einmal neugierig. Er schaute sich auch in den öffentlichen Einrichtungen, den Bibliotheken und sogar in den Wohnquartieren der Erks um, wo die Erks auf Bänke springen mußten, um ihre großen breiten Betten zu erreichen.

Vielgesicht erforschte alles... besonders die Bibliotheken.

Es war nur schade, daß die Sprache, in der die Erks sich untereinander verständigten, die Sprache der Lebenden Götter war, die diese vor langer Zeit gesprochen hatten. Sie sprachen nicht chinesisch. Nicht einmal englisch. Aber das war kein ernsthaftes Problem, denn die Daten waren zum großen Teil

graphisch dargestellt, und alles Wichtige war für die Benutzung durch die Yankees auf englisch zusammengefaßt.

Corelli, der Anthropologe, bemühte sich, soviel wie möglich über die Yankees zu erfahren. Er erfuhr sehr viel. Er erfuhr zum Beispiel, daß die Erks sofort ein neues Schiff konstruierten, nachdem das ursprüngliche interstellare Raumschiff Alpha Eridani erreicht hatte und von dort direkt nach Welt transportiert worden war. Dieses Schiff schickten sie dann mit Unterlichtgeschwindigkeit auf die zweiundvierzig Jahre dauernde Reise zur Erde. Das war für Vielgesicht eine sehr wichtige Information, denn Alpha Eridani war der der Erde nächstgelegene Punkt, den die Erks je erreicht hatten. Er erfuhr außerdem, daß die Yankee-Bevölkerung knapp 8500 Köpfe zählte, 8450 davon weiblich. »Wenn sie nur zwei Generationen gewartet hätten, wären sie uns zahlenmäßig überlegen gewesen«, sagte er lachend zu seinen übrigen Gehirnteilen. Und er erfuhr noch einiges andere, das bisher noch nicht so recht in das Gesamtmuster paßte.

Die Informationen über die Yankees waren phantastisch. Sie waren nicht nur in englisch (natürlich), sie wurden auch automatisch ergänzt. Das Journal über die Yankees auf Welt wurde jeden Tag auf den neuesten Stand gebracht. Die interessantesten Aufzeichnungen, die Corelli, der Anthropologe, fand, waren die, die über die Besucher von der Erde gemacht worden waren.

Vielgesicht hatte nicht gewußt, daß solche Aufzeichnungen existierten. Überrascht stellte er fest, daß einige von den Erks und den Yankees, von denen sie ständig begleitet wurden, Kameras gehabt haben mußten. Und nicht nur diese; auch in den Wänden mußten Kameras eingebaut gewesen sein – wie anders sollte man sich ein Bild erklären, das Tsoong Delilah nackt wie eine gehäutete Katze zeigte, wie sie dem nackten und wütenden Pettyman Castor vorwarf, er widme Feng Miranda zuviel Aufmerksamkeit? Oder – und das war erstaunlich – eine Aufnahme von Tchai Howard, diesem Fanatiker, wie er gerade eine dieser großen gesunden Yankee-Schwestern verführte?

Nichts war ausgelassen worden. Und keine dieser Informationen wurde dem neugierigen Vielgesicht vorenthalten. Die Erks hatten es nie für nötig gehalten, irgendwelche Daten geheimzuhalten. Was ein Erk wußte, wußten auch alle anderen. Die Yankees hatten die Gepflogenheiten der Erks nie in Frage gestellt, und deshalb war alles vorhanden.

Alles. Selbst Informationen, die auf Vielgesichts riesiger Stirn den Schweiß ausbrechen ließen und seine verschiedenen Gehirnteile zu einer erregten Debatte veranlaßten.

Selbst Informationen, aus denen er ersehen konnte, daß die Erks seit Tausenden von Jahren in der ganzen Galaxie der Sache der Freiheit zum Siege verholfen hatten. Die Bibliothek war für Vielgesicht sehr ergiebig und nicht nur eine aufregende Unterhaltung.

»Diese armen kleinen rosa Dinger«, schluchzte Potter Alicia, und Angorak donnerte: »Zur Hölle mit diesen Tieren, Potter! Und was ist mit unserem Heimatland?«

Darauf fiel die Antwort nicht leicht. Darauf gab es nur Schweigen, bis Shum sich schüchtern zu Wort meldete. »Genossen«, sagte er. »Ich denke, wir haben die Kompliziertheit der Situation noch nicht ganz begriffen.«

»In der Tat«, sagte Angorak ernst. »Bitte klären Sie uns auf, Genosse Shum!«

»Danke, Genosse Angorak, das will ich tun. Ich schlage vor, daß wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß wir die Erks unterschätzt haben. Sie sind zwar ziemlich komische kleine Kreaturen. Aber sie sind durchaus nicht nur lächerlich.«

»Natürlich sind sie lächerlich, Shum«, sagte Potter verärgert. »Sie sind nicht einmal *menschlich*.«

»Ich halte das für eine falsche Ansicht, Genossin Alicia. Sie sind nur allzu menschlich. Lassen Sie mich erklären«, fügte er rasch hinzu. »Sind sie etwa alberne Clowns, die so dumm und unfähig sind, daß niemand sie ernst nehmen kann? Dafür sind sie viel zu

mächtig. Sind sie so böse, daß man vor ihnen zurückschreckt? Nein. Wenn sie davon reden, daß sie den Unterdrückten helfen, dann ist das alles andere als böse. Genosse Mao hat dieses Prinzip sehr oft bekräftigt. Niemand würde vor Wesen zurückschrecken, die eine solche Einstellung haben.«

»Sie sind ein Narr, Shum. Wollen Sie etwa für die Erks Partei ergreifen?« Angoraks Frage klang eher ungläubig als wütend.

»Durchaus nicht, Genosse Angorak, ich weise nur darauf hin, daß sie sich von den Menschen nicht so sehr unterscheiden, wie man vermuten könnte. Die Erks lassen sich mit gewissen Weltmächten von vor hundert Jahren vergleichen. Sie haben ihre Schlagworte zu Dogmen erhoben, und deshalb haben sie die Prinzipien aus den Augen verloren, auf Grund derer diese Schlagworte überhaupt Gültigkeit erlangten.«

»Drücken Sie sich doch verständlich aus, Sie Narr!«

»Das will ich gern tun, Genosse Angorak. Kennen wir eben dieses Verhalten nicht aus der Geschichte? War es nicht genauso bei den großen Mächten, die sich in einem Atomkrieg gegenseitig vernichteten? Die eine hat so laut von ›Freiheit‹ und die andere so laut von ›Gleichheit‹ geredet, daß keiner mehr hörte, daß der jeweils andere im Recht war.«

»Unsere Vorfahren, Shum«, donnerte Angorak, »waren sich dieser Widersprüche sehr wohl bewußt! Aus diesem Grunde wollte China mit keiner der beiden hegemonistischen, imperialistischen, kriegslüsternen und machtgerigen Tyrannen etwas zu tun haben!«

»Unsere Vorfahren hatten diese Wahl«, seufzte Shum. »Aber wir haben sie nicht. Wir können nicht sagen, daß wir mit den Yankees und den Erks nichts zu tun haben wollen, wir können nur hoffen, daß wir einen Weg finden, sie daran zu hindern, und so zu ›helfen‹ wie sie schon so vielen anderen geholfen haben.«

»Wie diesen armen kleinen rosa Dingern«, schluchzte Potter Alicia.

»Und welche Möglichkeiten haben wir?« fragte Angorak.

»Ich weiß es nicht«, sagte Shum respektvoll. »Aber wir haben das Wissen. Die Frage ist, wie wir es anwenden können.«

Wissen ist nicht viel wert, wenn man es nicht anwendet. Wissen anwenden heißt, es mit jemandem zu teilen; und mit wem sollte Vielgesicht sein Wissen teilen?

Sein erster Gedanke war richtig, wenn er auch nicht in die Tat umgesetzt werden konnte. Da er ein hoher Parteifunktionär war, sah er es als seine Pflicht an, Tchai Howard und den Chef der Einsatzgruppe zu suchen und den beiden Männern mitzuteilen, was er in der Bibliothek erfahren hatte. Aber die Erks hatten vorgesorgt. Sie trauten ihm zwar, aber sie waren nicht völlig verrückt, und deshalb hielten sie Howard und die Soldaten von Vielgesicht fern.

Und Castor?

Ja, dachte Vielgesicht (und das Komitee in seinem Schädel stimmte mit Mehrheit zu), ich muß mich mit Castor in Verbindung setzen. (Eine starke Minderheit in seinem Schädel war dagegen, weil Castor zu Schaden kommen könnte. Aber diese Minderheit war Potter Alicia, und sie dachte nur selten rational.) Deshalb handelte Vielgesicht. Er hatte etwas in seinem Besitz, das Castor herlocken würde; davon mußte er jetzt Gebrauch machen. Er verfaßte einen Brief an Castor und fand einen schlauen Erk, der bereit war, ihn zu überbringen.

Der Brief lautete:

Sehr geehrter Herr Präsident,

es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihre Frau Maria in Saskatchewan lebt und daß es ihr gutgeht. Bevor wir starteten, hat sie eine Botschaft an Sie auf Band gesprochen. Ich habe das Band bei mir. Würden Sie sich mit mir treffen, damit ich es für Sie abspielen kann?

Fung Bohsien

Das schien ein geeigneter Köder zu sein, und so sahen es auch die Mitglieder des Komitees. Aber Castor erschütterte ihre Zuversicht. Er nahm den Köder nicht. Der schlaue Erk kam mit der traurigen Auskunft zurück, der Präsident habe gesagt, er sei an Botschaften von Ex-Ehefrauen nicht interessiert, die ihm davongelaufen seien, als er arm und unbekannt war, und ganz gewiß würde er ihnen als Präsident der Vereinigten Staaten keine besondere Aufmerksamkeit schenken.

Vielgesicht beschimpfte den Erk, aber das führte nur dazu, daß dieser sich amüsierte. Als Vielgesicht aufhörte, ihn anzuschreien und sich wieder der Geheimsitzung in seinem Kopf zuwandte, ging der Erk enttäuscht davon, und Vielgesichts Gehirnteile akzeptierten die Tatsache, daß es nicht so leicht sein würde.

Wenn Castor nicht zu Vielgesicht kommen wollte, mußte Vielgesicht eben zu Castor gehen.

Aber wo war der dumme Junge? Vielgesicht fragte Tsoong Delilah, aber sie sagte nur wütend: »Woher soll ich das denn wissen, Sie alter Narr?« Er erkundigte sich bei den schlaunen Erks und erhielt im Grunde die gleiche Antwort, wenn sie sich auch höflicher ausdrückten. Als er sich abends zurückzog, konnte er nicht gleich einschlafen, denn seine Gehirnteile stritten sich. Erst nach Sonnenaufgang fuhr er aus dem Schlaf hoch. Eine seiner inneren Stimmen war aufgewacht und schrie: »Die Bibliothek!«

Natürlich, die Bibliothek! Daran hätte Vielgesicht gleich denken müssen. Die Erks wußten nicht, wo Castor war; aber dann konnte es der, der den Brief überbracht hatte, auch nicht gewußt haben. Vielgesicht hatte ganz einfach falsch gefragt. Nicht: »Wissen Sie, wo Castor ist?« sondern: »Wo ist Castor?« Offensichtlich hatten die Erks die Möglichkeiten, solche Dinge herauszufinden – das war so offensichtlich, daß sie nicht daran dachten, es zu erwähnen.

Also machte Vielgesicht sich in der feuchtheißen Morgenluft auf den Weg zur Bibliothek. Der Bildschirm enthüllte sofort Castors gegenwärtigen Aufenthalt – er war im Schlafquartier des Stadtnests –, und was er dort tat, ließ Vielgesicht erröten.

Er eilte aus der Stadt hinaus zum Nest und stieg zu den Schlafebenen hinauf – es war schon heller Morgen eines kurzen Tages auf Welt, und die meisten Bewohner waren schon lange aufgestanden. Wenn Castor geschlafen hätte, wäre auch er schon längst fortgewesen, aber er war in der Hochzeitskammer. Vielgesicht mußte warten, bis er wieder herauskam. Als er endlich erschien, hatte er an jedem Arm eine junge Schwester, und die Frauen sahen sehr zufrieden aus. Castor dagegen wirkte eher müde. »Mich interessiert das verdammte Band nicht, Vielgesicht«, sagte er sofort. Vielgesicht zuckte die Achseln.

»Dann gehen Sie doch einfach eine Weile mit mir spazieren«, bat er höflich.

Castor sah ihn herablassend an. »Wozu? Ich bin nicht mehr Ihr Hausknecht.«

»Nein«, sagte Vielgesicht, »aber hoffentlich mein Freund. Ich möchte mit Ihnen nur in aller Freundschaft einen kleinen Spaziergang machen.«

Castor sah ihn erstaunt an, denn sie wußten beide, daß das ein absurder Vorschlag war. In der feuchtheißen Luft auf Welt war trotz der geringeren Schwerkraft schon ein Spaziergang harte Arbeit. Aber Vielgesicht glaubte, nur auf einem Spaziergang den alles beobachtenden Objektiven der Kameras entgehen zu können. Sie überquerten den Streifen purpurblauen Moores, den die Erks (oder die Lebenden Götter) genauso liebten wie die Menschen ihren Rasen. Sie verließen den Asphalt des Landeplatzes und gingen in die entgegengesetzte Richtung, weil dort weniger Betrieb herrschte. Natürlich schloß sich ihnen eine Gruppe Erks an, aber Vielgesicht merkte gleich, daß es dumme Erks waren. Sie trugen keine Kleidung und redeten unverständlich – und vor allem waren sie fröhlich und sorglos, und das war bei den schlaun Erks durchaus nicht immer der Fall.

Sie erreichten einen Bewässerungsgraben. Vielgesicht zog die Sandalen aus und krepelte die Hosen auf. Dann stieg er in den dicken Schlamm und schaute zu Castor hoch, der ihm stirnrun-

zelnd zuschaute. »Wissen Sie, daß diese Leute China völlig vernichten werden?« fragte Vielgesicht.

Castor zuckte die Achseln.

»Ich verstehe«, sagte Vielgesicht. »China ist nicht Ihre Heimat. Es macht Ihnen nichts aus, wenn die Große Mauer in Lava und die Verbotene Stadt in Asche verwandelt wird. Aber sagen Sie mir, Präsident der Vereinigten Staaten, glauben Sie wirklich, daß Nordamerika dieser Vernichtung entgehen wird?«

Castor saß am Rand des Grabens und stieß einen dummen Erk von seinem Schoß. Im Schlamm zu waten, war für ihn nicht interessant; das hatte er im Himmlischen Getreidefarmkollektiv oft genug tun müssen. Er schüttelte den Kopf. »Sie närrischer alter Mann«, sagte er leise, »diese Leute sind meine Alliierten. Warum sollten sie meinem Land Schaden zufügen?«

»Ach«, sagte Vielgesicht und nickte mit seinem riesigen Kopf. »Sie wußten es also nicht! Sie waren nicht in der Bibliothek!«

Castors Gesichtsausdruck veränderte sich. Er schien interessiert, aber auch ein wenig verärgert zu sein.

Vielgesicht kicherte. »Ich weiß, daß Sie hier hauptsächlich anatomische Studien betrieben haben. Das mache ich Ihnen nicht zum Vorwurf. Wenn ich jung wäre, würde ich es auch tun. Dennoch, Castor, ich frage mich...«

»Was fragen Sie sich, alter Mann?«

»Ich frage mich, was aus dem Jungen geworden ist, der seine ganze Zeit vor den Bildschirmen verbrachte und der so begeistert war, als er zur Universität zugelassen wurde.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Ich rede von dem Erwerb von Wissen, Castor. Die Bibliothek hält Wissen für Sie bereit, und Wissen ist es, was Sie von dem dummen Erk unterscheidet, der Ihnen gerade etwas aus der Tasche nehmen will – haben Sie Eßbares in der Tasche, Castor?« Ungeduldig schob der Präsident die kleine Kreatur von sich. »Ich dachte, ich hätte in Ihnen einen Mann erkannt, der alles wissen

will, was er nur erfahren kann, Castor, der sich wirklich um die Wissenschaften bemüht; ein Mann, der weiß, daß man sich nur an Wissen orientieren kann und daß Wissen Selbstzweck ist.« Und in seinem Kopf flüsterte Potter Alicia: *Das tut er auch, das tut er auch*, und Hsang, der Psychologe, warnte: *Sie tragen zu dick auf!* Aber Vielgesicht war der Vorsitzende des Komitees. Mit einer bedauernden Geste stieg er aus dem blutwarmen Wasser und wischte sich die Füße im Moos ab. Als er die Sandalen wieder anzog, stützte er sich auf Castors Schulter und sagte: »Wissen ist Macht, Castor.«

»Ja«, sagte Castor nachdenklich. »Das glaube ich auch.«

Schweigend gingen sie wieder in die kristallene bunte Stadt zurück. Selbst die dummen Erks, die ihnen folgten, sagten fast nichts.

Als sie die ersten Gebäude erreicht hatten, sagte Castor: »Wo ist die Bibliothek?«

»Sie können jeden Erk fragen, Castor«, sagte Vielgesicht fröhlich. »Bitten Sie die Erks, Ihnen die Kriegsgeschichte der letzten achttausend Jahre zu zeigen.«

Castor saß im offenen Hangar, und die feuchte Luft fuhr ihm ins Haar. Er hatte Teile von Waffen der Erks in der Hand, und an dem langen Tisch neben ihm saßen Jupiter und Miranda und fünf Schwestern von der Artillerie. Sie lernten, Handfeuerwaffen der Erks auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Die Erks legten keinen besonderen Wert darauf, daß sie das taten; das ging auf die ursprünglich auf Welt gelandeten Yankees zurück, die fast alle eine militärische Ausbildung gehabt hatten; und weil sie selbst ihre Waffen hatten auseinandernehmen müssen, verlangten sie das auch von ihren Nachfolgern. Castor hielt das für albern. »Das können Sie nicht beurteilen«, sagte Miranda. »Sie haben nicht genug Erfahrung. Wenn Sie nicht wissen, wie die Teile zusammengehören, wie wollen Sie dann wissen, welche Defekte auftreten können? Oder was Sie machen sollen, wenn das Leitsystem zu keiner Lösung kommt? Oder wenn man durch Gegenmaßnahmen des Feindes gestört wird?«

»Das weiß ich alles nicht«, sagte Castor. »Also werde ich das Gewehr einfach wegwerfen. Ich werde ohnehin nie an einem Nahkampf teilnehmen.«

»Das können Sie nicht wissen«, sagte Miranda. »Das können Sie allenfalls hoffen. Und achten Sie trotzdem auf das, was Sie tun.« Castor zuckte die Achseln. Eigentlich hätte ihm diese Sitzung Spaß machen müssen, denn vorher hatte er noch nie eine Waffe in die Hand nehmen dürfen.

Aber dieses Vergnügen hatte ihm der Besuch in der Bibliothek verdorben.

Zu ärgerlich, daß ihm Vielgesicht, dieser alte Freak, den Hinweis gegeben hatte. Er hatte aber recht gehabt. Jeder Erk war bereit gewesen, ihm den Weg zur Bibliothek zu zeigen.

Und was Castor dort erfahren hatte, war furchterregend gewesen. Auch darin hatte Vielgesicht recht gehabt.

Wenn Vielgesicht nur den Mund gehalten hätte, dachte Castor, dann hätte mir dieser Unterricht an der Waffe wirklich Spaß gemacht. Er fummelte an den Federn und an der Verriegelung einer der Waffen herum und merkte, daß Miranda mißbilligend zu ihm herüberschaute. Ein wenig zaghaft lächelte er sie an. »Ich finde, es hat zu viele Kriege gegeben«, sagte er, und eine Feder glitt ihm aus den Fingern und schoß durch den halben Raum.

»O Castor«, sagte Miranda wütend, »wollen Sie, daß wir zu spät zum Kriegsrat kommen?«

»Natürlich nicht, Miranda, aber...«

»Dann konzentrieren Sie sich bitte auf Ihre Arbeit. Und was war das nun mit den Kriegen?«

»Ich habe nur nachgedacht«, sagte er und nahm die Feder von einem dummen Erk entgegen, der unter der Bank hervorge-sprungen war, um sie zu holen.

»Sie sagten, es habe zu viele Kriege gegeben.«

Er nickte.

»Und was soll das heißen?« fragte sie. »Sie wissen doch, daß einige Kriege notwendig sind.«

»Ja, natürlich«, sagte er.

Aber stimmte das wirklich? Konnte ein Krieg etwas Gutes sein? Er dachte an die Geschichte der Erde; so viele Jahrhunderte und so viele blutige Schlachten. So viele Millionen, die auf grauenhafte Weise gestorben waren, im Schützengraben oder in einem Flugzeug, in einer von Atombomben zerstörten Stadt oder in einem gesunkenen Schiff. Natürlich war das alles sehr lange her, und inzwischen wären die Leute ohnehin tot gewesen. In diesem Gedanken versuchte er Trost zu finden. Aber er fand keinen. Ihr Entsetzen und ihre Schmerzen waren eine Realität gewesen, und das konnte auch der Ablauf der Zeit nicht ändern. In Kriegen werden Menschen getötet.

Und gab es wirklich irgend etwas, für das es sich lohnen würde, erneut solches Entsetzen und solche Schmerzen zu verursachen? »Wissen Sie«, sagte er zu Miranda, »manches in der Geschichte der Erks ist wirklich interessant. Sie sollten mal in die Bibliothek gehen.«

»Und Sie, Castor, sollten sich jetzt wirklich um Ihre Arbeit kümmern!« sagte sie mit Nachdruck. »Und sollten Sie jemals das Gewehr abfeuern, wenn Sie es so halten wie jetzt, dann werden Sie sich den Kopf wegpusten – und das hätten Sie dann auch verdient.«

»Ich sagte doch nur...« fing er an, aber sie unterbrach ihn sofort.

»Ich geb's auf. Sie werden nie ein brauchbarer Soldat werden, Castor, und auch als Präsident sind Sie eine Attrappe. Kommen Sie, setzen Sie das Gewehr zusammen – dann müssen wir zur Sitzung des Kriegsrats. Versuchen Sie wenigstens dann, sich zu konzentrieren.«

»Ich konzentriere mich immer«, protestierte er.

»Dann«, sagte sie grimmig, »möge uns der Himmel beschützen.« Sie zielte in die Luft, drückte ein paarmal leer ab und legte die Waffe auf den Tisch. »Verdammt«, sagte sie dann. »Geben Sie mir Ihr Gewehr, und ich setze es rasch zusammen. Hoffentlich werden Sie nie im Ernstfall damit schießen müssen.«

Castor gab ihr die Waffe. »Das hoffe ich auch«, sagte er.

Im Kriegsrat hatte entweder die Große Polly den Vorsitz oder einer der leitenden Erks A-Belinka und Jutch. Dabei gab es keine bestimmte Reihenfolge; es hing meist davon ab, wer zuerst in der Versammlung erschien und den Stuhl am oberen Ende des großen ovalen Tisches einnahm. Es war nie jemandem in den Sinn gekommen, Castor den Vorsitz zu überlassen, und daran hatte auch Castor noch nie gedacht.

Wenn man von der Tatsache absah, daß die Erks eher komisch als würdevoll waren, war es eine eindrucksvolle Szene. Der Tisch

war sehr groß, und er hatte ein glänzende Oberfläche. An jedem Platz stand eine Karaffe mit Honigbeerenwein von der besten Sorte. Oben über dem Tisch hing ein riesiges neues Porträt von Pettyman Castor. Der Künstler, ein Erk, hatte ihn in der Amtsrobe eines Richters des Obersten Bundesgerichts gemalt, aber das war in Ordnung; das war künstlerische Freiheit, und außerdem verlieh es dem zweiundzwanzigjährigen Gesicht einige Würde. Der Künstler hatte ihn auch auf subtile Weise älter dargestellt, so daß das Gesicht nicht einem zweiundzwanzigjährigen jungen Mann zu gehören schien, sondern einem um ein paar Dutzend Jahre älteren, der in der Zwischenzeit ein bewegtes Leben geführt hat.

Der Künstler hatte noch mehr getan: Er hatte den Hals ein wenig verlängert und die Arme breiter und kürzer gemalt. Es war schon ein Bild von Castor, aber es zeigte ihn, wie er ausgesehen haben könnte, wenn er einer der Lebenden Götter gewesen wäre.

Das Bild gefiel Castor überhaupt nicht. Er starrte vom unteren Tischende zu dem Porträt hinauf (er hatte darauf verzichtet, den Platz am oberen Tischende zu beanspruchen, denn natürlich konnte man nicht erwarten, daß die Erks keine Fehler machten). Aber wenn er zu der Person heranwachsen würde, die er vor sich sah, fand Castor, dann wollte er am liebsten überhaupt nicht wachsen.

Aber das ließ sich nicht ändern.

Das kann niemand ändern. Niemand ist je bereit aufzuwachsen. Niemand ist auf irgend etwas vorbereitet, aber die Zeit kommt, wo dieses irgend etwas Realität wird, und dann muß man sich damit auseinandersetzen, ob man nun darauf vorbereitet ist oder nicht.

Castors Realitäten hatten ihn jetzt eingeholt.

Weil Jutch früher gekommen war als die beiden anderen Kandidaten, saß er im Stuhl des Vorsitzenden – oder auf ihm,

denn er hockte mit seinen Hinterbeinen auf dem Stuhl, während er sich mit den vorderen Gliedmaßen auf den ovalen Tisch stützte. Die Große Polly und A-Belinka saßen rechts und links neben ihm, und auf den übrigen Plätzen saßen Jupiter und Miranda und ein halbes Dutzend Erks, die hochspezialisierte Techniker waren und über alle Einzelheiten informiert waren. Vielgesicht hätte kommen dürfen, aber er war nicht da. Der Himmel mochte wissen, wo der alte Mann sich herumtrieb. Keiner von den anderen Neuankömmlingen konnte an der Sitzung teilnehmen, entweder weil sie, wie Tsoong Delilah, dazu keine Erlaubnis hatten, oder weil sie auf dem ganzen Planeten Welt zerstreut waren, einzeln oder in so kleinen Gruppen, daß sich keine kritische Masse bilden konnte.

Der erste Punkt der Tagesordnung waren die Berichte über den Stand der Vorbereitungen. Castor schaute nur zerstreut hin, als sie auf den Schirm projiziert wurden. Die Berichte änderten sich von einem Tag auf den anderen nicht sehr, außer, daß bei jeder Besprechung erwähnt wurde, daß ein paar weitere Kampf- und Versorgungsschiffe von der Startrampe aus in eine Umlaufbahn gebracht worden waren und daß neue Reserveschiffe auf dem Boden bereitstanden. Der ganze Kriegsrat, Erks und Menschen, registrierte aufmerksam die Informationen, aber die waren eher langweilig. Mehr Spaß machten die Pläne. Die Computer hatten Daten verglichen und Strategien vorbereitet, die auf Jutchs synoptischer Version der Überlegungen des Kriegsrats basierten. Jetzt war die Arbeit getan.

Jutch schnippte mit den Fingern, und einer der rangniedrigeren Erks ging an die Schalttafel. In Sekundenschnelle projizierte er ein Bild auf den Schirm neben Castors Porträt. Das Bild zeigte das Aufklärungsschiff der Erks, das sich auf einer Umlaufbahn um die Erde befand.

»Das«, sagte Jutch, »müssen wir um jeden Preis schützen. Wenn wir zulassen, daß die Chinesen das Aufklärungsschiff beschädigen oder zerstören, werden wir erst in zweiundvierzig Jahren ein neues in die geeignete Position bringen können.«

Wieder schnippte er mit den Fingern. Jetzt war das Aufklärungsschiff in den Saturnringen verborgen, und sein violetter Spaceway erschien auf dem Bildschirm. Ein weiteres Schiff kam hindurch.

»Wir werden also das Aufklärungsschiff da verstecken, wo die Chinesen es nicht finden können«, sagte Jutch, »und unsere Streitkräfte in großer Entfernung von der Erde durch den Spaceway schicken. Das hat zwar einen erhöhten Zeitaufwand für den Transit zur Folge, aber das Aufklärungsschiff kann auf diese Weise nicht gefährdet werden.«

Er nahm mit den Zähnen einen Zeigestock auf und zeigte auf ein Schiff, das gerade aus dem Spaceway auftauchte. »Hier. Das ist unsere Vorhut. Wie Sie sehen, ist es das Raumschiff des Präsidenten in dem Zustand, in dem es hier angekommen ist – so wird es wenigstens scheinen. Es wird Erkennungssignale zeigen. Präsident Pettyman wird an Bord sein und mit den Chinesen sprechen, wenn sie sich mit ihm in Verbindung setzen. Er wird sich mit seinem Schiff der Erde nähern und die Bedenken der Chinesen zerstreuen, falls sie welche haben sollten. Und dann, ein paar Stunden später« – ein Fingerschnippen; ein neues Bild auf dem Schirm, das zeigte, wie ein Schiff nach dem anderen durch den Spaceway kam – »eine ganze Flotte von Transport- und Kampfschiffen.«

Wieder ein Fingerschnippen: Eine schematische Darstellung des Schiffs erschien auf dem Schirm. »Das Schiff der Präsidenten wird hervorragend bewaffnet sein. Die Kampfschiffe« – Fingerschnippen – »werden Waffen mit sich führen, mit denen man ganze Kontinente vernichten kann, und in den Transportschiffen sind achtzehnhundert unserer Elitesoldaten, Yankees und Erks mit tragbaren Atomwaffen. Wenn wir erst gelandet sind, werden wir natürlich unter den Real-Amerikanern weitere Leute rekrutieren, und mit der dritten Welle schicken wir Frachtschiffe mit Waffen, Material und den schönsten blauweißen Uniformen, die Sie je gesehen haben.« Er schaute irritiert zu Castor hinüber. »Was ist denn?«

»Das ist nicht die richtige Farbe«, sagte Castor. »Die Amerikaner trugen Khaki oder Olivgrün. Nur die Marine trug Blau und Weiß.«

»O Castor«, sagte Jutch ungeduldig, »warum kümmerst du dich denn um solche lächerlichen Einzelheiten? Ich habe die Farbe für die Uniformen ausgesucht. Dieselben Farben trugen auch die Lebenden Götter. Hat jemand vielleicht ein paar ernsthafte Fragen?«

Es gab keine Fragen, und Jutch wackelte zufrieden mit den Schnurrhaaren. »Dann«, erklärte er, »gibt es für uns nur noch zwei Probleme. Wir müssen die Mannschaft für die Präsidentenjacht zusammenstellen und den Invasionstermin festsetzen.«

Die Große Polly hatte länger geschwiegen, als es ihre Art war. »Ich finde«, sagte sie, »daß es genügt, wenn wir die Mannschaft erst in letzter Minute zusammenstellen.«

»Das leuchtet mir ein«, sagte A-Belinka von der anderen Seite – in Wirklichkeit brauchte er nur Zeit, sich einen wirklich guten Grund dafür einfallen zu lassen, warum er unbedingt mit von der Partie sein müsse.

»Nun«, sagte Jutch, »auf welchen Termin wollen wir uns einigen? Ich schlage vor, daß wir in genau acht Tagen angreifen.«

Die Große Polly runzelte die Stirn. »Warum denn in genau acht Tagen?« fragte sie.

»Warum nicht?« sagte der Erk. »Lassen Sie uns doch darüber abstimmen.« Und sie waren fast einstimmig dafür – die Große Polly enthielt sich aus Verärgerung der Stimme und Castor, weil er vor lauter Nachdenken nicht dazu kam, seine Stimme abzugeben. »Dann befreien wir Amerika in genau hundertzweiundneunzig Stunden – ab jetzt!« sagte Jutch triumphierend.

Einer der schlauen Erks sprang von seinem Platz zur Schalttafel, und sofort erschien auf dem Bildschirm eine digitale Anzeige:

COUNTDOWN H 191 M 59 S 30

und klick, klick wurde aus der 30 eine 29, dann 28, dann 27. Die letzten Stunden der Besetzung Amerikas durch die Chinesen liefen ab.

Niemand sprach den Präsidenten der Vereinigten Staaten an, als er von dem ovalen Tisch aufstand und in die schwüle neblige Luft hinaustrat. Er wußte, daß sich jetzt ernsthafte Fragen ergaben. Er selbst hatte sehr viele.

Aber an wen sollte er sich wenden? Jutch oder irgendeinen anderen Erk konnte er nicht fragen. Er konnte auch Vielgesicht nicht fragen, denn in dem Krieg zwischen den Yankees und den Chinesen stand er ganz eindeutig auf der Seite der Chinesen. Aus denselben Gründen konnte er auch Delilah nicht fragen, und auch nicht Miranda, denn sie stand ganz klar auf der Seite der Yankees. Es schien auf Welt kein lebendes Wesen zu geben, das in diesem Krieg, der nie geführt werden durfte, nicht auf der einen oder anderen Seite stand. An wen sollte sich also ein Neutraler wenden?

Die Bibliothek war die einzige neutrale Quelle.

Natürlich war sie eigentlich nicht neutral. Sie war von den Erks programmiert und zusammengestellt worden, und in ihr kam der Stolz der Erks auf ihre Kriegspläne und Waffensysteme zum Ausdruck. Natürlich war nicht alles von den Erks erstellt worden. Eigentlich hatten die Erks sehr wenig beigetragen. Die Lebenden Götter hatten die militärische Sektion der Bibliothek eingerichtet, und die Erks hatten wenig Eigenes hinzugefügt; ihr Beitrag bestand in den Strategien und Technologien der Feinde, mit denen sie gekämpft hatten.

Und es waren sehr viele Feinde gewesen.

Als Castor zum ersten Mal die Bibliothek aufsuchte, hatte er nur den Eindruck gehabt, daß es sehr viele Kriege gegeben hatte. Er zählte sie gar nicht erst. Entsetzt sprang er auf und rannte nach draußen, um sich in der frischen Luft von diesen Eindrücken zu erholen. (Aber es war keine frische Luft, es war

die schwüle und feuchte Luft des Planeten.) Die Räumlichkeiten, in denen die Bibliothek untergebracht war, waren nicht nur feucht und schwül. Sie stanken. Dumme Erks schliefen hier, wenn es ihnen einfiel; und wenn niemand zuschaute, was meistens der Fall war, hinterließen sie hier ihre Exkremente. Die schlaunen Erks hatten andere Bibliotheken, die ihren physischen Gegebenheiten besser angepaßt waren. In der alten Bibliothek, die Castor benutzte, waren die Bildschirme binokular, das heißt zum räumlichen Sehen ausgelegt, aber sie waren für menschliche Augen nicht sehr geeignet (noch weniger für die der Erks). Sie waren für die Augen der Lebenden Götter eingerichtet, die wie bei Vögeln an den Seiten des Kopfes lagen, statt nach vorn gerichtet zu sein. Wenn Castor diese Okulare längere Zeit benutzte, bekam er fürchterliche Kopfschmerzen.

Aber was er sah, war noch viel schmerzlicher.

Er hatte gesehen, daß es nicht weniger als neun Kriege gegeben hatte! Neun Kriege mit fremden Rassen, wobei die Kriege, in denen die Lebenden Götter sich gegenseitig vernichtet hatten, nicht mitgezählt waren. Alles waren totale Kriege! Ein Feind der Erks zu sein, kam offensichtlich dem Selbstmord gleich. Ihr Verbündeter zu sein, war nicht viel besser. Da waren diese geflügelten Kreaturen, deren Welten alle in Asche verwandelt worden waren, weil die Erks nicht rechtzeitig begriffen hatten, daß ein Angriff auf eine der streitenden Parteien eine prompte Reaktion der anderen Seite zur Folge haben würde. Da gab es das Planetensystem, auf dem wurmähnliche Wesen lebten, riesig und mit harter Haut die einen, winzig, weich und mit scharfen Fangzähnen die anderen. Sie schlängelten sich und kuschelten sich aneinander – und töteten und fraßen sich gegenseitig. Als die Erks voll Vergnügen für eine Seite Partei ergriffen und sich gegen den ›Feind‹ wandten, entdeckten sie zu spät, daß die beiden Rassen in Symbiose lebten...

Denn die Erks hatten noch nie eine ungeteilte Zivilisation vorgefunden. Immer hatte es Meinungsunterschiede gegeben,

Unterschiede in der Politik, der Religion und der Denkweise... und für die Erks bedeutete jeder Unterschied Kampf.

Und Kampf bedeutete Krieg.

Castor zwang sich dazu, stundenlang vor dem Schirm sitzen zu bleiben, sogar bis tief in die Nacht hinein. Als er hinausging, wäre er fast über ein paar dumme Erks gestolpert, die sich vor der Tür zusammengerollt hatten und beobachten wollten, was für faszinierende Dinge dieses menschliche Wesen unternehmen würde. Castor betrachtete sie und empfand dabei Entsetzen. Sie waren keine komischen Schabernack treibenden kleinen Kreaturen mehr. Sie und ihre schlaunen Artgenossen waren todbringende Ungeheuer.

Sollte es einen Krieg zwischen den Yankees und den Chinesen geben, würde dann wirklich eine der Parteien siegen? Oder würde die Hilfe der Erks nur dazu führen, daß beide Parteien verloren waren, und das bis in alle Ewigkeit?

Tsoong Delilah schlief nur unruhig in dem stickigen heißen Raum, den die Erks ihr zugeteilt hatten. Ihre Bewacher waren nicht da, und sie brauchte auch keine Bewacher. Wenn sie sich außerhalb ihres Zimmers bewegt hätte, wären ihr einige dumme Erks gefolgt, und sie hätten soviel Lärm gemacht, daß sofort ein paar schlaue Erks alarmiert worden wären. Und überhaupt, wohin hätte sie schon gehen können?

Delilahs Tage auf Welt liefen in einer Art wütenden Nebels ab. Die Tatsache, daß ihre Lenden sich nach Castor sehnten, brachte sie in Verwirrung. Die Tatsache, daß dieser Planet voller bewaffneter Irrer Han-China zu vernichten drohte, wie man eine vorbeifliegende Ente erlegt, war für sie eine Horrorvorstellung. Die Tatsache, daß sie weder für das eine noch für das andere Problem eine Lösung fand, frustrierte sie...

Und als sie träumte, daß Castor sich ohne Vorwarnung in ihr Bett eingeladen hatte, und beim Aufwachen feststellte, daß es gar kein Traum gewesen war, explodierte sie vor Wut.

»Was soll das, Junge?« rief sie und rollte sich zur Seite, als Castor zu ihr ins Bett glitt. »Was willst du hier? Haben die Yankeeswestern alle gleichzeitig ihre Tage? Willst du nun wieder bei mir dein Glück versuchen? Oder hast du nur Mitleid mit einer alten Frau?«

»Delilah«, sagte er einschmeichelnd und legte eine Hand an ihre Schulter und wenig später die andere auf eine ihrer Brüste. »Weißt du denn nicht mehr, wie gern wir miteinander geschlafen haben? Warum sollten wir es dann nicht auch jetzt tun? Es macht uns doch beiden Vergnügen.«

»Vergnügen nennst du das?« sagte sie höhnisch. Aber in Wirklichkeit nannte auch sie es ein Vergnügen, und wenn Delilah auch wütend war, so war sie doch nicht völlig von Sinnen. Als Castor sie an sich zog, wehrte sie sich nicht. Als Castor sie küßte, erwiderte sie den Kuß, und alles in allem erinnerte sie sich deutlich daran, wie schön es immer gewesen war, wenn sie sich liebten, und sie wußte jetzt wieder, daß ihre Erinnerung sie nicht getrogen hatte. Erst als sie fertig waren und Castor noch auf ihr lag, sein schlanker Körper mit ihrem verschmolzen, und sich immer noch langsam in ihr bewegte, kehrte die Wut zurück...

Und dann legte er seinen Mund an ihren Hals und küßte sie und flüsterte etwas.

»Was?« fragte Delilah laut.

»Ich sagte pssst«, flüsterte er. »Die Erks beobachten uns, ganz gleich wo wir sind. Sag nichts!«

Delilah erstarrte. Ihr Mund öffnete sich zu einer Frage, aber sanft legte er die Hand auf ihre Lippen. »Delilah«, flüsterte er, »tu bitte so, als seist du ein richtiger Yankee. Überzeuge die Yankees. Überzeuge auch die Erks. Überzeuge sie alle, auch Vielgesicht.«

Sie schaute sich im Zimmer um, aber sie sah keinen Erk, der sie beobachtete. Aber in der schön verzierten Täfelung an den Wänden konnten Mikrophone oder Kameras verborgen sein.

Warum? Das wußte sie nicht. Sie rieb ihre Wange an der Castors – wie gut sich das anfühlte – und flüsterte: »Warum?«

»Weil«, hauchte er, »sie sonst unsere ganze Welt zerstören werden. Geh in die Bibliothek und schau es dir selbst an.« Und dann wurden seine Küsse gieriger, und wieder legte er die Hände an ihre Brüste, und als er endlich ging, um sein eigenes Bett aufzusuchen, blieb sie erschöpft, aber zufrieden liegen und fragte sich, was er wohl gemeint haben mochte.

Das fragte sie sich immer wieder. Und als das herrliche Gefühl der Entspannung wich, fragte sie sich, ob er nur in ihr Bett gekommen war, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern.

Als Delilah sich in der Bibliothek die Aufzeichnungen angesehen hatte, ging sie in ihr Zimmer zurück und setzte sich zwischen die seltsam riechenden Blumen, mit denen die Erks ihre Gästeräume dekorierten. Bald darauf ging sie wieder ins Bett. Am liebsten hätte sie sich nicht nur ins Bett zurückgezogen, sondern wäre in den Uterus zurückgekehrt oder wäre gar ganz aus dem Leben geschieden, denn zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Delilah nackte Angst. Hier ging es nicht nur um einen Verbrecher, der vielleicht die Renmin-Polizei überlisten und Gewalttaten begehen könnte. Es ging auch nicht um etwas so Triviales und Persönliches wie die Untreue eines jungen Liebhabers mit seiner angeborenen Flatterhaftigkeit. Hier ging es um ein so gewaltiges und schreckenerregendes Ereignis, daß sie gar nicht darüber nachdenken mochte.

Wenn die Informationen aus der Bibliothek verlässlich waren, dann sah es so aus, als würden die Erks alles vernichten, was Delilah lieb und teuer war. Und sie sah keine Möglichkeit, die Erks davon abzuhalten.

Nachdem sie längere Zeit wach im Bett gelegen und dabei versucht hatte, nichts zu sehen und nichts zu empfinden, fing sie an zu denken. Die erste lähmende Angst hatte sich ein wenig gelegt.

Es mußte irgend etwas geben, was sie tun konnte. Sie war sich klar darüber, daß sie nur geringe Chancen hatte, aber das sollte Inspektorin Tsoong Delilah nicht davon abhalten, einen Versuch zu machen! Sie lag mit offenen Augen da und starrte gegen die Decke, die wahrscheinlich zurückstarrte, und sie begann zu planen.

Zuerst mußte sie natürlich das tun, was Castor ihr geraten hatte. Sie mußte so tun, als sei sie ein fanatischerer Yankee als die Yankees selbst. Sie mußte Vertrauen erwerben, und das in sehr kurzer Zeit.

Um dieses Vertrauen zu schaffen, mußte sie unglücklicherweise etwas tun, was ihr aus tiefster Seele zuwider war.

Sobald sie konnte, ging Tsoong Delilah zum Hangar, in dem die Krieger ihre Künste übten, ging zu Feng Miranda und sagte: »Sie haben recht. Wir müssen für die Befreiung Amerikas kämpfen. Ich bin ausgebildete Pilotin und Offizier der Streitkräfte. Ich stehe zu Diensten, Miranda. Lassen Sie mich Ihnen helfen.«

Sie sah natürlich sofort, daß Miranda rasch zu Castor hinüberschaute, und sie sah auch den herablassenden Blick, mit dem sie selbst bedacht wurde. Aber das hatte sie erwartet, und sie war entschlossen, es zu ignorieren. Natürlich konnte sie das nicht ignorieren, aber sie akzeptierte es. Der Vorteil lag ganz auf Delilahs Seite. Sie wußte, was Miranda dachte, wenn dieses Wissen ihr auch mißfiel. Aber Miranda wußte nicht, was Delilah dachte – und würde es auch nie wissen dürfen. Schon gar nicht durfte sie erfahren, daß der Anspruch »Wir müssen für die Befreiung Amerikas kämpfen« nur Teil einer viel wichtigeren Erklärung war: »Wir müssen für die Befreiung Amerikas und der übrigen Erde von den Erks kämpfen.«

Wenn Castor in ihr Bett kommen und ihr Geheimnisse zuflüstern konnte, dann konnte Delilah dieselbe Taktik anwenden. Was sie als nächstes beschloß, war so grotesk, daß sie auf dem Weg zu Vielgesichts Unterkunft die ganze Zeit lächeln mußte. »Alter Mann«, sagte sie grob und zärtlich zugleich, als sie bei ihm angekommen war, »ich bin geil. Sind Sie noch in der Lage, den Geschlechtsverkehr auszuüben?«

Das zerknitterte Gesicht in der Mitte des riesigen Kopfes wandte sich ihr zu. »Natürlich bin ich das«, sagte er gereizt. »Verstehen Sie denn nichts von Medizin? Physisch bin ich zu allem in der Lage, nur...«

»Nur«, beendete sie den Satz für ihn – und sie war selbst erstaunt, daß ihre Stimme jetzt nicht mehr grob sondern nur noch zärtlich klang –, »Sie sind ein Freak, und deshalb ist es Ihnen peinlich, wenn eine Frau mit Ihnen schlafen will. Nun, dies ist eine andere Welt, Vielgesicht. Es gibt hier nur wenige Männer. Randständige wie Sie werden hier automatisch aufgewertet. Sie

erscheinen mir sehr attraktiv, Sie lieber alter Kürbiskopf, und es würde mir sehr gefallen, wenn wir uns gemeinsam an irgendeinen verschwiegenen Ort irgendwo in der Nähe der Stadt zurückziehen und ein bißchen Spaß miteinander haben könnten.«

Und zu ihrer Überraschung war Vielgesicht ein sehr zärtlicher und gleichzeitig temperamentvoller Liebhaber, und als sie den sie beobachtenden Erks erklärt hatten, daß menschliche Wesen von der Erde bei der Kopulation ungestört sein müssen, und als die nachsichtigen schlaun Erks die dummen Erks davongejagt hatten, stellte Delilah fest, daß Sex als Pflichtübung fast genauso befriedigend sein konnte wie Sex aus hygienischen Gründen und sehr viel angenehmer als Sex mit einem gleichgültigen, ja, widerwilligen und unzuverlässigen Liebhaber.

Und dann lagen sie unter den breiten Orangenranken, die als Schmarotzerpflanzen in der Baumgruppe wuchsen, in deren Schatten sie sich niedergelassen hatten, und sie flüsterte Vielgesicht ins Ohr: »Ich habe das historische Material in der Bibliothek gesehen und weiß, was geschehen wird, wenn es zum Krieg kommt.«

Vielgesicht lag neben ihr und hatte ihr das Gesicht zugewandt, aber er hielt die Augen geschlossen. Dann öffnete er sie langsam und schaute ihr in die Augen. Er schwieg eine Weile, aber als er sprach, schwang Enttäuschung in seiner Stimme mit. »Ah, jetzt verstehe ich. Ich habe mich schon gefragt, warum Sie dies getan haben.« Sie wollte antworten – lügen, aus Verlegenheit, um sich zu entschuldigen –, aber das ließ er nicht zu. »Bitte, flüstern Sie so leise Sie können. Nein, es spielt keine Rolle, warum Sie es getan haben.« In seinen freundlichen Augen lag viel Verständnis. Aber dann wurde sein Blick plötzlich stahlhart. »Wir müssen folgendes tun«, sagte er, »wir müssen diese Leute davon überzeugen, daß wir auf ihrer Seite sind. Wir müssen ihr Vertrauen gewinnen.«

»Ja«, sagte Delilah und bewegte sich leicht. Diese Bewegung führte dazu, daß Vielgesicht die Hand von ihrer Hüfte nahm, und sie wünschte plötzlich, er hätte sie nicht weggezogen. »Und was

dann?« fragte sie. »Für den Fall, daß es uns gelingt, ihr Vertrauen zu gewinnen?«

»Auch dann können wir kaum hoffen, daß wir diesen Krieg verhindern können«, sagte Vielgesicht nüchtern. »Aber uns bleibt keine Wahl; wir müssen es wenigstens versuchen!«

Ihre gemeinsame Aufgabe erschien fast undurchführbar, aber sie hatten einen Vorteil: Die Erks hatten zwar enorme Kriegserfahrungen, aber diese Erfahrungen waren unvollständig. »Krieg« war für die Erks wirklicher Kampf. Er bedeutete die Zerstörung von Städten, das Töten von Feinden, ja, die Zerstörung ganzer Planeten. Etwas anderes bedeutete der Krieg für sie nicht. Spionage oder andere schmutzige Tricks hatten sie nicht in ihrem Repertoire. Die Lebenden Götter, falls sie die Kunst der Spionage und des Verrats überhaupt beherrschten, hatten sie jedenfalls nicht an die Erks weitergegeben. Und deshalb war es für Delilah und Vielgesicht kein Problem, das zu tun, was sie tun wollten. Ohne zu fragen, nahm Jutch Vielgesicht in die Planungssektion auf, und A-Belinka ließ Delilah zur Ausbildung an den Waffen zu. Er hatte an ihr sogar seine Freude, denn sie wurde seine beste Schülerin.

Es gab viel zu lernen! Die Erks hatten Waffensysteme, die Delilah sich nicht einmal hätte vorstellen können. Nicht nur Raketen, Laser, Strahlenwaffen, Artillerie, Handfeuerwaffen – das Ganze war mehr als die Summe der einzelnen Waffen, es war das System, in dem jede Waffe ihre besondere Rolle spielte. Während einer Zeitspanne von achttausend Jahren hatten sich die Erks die militärische Technologie von neun verschiedenen Zivilisationen zu eigen gemacht. Natürlich war vieles davon für die Befreiung Amerikas nicht zu gebrauchen. Die Sonarwaffen zum Beispiel, die bei den Arachniden, von denen sie erfunden worden waren, solche verheerende Wirkung gezeigt hatten, hätten einem Menschen allenfalls Kopfschmerzen verursacht.

Aber fast alles andere in ihren Arsenalen war fürchterlich.

Delilah gestattete es sich nicht, entsetzt zu sein. Waffen waren Waffen. Was ihre Fähigkeiten betraf, empfand sie den Stolz des Könners. Sie war sehr befriedigt, denn sie hatte bei Null angefangen und war nach kurzer Zeit besser als jeder Erk, jeder Yankee und jeder Real-Amerikaner. Nur Miranda war genauso gut wie sie. Delilah war wirklich ein Naturtalent. Es ging nicht nur darum, beim Beschuß von feindlichen Zielen die Abweichungen zu berechnen. Es ging um etwas viel Primitiveres und Tödlicheres. Selbst auf dem Übungsgelände der Erks, wo die Ziele manchmal von den Han-Chinesen konstruierte Raketen waren, und manchmal auch die schlanken Raumschiffe der Lebenden Götter, gelegentlich auch kugelförmige Fluggeräte oder Polygone, kurz, Raumschiffe der verschiedenen Rassen, denen die Erks ›geholfen‹ hatten – auf diesem Übungsgelände, selbst wenn Ionen-Strahlen oder EMP-Granaten oder Raketen eingesetzt wurden – selbst dort machte nur eines den Unterschied zwischen dem talentierten Artilleristen und dem Meister aus: der Wille zu zerstören.

Und den hatte Delilah.

Es ärgerte Delilah, daß sie Miranda auch dann nicht übertreffen konnte, wenn es darum ging, etwas zu zerstören, aber sie empfand heimliche Freude, wenn sie sah, daß Castor auf diesem Gebiet keiner der Frauen gewachsen war. Seine besonderen Fähigkeiten lagen auf einem anderen Gebiet. Zu Delilahs Überraschung war der Junge als Pilot ein Naturtalent. Er durfte zuerst nur kleine Beobachtungsschiffe fliegen, und das auch nur in der feuchten Atmosphäre von Welt. Später erlaubte man ihm, Mini-Raumschiffe auf eine Umlaufbahn zu bringen, die eigentlich nichts anderes waren als ein telemetrisches System auf einem Treibstofftank. Aber er war begabt. Seine vielen vor dem Bildschirm verbrachten Stunden hatten ihm das gebracht, was auch einem Naturtalent nicht ohne weiteres zufällt: Er konnte Navigationssignale lesen, eine vorgeschlagene Lösung für eine Kursänderung verifizieren und jedes Manöver so glatt und sicher ausführen wie Delilah, die doch eine langjährige Erfahrung hinter sich hatte. Und dann gaben sie ihm ein Auge! Ein richtiges, für das Erdensystem geeignetes Spionageschiff, das durch den

Spaceway auf eine erdnahe Umlaufbahn geschickt wurde, um die Han-Chinesen und ihre Aktivitäten zu beobachten. Sein kühnster Traum war damit erfüllt! Er hatte ein eigenes Raumschiff! Er konnte es steuern, wohin er wollte! Das begeisterte ihn so sehr, daß sich auch Delilah wieder für ihn begeisterte, und eines Tages, als das Piloten-Training vorbei war, ging sie durch das Tor des Hangars ihm nach auf den Asphalt hinaus. »Komm zurück, Junge«, rief sie freundlich, »ich werde dir schon nichts tun.«

Er dreht sich um und wurde rot, als er sie sah. »O Delilah«, sagte er. »Ich dachte... ich dachte gerade...«

»Ja? Was hast du denn gedacht? Hast du gedacht, ich würde dir vor den Augen unserer kleinen Freunde die Kleider vom Leib reißen?« Denn natürlich wurden sie wie gewöhnlich von einer ganzen Meute dummer Erks begleitet.

»O ja, wenn die alte Frau etwas vorhat, dann tust du ihr natürlich den Gefallen«, sagte Delilah und hörte sich selbst zu, aber was sie sagte, gefiel ihr nicht. Das liegt nur an dieser verdammten Miranda, dachte sie. Miranda hatte sie eifersüchtig gemacht. Dabei hatte sie gar keine Lust, eifersüchtig zu sein. Sie wollte nur eine ganz normale sexuelle Beziehung zu dem jungen Mann und ihn daran hindern, sich an alberne junge Frauen oder an geile Yankee-Weiber zu verschwenden... Sie hörte sich denken, aber ihre Gedanken gefielen ihr nicht. »Castor«, sagte sie so demütig wie Tsoong Delilah sich überhaupt verhalten konnte, »ich wollte nur einmal mit dir reden.«

Er schaute sie prüfend an. In ihrem Gesicht konnte er keine Regung erkennen, aber er sagte: »Aber gern, Delilah.« Dann grinste er. »Ich wollte gerade den Kindern beim Spielen zuschauen. Möchtest du nicht mitkommen?«

»Wohin mitkommen?« fragte sie und schaute sich um. Auf dieser Seite des asphaltierten Feldes lag nur das Yankee-Nest, und das hatte sie schon oft gesehen. Zu oft, denn die Feindseligkeit, die diese Amazonen ihr gegenüber an den Tag gelegt hatten, war sehr unangenehm gewesen.

»Das wirst du schon sehen«, sagte er, und das sah sie dann auch.

Es war das Nest. Es war die Schule außerhalb des Nests. Es waren die Mädchen zwischen drei und zehn Jahren, die hier Eroberer spielten. Sie gingen in den Klassenraum, und die Lehrerschwestern strahlten Castor an, während sie Delilah mißtrauische Blicke zuwarfen. Dann hielten sie warnend den Finger an den Mund. Die Kinder saßen vor einem Prismenschirm, auf dem Kriegsspiele abliefen. Auf dem Schirm lieferten sich Modelle eine Schlacht – Delilah hielt sie zuerst für Modelle, bis sie entsetzt erkannte, daß der Film die Wirklichkeit zeigte. Es waren riesige Schiffe, die einen ganzen Planeten zerstören konnten. Es war eine ganze Flotte, die über den Schirm auf einen violettbraunen Planeten zuglitt. Eine Flotte von Verteidigungsschiffen trat ihnen entgegen und zerstörte ein paar von ihnen. Einige Verteidigungsschiffe rammten auf selbstmörderische Weise ihre Gegner, aber die übrigen Angreifer kamen durch, und der Planet wurde zerstört.

Delilah rannte nach draußen, denn beim Anblick dieses alten und nun schon lange zerstörten Planeten mußte sie an das Schicksal denken, das möglicherweise der Erde bevorstand.

Nach einer Weile verließ auch Castor gefolgt von plappernden Kindern den Klassenraum, und natürlich waren wieder dumme Erks dabei. Aber diesmal waren sie zu einem bestimmten Zweck gekommen. »Und nun?« fragte Delilah, und Castor schaute sie zärtlich aber ein wenig nachsichtig an.

»Nun spielen sie ihr Spiel«, sagte er. »Schau nur zu.«

Die Mädchen kannten das Spiel schon und die Erks auch. Die Lehrerschwestern brauchten kaum Anweisungen zu geben, als die Erks und die Mädchen zu einer Reihe von Spielzeugwagen gingen, die neben einem moosdurchwachsenen Rasen standen. Jeder Wagen hatte einen dummen Erk als Fahrer, und als die Erks auf die Sitze gehüpft waren und die Wagen eine ordentliche Formation eingenommen hatten, begann das Spiel. Jede Schülerin der Schule hatte ihren eigenen Wagen und ihren

eigenen Fahrer. Die Erks waren (wie auf der Erde die Hunde) darauf dressiert, auf die Zurufe ihrer Herrinnen zu reagieren... Und nun begann das Spiel wirklich. Formationsweise und in Einzelattacken griffen sie sich gegenseitig an, und unter lautem Geschrei rammten die gegnerischen Fahrzeuge einander. Die Mädchen schrien Befehle, und die Erks führten sie aus, und immer wieder krachte es. Die Kinder hatten viel Spaß.

Auch Castor hatte seinen Spaß daran, wie Delilah erkannte. Die Erks fuhren die in leuchtenden Farben gestrichenen Spielzeug-tanks und die Kanonen auf Selbstfahrlafetten; die Mädchen kommandierten die Erks. Aber Castor ernannte sich selbst zum General. Zum General beider Parteien. »Laßt den rechten Flügel vorrücken!« befahl er. »Auf den Angriff in der Mitte achten! Und jetzt durchbrechen!« Eine Kanone knallte, und ein Erk sprang aus seinem Fahrzeug. Er zirpte und quiekte, als er vom Schlachtfeld rannte. Purpurfarbene Flüssigkeit aus der Spielzeugkanone tropfte hinter ihm auf den Boden. Castor grinste Delilah an. »Ist das nicht ein schönes Spiel?« fragte er. »Solche Spiele hatten wir in der Schule nie.«

»Wir auch nicht«, sagte Delilah, aber sie lachte nicht. Ihr gefiel das Spiel genauso wenig wie der Video-Krieg im Klassenzimmer.

Die Amazonenkriegerinnen, sechs und zehn Jahre alt, wurden weggetragen, und fingen an, mit Blumenstielen aufeinander einzuschlagen, bis die Älteren Schwestern lachend die Ordnung wiederherstellten und der Kampf weiterging. Die Mannschaft mit den Erks gewann natürlich den Krieg. Die Erks gewannen immer. Und auf dem Rückweg schaute Castor sich flüchtig um, blieb stehen und küßte Delilah. »Ich möchte diesen Krieg nicht mit richtigen Kanonen führen«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Verstehst du das?«

»Ja, das verstehe ich sehr gut«, sagte sie und wünschte, daß er sie noch mal küssen möge.

Das tat er auch. Dann flüsterte er. »Wir mögen zwar nicht in der Lage sein, den Krieg zu verhindern, aber wir müssen es unbedingt versuchen.« Delilah zitterte, aber daran war nicht der

Kuß schuld. Castor hatte fast dasselbe gesagt wie Vielgesicht, und wahrscheinlich hatten sie beide recht.

»Ich traue ihnen nicht«, fauchte Feng Miranda und stieß wütend Jupiters Hand weg, die er auf ihren Arm gelegt hatte. Er seufzte. Wie unglaublich eigensinnig diese Schwester von der Erde war! Es war seltsam, daß dieses eigenartige und unangenehme Desinteresse an Kopulation, das sie an den Tag legte, sie für ihn nur noch attraktiver machte.

»Welchen Schaden können sie denn schon anrichten?« fragte er sachlich.

»Das kann man nie wissen!« Wütend schaute sie zum vorderen Ende des Raums hinüber, in dem der Kriegsrat tagte. Dort vorn saßen Castor, Tsoong Delilah und ein paar Erks und unterhielten sich angeregt. »Trauen Sie ihnen denn?« fragte Miranda.

Jupiter war schockiert. »Was? Ich sollte meinem eigenen Präsidenten nicht trauen?«

»Das ist doch eine Farce, Jupiter! Und es ist gar nicht mal so sehr er. Es ist Tsoong, dieses alte Miststück. Sie ist durch und durch eine Han-Chinesin.«

Wie in Gedanken und sehr leicht legte er seine Hand auf den unteren Teil ihres Rückens. Sie schien es nicht zu bemerken. »Sie haben uns doch selbst gesagt, daß diese Frau uns ihre Dienste angeboten hat«, sagte er.

»Dann habe ich eben einen Fehler gemacht«, sagte Miranda.

»Ich weiß nicht, wie Sie darauf kommen. Warum sollte sie lügen?«

»Oh, Sie Narr«, zischte sie und entzog sich seiner Hand, die sie schließlich doch bemerkt hatte. Dann schaute sie wütend zu Castor hinüber, der genauso beiläufig die Hand um Tsoong Delilahs Hüfte gelegt hatte. »Nun ja«, sagte sie, »in einer Hinsicht haben Sie wahrscheinlich recht. Sie können keinen Schaden anrichten. Kommen Sie«, sagte sie dann, nahm seine Hand und zog ihn an den Tisch. »Wir können uns doch setzen und abwarten.«

Jupiter fühlte sich schon sehr viel besser und ließ sich von ihr zu einem Platz an der Mitte des Tisches führen. Er ließ ihre Hand nicht los, und sie ließ es sich gefallen. Was für eine seltsame Frau, dachte er, aber sicherlich eine, bei der es sich lohnt, ein wenig Geduld zu haben. Diese sonderbare fahle Gesichtsfarbe war eigentlich nicht unattraktiv. Inzwischen fand Jupiter, daß sie ganz gut aussah. Auch die winzige Nase und die schwarzen Augen gefielen ihm. Und ihre Größe? Jupiter hatte fast noch nie mit einer Frau kopuliert, die kleiner als 180 Zentimeter war. Miranda war winzig, höchstens 150 Zentimeter groß; wie interessant würde es für ihn sein, eine Bettgenossin zu haben, die er mit Leichtigkeit anheben konnte und die leicht wie eine Feder auf seinem Bauch liegen würde, wenn sie eine solche Stellung wählten, und die er unter sich fast erdrücken könnte. Er hörte, daß Miranda, die neben ihm saß, zu lachen begann. Er schaute nach unten und merkte, daß seine Gedanken seinem Körper anzusehen waren. Aber ihr Lachen war nicht unfreundlich. Er grinste sie an und konzentrierte sich auf das, was im Kriegsrat vor sich ging. Dabei fühlte er sich sehr gut, und er hatte sogar das angenehme Gefühl, sich auf etwas freuen zu dürfen. Für diese letzte Sitzung hatten die Große Polly und die Erks den Vorsitz dem rechtmäßigen Präsidenten überlassen. Castor stand auf und klopfte leise mit einem Gegenstand auf den Tisch, der einem Hammer am ähnlichsten war – mit einer Art Rührlöffel aus einer der Küchen – und sagte: »Wie Sie alle wissen, stehen wir kurz vor der Invasion. Gleich am Anfang möchte ich mich bei Gouverneurin Polly und ihrer hervorragenden Verwaltung bedanken. Ich danke auch den Männern, den Mutterschwestern und den Älteren Schwestern und vor allem unseren Gastgebern, den Erks. Ohne alle diese hätten wir diesen glücklichen Tag nie erlebt.« Der ganze Kriegsrat applaudierte sich selbst, als Castor sich strahlend in der Runde umschaute.

»Wir müssen jetzt nur noch die endgültige Entscheidung hinsichtlich des Personals treffen. Wer soll der Gruppe angehören, die zusammen mit mir als erste auf meiner Jacht durch den Spaceway geht? Ich habe gründlich darüber nachgedacht und dieses Problem mit vielen von Ihnen diskutiert. Ich denke, wir

sind uns darüber einig, auf welcher Basis diese Entscheidung gefällt werden muß.« Die Mitglieder des Kriegsrats nickten – jedenfalls soweit sie Menschen waren –, während sie darauf warteten zu erfahren, worin denn diese Basis bestand. Castor ließ sie nicht lange warten. »Von größter Wichtigkeit ist es natürlich, daß wir bei den Han-Chinesen kein Mißtrauen erwecken, finden Sie das nicht auch?« Das fand der Rat auch. Die Menschen am Tisch nickten, während die Erks zustimmend mit den Schnurrhaaren zuckten.

»Um das zu erreichen«, fuhr Castor fort, »muß die Besatzung meiner Jacht aus Leuten bestehen, die sie kennen und denen sie trauen. Zu diesen Leuten gehöre ich natürlich selbst. Und Miranda natürlich – wir haben keine bessere Patriotin, und außerdem sieht sie chinesisch aus. Zudem hat sie sich ein Anrecht darauf erworben, im ersten Schiff mitzufliegen.«

»Natürlich«, riefen einige Mitglieder der Kriegsrats.

»Das wäre also geklärt«, sagte Castor. »Wer sonst? Ich denke«, fuhr er fort, »daß Vielgesicht zur Besatzung gehören sollte. Ich für meinen Teil akzeptiere seine Loyalitätserklärung. Im übrigen ist er zu alt und schwach, als daß er Schaden anrichten könnte.« Delilah sah den finsternen Blick, den der alte Mann Castor zuwarf, und mußte innerlich lachen. Castor lieferte eine ausgezeichnete Vorstellung. »Ich hatte schon daran gedacht, Tchai Howard oder einige Männer der Einsatzgruppe mitzunehmen. Aber sie sind ausgebildete Kämpfer. Das wäre gefährlich. Sie könnten versuchen, irgendwie das Schiff zu übernehmen, und vielleicht würde ihnen das gelingen. Das wäre also zu riskant – aber natürlich ist nicht das, was ich denke, wichtig, sondern das, was der Rat beschließt. Äußern Sie sich bitte! Jeder soll sich dazu äußern!« Und alle, die um den großen ovalen Tisch herumsaßen, äußerten sich, einer nach dem anderen. Alle waren dafür, daß zwar Vielgesicht in der ersten Welle mitfliegen sollte, nicht aber Tchai und die Männer der Einsatzgruppe. Der Antrag wurde einstimmig gebilligt.

Castor lehnte sich zurück. »Darf ich Ihnen sagen«, erkundigte er sich dankbar, »daß ich es sehr zu würdigen weiß, daß Sie

dieses Problem schnell gelöst haben? Jetzt wäre noch eine weitere Entscheidung zu treffen.« Traurig nickte er Tsoong Delilah zu. Sie schaute ihn an, aber sie mied die Blicke der übrigen Ratsmitglieder. Sie merkte, daß sie errötete. »Inspektorin Tsoong«, fuhr Castor fort, »wäre an Bord natürlich sehr willkommen, wenn es darum geht, die Han-Chinesen zu täuschen. Da sie Inspektorin der Renmin-Polizei ist, würden sie ihr bestimmt trauen. Aber aus demselben Grund können wir ihr nicht trauen. Es ist ein wahres Dilemma.« Er zuckte humorvoll die Achseln, um die Hoffnungslosigkeit der Situation anzudeuten. »Deshalb meine ich« fuhr er fort, »daß wir uns klug verhalten sollten. Wir lassen sie auf Welt zurück. Hier kann sie uns in keiner Weise gefährlich werden. Gewiß, es könnte den Erfolg unserer Mission gefährden, aber ich sehe keinen Ausweg...« Er ließ eine Pause eintreten, denn ihm war ein Gedanke gekommen. »Es sei denn« – er zögerte – »es sei denn, wir könnten sie mitnehmen und sie dennoch irgendwie daran hindern, uns Schaden zuzufügen...«

Und der ganze Tisch geriet in helle Aufregung. Der erste, der sich zu Wort meldete, war A-Belinka. »Fesselt sie doch einfach!« rief er, und alle am Tisch äußerten Zustimmung, nicht nur die Menschen sondern auch die Erks.

Castor lächelte erstaunt. »Eine perfekte Lösung!« rief er aus. »Genau das werden wir tun! Und jetzt sind wir bereit – der Krieg kann beginnen!«

Der Rat tobte vor Begeisterung. Selbst Tsoong Delilah klatschte mit – eine Zynikerin zwar, aber doch tief beeindruckt von einem höchst gelungenen Auftritt. Auch Jupiter, der am Eingang stand, war beeindruckt, wie Delilah erkannte. Er durfte an den Sitzungen des Kriegsrats nicht teilnehmen. Er war nur deshalb hier, weil er Feng Mirandas Bewacher war. Es war schon lange her, daß die Erks und die Yankees es für nötig hielten, Miranda bewachen zu lassen. Die Tatsache, daß Jupiter immer noch hier war, zeigte erneut, wie ungeschickt und nachlässig diese Kreaturen ihren Aktivitäten nachgingen...

Ihren *tödlichen* Aktivitäten. Delilah liefen Schauer über den Rücken. Es war so leicht, diese seltsamen Wesen komisch zu finden und dabei zu vergessen, wie gefährlich sie in Wirklichkeit waren.

Sie wandte sich Castor zu und ersparte ihm eine längere Diskussion mit Polly, die ihm in den letzten Tagen immer wieder erklärt hatte, daß auch eine Schwester der Zweiten Generation sich nicht für zu alt hielt, an einem fremden Mann interessiert zu sein, besonders, wenn es sich bei diesem Mann um ihren Präsidenten handelte. Delilah hätte gern gewußt worüber sich Jupiter so intensiv mit Miranda unterhielt. Wahrscheinlich ging es um Sex. Diese seltsamen Rebellen, denken wohl kaum jemals an etwas anderes, dachte sie. Der junge Mann muß doch ein Narr sein, dachte Delilah, daß ei an diesem verrückten Mädchen interessiert ist. Aber da: waren nicht ihre Probleme. In ein paar Tagen würde er aus ihrem Leben verschwunden sein, zusammen mit diesem ganzen Planeten und seinen launischen, dummen, lächerlichen und gefährlichen Bewohnern.

Das glaubte Delilah wenigstens in diesem Augenblick.

»Sie sind ein Narr!« schrie Miranda Jupiter an. »Sie merken nicht einmal, daß Castor ein Verräter ist!«

Jupiter stöhnte. »Fangen Sie schon wieder an? Kommen Sie, Miranda. Wir wollen uns den letzten Start vor der Invasion ansehen. Da hinten, gleich neben dem Startplatz steht eine Baumgruppe, und da sind auch hübsche Blumen...« Und er wußte wirklich, daß da hübsche Blumen wuchsen und daß da Rasen war, auf dem man weich liegen konnte, aber sie war zu wütend, als daß er sie jetzt hätte verführen können. »Was hat Castor denn falsch gemacht?« fragte er. »Er hat doch über alles abstimmen lassen, oder etwa nicht? Sogar die Große Polly und die Erks haben zugestimmt. Das wissen Sie doch.«

»Sie sind ein Narr!« fuhr sie auf.

»Sie wiederholen sich«, sagte er wütend. »Wenn Sie die Sache für so ernst halten, warum haben Sie denn nicht während der Sitzung darüber gesprochen?«

»Damit alle merken, daß ich Verdacht geschöpft habe?«

Er sah sie erstaunt an; Raffinessen und Intrigen waren ihm fremd. »Nun, wenigstens,... äh... wenigstens hätten Sie es *irgendwem* sagen müssen.«

»Ich sage es doch Ihnen. Aber Sie hören ja nicht einmal zu!«

»Ich verpasse den Start«, protestierte er gekränkt – sie war wirklich unfair; natürlich hatte er zugehört, wenn sie auch nur dummes Zeug geredet hatte.

Die winzige Frau schaute ihn so böse an, daß Jupiter unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Dann benutzte sie wieder einen dieser seltsamen Ausdrücke für kopulieren, den die Real-Amerikaner im abträglichen Sinn zu verwenden schienen. »Sehen Sie sich Ihren Start an!« fauchte sie und gab ihm sogar einen Stoß.

Jupiter war empört. »Gut«, sagte er würdevoll. »Wenn Sie sicher sind...«

»Ich bin sicher.«

»Das mag ja alles stimmen, nur...«

»Ach, gehen Sie doch endlich«, rief sie. »Ich könnte genauso gut mit den Erks reden wie mit Ihnen. Ich werde sogar...« Sie zögerte und schaute nach vorn, wo die große Polly gerade Papiere in ihre Schultertasche stopfte, während A-Belinka und Jutch auf sie einredeten. Sie wandte sich wieder an Jupiter. »Gehen Sie und sehen Sie sich den Start an«, befahl sie, und wenn das auch nicht mehr unfreundlich klang, so klang es doch auch nicht besonders freundlich und schon gar nicht verliebt.

Jupiter piffte seinen Transportvogel heran und stieg ein. Er war ziemlich verwirrt, aber noch mehr war er verärgert. Was für eine seltsame Frau! An der mit Moos bewachsenen Kante eines Entwässerungsgrabens sah er zwei Schwestern sitzen, und fast hätte er Flash zu ihnen hinübergelenkt – warum eigentlich nicht? Schließlich muß man hin und wieder kopulieren. Aber ihm war die Lust vergangen. Er flog die kurze Strecke zum Rand des Landeplatzes hinüber und vergewisserte sich, daß der Start noch nicht erfolgt war.

Er war noch nicht erfolgt, wie Jupiter mit einiger Befriedigung feststellen konnte. Jupiter war von der Raumfahrt fast genauso begeistert wie sein Präsident und war außerdem besonders an Technologie interessiert. Die Startrampe hatte, wie er wußte, eine interessante Geschichte. Sie war keine Hinterlassenschaft der Lebenden Götter. Die Götter hatten ihre Raumschiffe auch nicht anders starten können als die Menschen, nämlich mit Lärm und Feuer. Das war die herkömmliche Art, die Schwerkraft zu überwinden.

Es war allerdings nicht die beste Methode. In dieser Hinsicht wie auch auf verschiedenen anderen Gebieten hatten die Erks mehr gelernt als ihre Götter je wußten. Der Krieg zwischen den hüpfenden Krustentieren auf einem System, das in fünfundachtzig Lichtjahren Entfernung einen F4-Stern umkreiste, war für die Krustentiere nicht gut ausgegangen. Neben anderer Beute hatte

er den Erks aber ein magnetisches Startsystem für Raumschiffe eingetragen, ein System, das seine gesamte mechanische Energie darauf verwendete, die Schiffe in eine Umlaufbahn zu katapultieren. Dieses System verursachte fast keinen Lärm. (»Lärm« ist Energie, die man darauf verschwendet, um die Luft zu erschüttern.) Die Krustentiere hatten ihre Aufgabe besser gelöst als die Lebenden Götter, wenn ihre Technologie auch auf anderen Gebieten nicht so gut war; wie schon die Tatsache bewies, daß keines der Krustentiere überlebt hatte.

Jupe stieg aus dem Beutel seines Transporttieres, um den Start zu beobachten. Das Schiff, das auf eine Umlaufbahn gebracht werden sollte, war keine Attrappe, denn es war mit Treibstoff und mit Vorräten für die wartende Flotte beladen; aber es entsprach in Größe, Masse und Form der Präsidentenjacht. Es war ein Probestart, bei dem man sich vergewissern wollte, daß bei dem Start Castors und seiner Mannschaft nichts schief gehen würde. Von seinem Platz unter einem Baum konnte Jupiter den Start gut beobachten, während Flash gelangweilt einige frische Triebe fraß. Die Kontrollbühne für die Startrampe lag anderthalb Kilometer von dem Baum entfernt, unter dem Jupiter stand. Aus dieser Entfernung sahen die Techniker der Erks, die sich um ihre Instrumente kümmerten, winzig und unbedeutend aus, und doch waren sie es, die diese ganze Technik bewältigten. Was mit der riesigen Startrampe vor sich ging, bestimmten allein diese winzigen Gestalten auf der Kontrollbühne. Ein paar Befehle wurden eingegeben, und die Greifer hoben das Schiff in die Startposition über den glatten Kabeln aus einer magnetischen Legierung. Ein paar weitere Befehle, und die Greifer lösten sich, nachdem sie das Schiff auf die Kabel selbst gesetzt hatten. Dabei berührte das Fahrzeug die Kabel nicht direkt, sondern wurde von Magneten in der korrekten Startposition gehalten. Dann rasten die Kabel unter dem Schiff weg, aber die Kabel registrierten das Fahrzeug, und das Fahrzeug den Zug. Belastungsmesser auf der Bühne zeigten an, daß die Kabel wegen des zusätzlichen Gewichts drei Prozent mehr leisteten, und Beschleunigungsmesser im Schiff selbst zeigten an, daß es sich bewegte.

Jupiter brauchte keine Telemetrie, um zu erkennen, daß das Schiff sich bewegte. Er war traurig, als er beobachtete, wie ein für den Krieg bestimmtes richtiges Kampfschiff (wenn auch kein besonders wichtiges) tatsächlich startete, und er fühlte sich wie ein Kind in einem der von Erks gesteuerten Spielzeugautos. Gewiß, er hatte sein eigenes Kommando und seinen eigenen Auftrag, fünfzig schwerbewaffnete Erks, mit denen er in der dritten Welle in der Gegend von Kweilung landen sollte. In der dritten Welle! Bis dahin würde der Krieg längst vorbei sein!

Deshalb hatte er Tränen der Wut in den Augen, als er sah, wie sich das Schiff aus den Greifern löste und immer schneller die Spur entlangraste.

Dann war es frei.

Die Instrumente auf der Kontrollbühne registrierten den erfolgten Start. Das Schiff raste in den Himmel und war in wenigen Sekunden verschwunden. Ein donnernder Knall war hören, als es die Schallmauer durchbrach, und die Erks und die Yankees rannten lachend und schreiend durcheinander und gratulierten sich gegenseitig.

Jupiter hatte niemanden, dem er gratulieren konnte, und er hatte auch kein Verlangen danach. Er wußte nicht, ob seine schlechte Laune eher der irritierenden Sturheit dieser realamerikanischen Frau Miranda zuzuschreiben war oder dem Neid auf diejenigen, die mit der ersten Welle starten durften. Mit einer Hand am Flügelansatz seines Transportvogels schaute er zu und war ganz krank vor Neid. Flash grunzte kläglich; offenbar wollte er auf Futtersuche gehen. Jupe warf dem Tier einen wütenden Blick zu. Was sollte er mit einem verdammt Transportvogel? Die Real-Amerikaner hatten richtige Raumschiffe. So etwas müßte er auch haben oder doch wenigstens...

Er spürte, wie sich Flashs Muskeln strafften, und in diesem Augenblick hörte er, wie von oben sein Name gerufen wurde. »Jupe?« es war eine weibliche und schon ältere Stimme; Jupe schaute hoch und sah, daß es die Gouverneurin war, die aus dem Beutel ihres eigenen silbergrauen Tieres auf ihn herabsah.

Der Vogel landete, wobei er es sorgfältig vermied, mit den Bäumen zu kollidieren. Er rieb seinen Schnabel mit dem von Flash – nur eine freundliche Geste, da beide weiblich waren. Die Gouverneurin stieg aus dem Beutel. »Warum hast du nicht gemeldet, was Miranda Feng dir gesagt hat?«

Jupiter hatte automatisch die Hand ausgestreckt, um ihr aus dem Beutel zu helfen. »Was gab es denn da zu melden?« fragte er ein wenig verwirrt.

»Daß sie einige der Real-Amerikaner des Verrats verdächtigt«, sagte die Gouverneurin streng. »Das hättest du mir vor der Abstimmung sagen müssen, Jupiter.«

»Vor der Abstimmung wußte ich es noch gar nicht.«

»Das ist ohne Bedeutung«, sagte die Gouverneurin hoheitsvoll. »Weißt du, daß unsere ganze Mission jetzt gefährdet ist?«

»Wirklich?« rief er. »O Polly! Das darf nicht sein!«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir sind über den Punkt hinweg, wo ich es noch hätte verhindern können, Jupiter. Ein anderer muß etwas unternehmen, und dieser andere bist du.«

»Ich?« Was für ein berauschender Gedanke! Jupiter, der Retter Real-Amerikas? Das wäre die Erfüllung aller seiner Träume! »Wie soll ich das denn tun, Polly?« fragte er.

»Du wirst in der Präsidentenjacht mitfliegen und – verdammt, gibt dieser närrische Erk denn nie auf?« Sie schaute nach oben, wo das Krächzen eines weiteren Transportvogels ihnen verriet, daß sie Gesellschaft bekamen. Der Kopf, der aus dem Beutel herauschaute, gehörte aber keinem Menschen, er gehörte dem alten Erk Jutch.

»Warte!« rief er. »Du mußt mich schicken und nicht ihn! Das seid ihr uns schuldig!« Er redete immer noch, als sein Tier zwischen Flash und Pollys Vogel landete. Er kletterte aus dem Beutel, eilte herbei und richtete sich auf den Hinterbeinen auf. »Ohne die Erks wäre das alles nicht möglich. Ein Erk muß mitfliegen!«

»Was bist du nur für ein Narr«, sagte die Gouverneurin angewidert.

»Was sollen die Chinesen denken, wenn sie dich in dem Schiff sehen?«

»Ich werde mich verstecken. Wir werden ihre Beobachtungsgeräte stören. Oder ich tue so, als sei ich ein Gefangener. Ich werde alles tun!« rief der Erk. »Außerdem habt ihr Menschen nicht unsere Kampferfahrung.«

Mit einem einzigen Blick brachte Polly ihn zum Schweigen. Sie stampfte sogar mit dem Fuß auf den Boden. »Das ist Unsinn! Die Menschen haben viel mehr Kriege geführt als ihr Erks! Seit Tausenden von Jahren hat es auf der Erde fast jedes Jahr Kriege gegeben. Aber wie dem auch sei, ihr mögt Kampferfahrung haben, aber ihr versteht nichts von Betrug und Täuschung. Und darin«, sagte sie stolz, »ist die menschliche Rasse nicht zu überbieten. Mein Entschluß steht fest. Es muß Jupiter sein.«

Jupiter stand mit offenem Mund vor ihr. »Was muß Jupiter sein?« fragte er.

»Nun«, erklärte Polly, »es handelt sich um die wichtigste Aufgabe in diesem Krieg. Du wirst in der Präsidentenjacht mitfliegen. Du wirst heimlich bewaffnet sein. Wenn es wirklich so ist, wie Miranda sagt, und die übrigen Real-Amerikaner Verräter sind, wirst du im Schiff das Kommando übernehmen, jeden erschießen, der Widerstand leistet und den Chinesen unsere Forderungen erklären.«

»Ich?« rief Jupiter, der vor Freude ganz außer sich war.

»Du!« sagte die Gouverneurin entschlossen. »Und komm mit in die Stadt zurück. Ich werde die Befehle so ausfertigen, daß keiner sie anzweifeln kann. Wir werden die Angelegenheit bis kurz vor dem Start geheimhalten. Vergiß nicht, außer Miranda kannst du niemandem trauen, nicht einmal dem Präsidenten.«

»Es wäre besser, wenn ein Erk das Kommando übernähme«, zwitscherte Jutch traurig.

»Es wird ein Mensch sein! Und dieser Mensch wird Jupiter heißen«, sagte die Große Polly. »Und jetzt wird darüber nicht mehr diskutiert. Du wirst ihn bewaffnen, Jutch. Wir erledigen den Rest.«

Als die Mannschaft sich versammelt hatte, um an Bord der Jacht zu gehen, hatte Jupiter seinen großen Auftritt. Und was für einen Auftritt. Alle, die ihn sahen, staunten. Er kam auf einer eigenen Schwebepattform. In der Hose versteckt trug er eine automatische Schnellfeuerpistole. Um den Hals trug er eine Druckgranate, die in aller Eile so umgearbeitet worden war, daß sie wie ein Amulett aussah. In der Hand trug er eine kleine Tasche, die Kleidung hätte enthalten können, aber in Wirklichkeit waren in ihr ein paar Betäubungswaffen versteckt. Und gerade diese Waffen wollte er im Notfall einsetzen, denn die anderen wären in der Enge des Raumschiffs für ihn selbst genauso gefährlich wie für einen möglichen Feind. Er stand auf der Schwebepattform, hielt sich am Geländer fest und schaute sich stolz um. Die Yankees und die Erks applaudierten, als er an ihnen vorbeischwebte. Er stand nicht allein auf der Plattform, sondern hatte eine seinem Rang entsprechende Eskorte von vier Erks in voller Bewaffnung, die in den Ecken hockten. Ein Oberst der Erk-Marines ging der Plattform auf dem Asphalt voran. Jupiter stand lässig da, aber sein Stolz war ihm deutlich anzusehen. Als die Plattform sich der Mannschaft der ersten Welle näherte, wäre er fast gestolpert, aber er griff wieder nach dem Geländer, um den Ruck abzufangen, als der Oberst die Bodenbremsen betätigte. Streng schaute Jupiter Castor und die übrigen an und erklärte:

»Ich habe neue Befehle. Ich werde an Bord Ihres Schiffs am ersten Angriff teilnehmen, Herr Präsident.«

In den Gesichtern der Leute, die zu ihm hochschauten, las er genau die Empfindungen, die er erwartet hatte – Überraschung, Sorge, Verärgerung, aber hauptsächlich Überraschung. Zufrieden fügte er hinzu: »Einwände sind zwecklos, denn meine Befehle wurden von Jutch, A-Belinka, meiner Senatorin, meiner Älteren

Schwester und der Gouverneurin selbst gegengezeichnet. Kommen Sie. Halten wir uns startbereit.«

Die Gesichter veränderten ihren Ausdruck nicht. Reglos und schweigend blieben alle stehen. Delilah sprach nicht mit Castor und Castor nicht mit Vielgesicht, aber in Vielgesichts Kopf wurde genug gesprochen. »Sie haben einen Verdacht«, stöhnte der Fetzen, der einst Corelli Anastasio gewesen war, und »Lassen Sie ihn nicht an Bord kommen!« bat das Fragment, das früher Su Wonmu geheißten hatte.

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich«, rief Angorak Aglat. »Wie sollen wir ihn denn daran hindern? Aber wir müssen auf der Hut sein.« Und Potter Alicia sagte begütigend zu allen anderen, hauptsächlich jedoch zu sich selbst: »Aber er ist doch nur ein Junge wie mein Castor. Er wird uns nichts antun... glaube ich.« Es spielte keine Rolle, was irgend jemand sagte, denn die Befehle standen fest, und jetzt war keine Zeit mehr, sie zu ändern.

»Bitte an Bord gehen«, zwitscherte A-Belinka mürrisch. »Bitte starten Sie jetzt, bevor es weitere Komplikationen gibt!«

Und so gingen die Raumfahrer einer nach dem andern an Bord. Die Erk-Techniker kümmerten sich um jeden einzelnen, schnallten ihn an und prüften, ob er nicht etwa raumkrank oder hysterisch wirkte.

»Was für ein Mist«, sagte Castor laut, aber er sah Jupiter dabei nicht an.

»Halt's Maul, Castor«, sagte Tsoong Delilah und sah dabei niemanden an.

»Sie heben uns an!« rief Jupiter, und wenigstens seiner Stimme war so etwas wie Freude anzuhören.

Das hätte er natürlich nicht zu sagen brauchen, denn alle wußten es – alle spürten den Ruck, als die Greifer ihr Schiff packten, und alle bemerkten auch die Pause für die letzten Überprüfungen.

Und dann spürten sie den plötzlichen Druck im Rücken, als das Schiff beschleunigte – ein fürchterlicher Druck, der ihnen den Magen zusammenschnürte und den Atem nahm und der rasch anstieg –

Und dann verschwunden war.

Sie schwebten frei im Raum. Sie waren im Begriff, Welts dichte Atmosphäre zu verlassen, die draußen kreischte, als ihr Schiff sie durchschnitt.

Sie waren auf dem Weg zur Erde.

Die Startenergie reichte aus, sie hoch in die Atmosphäre von Welt hinaufzutragen und darüber hinaus. Bei dieser Anfangsbeschleunigung brauchten sie keine Raketen, denn sie reichte aus, die Schwerkraft zu überwinden. Erst wenn sie neunundneunzig Prozent der Atmosphäre hinter sich hatten, würden sie eine Rakete zünden. Aber vorher mußten sie sich noch mit Hilfe der außen angebrachten Steuerflächen in eine für das Verlassen der Umlaufbahn geeignete Position manövrieren. Es dauerte nur Minuten, doch die Minuten reichten aus, um die Endgültigkeit der Trennung zu begreifen. Selbst ohne zusätzlichen Schub hatten sie sich mittlerweile endgültig von Welt befreit; ihr Schiff würde eine Umlaufbahn erreichen, selbst wenn niemand die Kontrollen berührte. Sie waren nicht völlig schwerelos. Es gab einen geringen aber deutlich spürbaren negativen Schub, und sie wurden sanft gegen die Haltegurte gedrückt, während das Schiff durch die Reibung mit der Luft leicht abbremste, die Menschen in seinem Innern dagegen das Bestreben hatten, weiter zu beschleunigen. »Unser Hals tut weh«, beklagte sich Su Wonmu. »Es tut sehr weh«, sekundierte Potter Alicia. »Ich wünschte, es würde aufhören.« Aber sie sprachen nicht laut. Alles an Vielgesicht tat weh, und das Komitee beschloß, so ruhig wie möglich zu liegen und zu hoffen, daß es bald besser werde.

Feng Miranda fühlte sich sehr schlecht, wenn auch aus einem weniger wichtigen (aber sehr viel peinlicheren) Grund: Sie hatte sich naß gemacht. »Du bist ein dummes Baby, Miranda! Du

pinkelst dir in die Hose wie ein Kleinkind, wo doch die Sache Heldenmut und Stärke verlangt!«

Und Tsoong Delilah zwang sich dazu, tief durchzuatmen, um ihrer Lunge den dringend benötigten Sauerstoff zuzuführen. Sie hörte die bitteren Selbstvorwürfe des amerikanischen Mädchens trotz ihres rauen Atmens, und im ersten Augenblick empfand sie Verachtung für Miranda. Danach empfand sie immer noch Verachtung, aber sich selbst gegenüber. »Dummes Baby?« Das war die richtige Bezeichnung für eine Inspektorin der Renmin-Polizei, die ihre Zeit damit verschwendete, sich über eine Demütigung zu freuen, die einer Rivalin in der Liebe widerfahren war. *Rivalin! Liebe!* Und dabei ging es um die Liebe zu einem egoistischen und unreifen dummen Jungen! Und das zu einem Zeitpunkt, wo die Pflicht ihren ganzen Einsatz forderte! Wütend griff sie nach der Schalttafel für die Steuerung. Bekümmert merkte sie, daß ihre Finger zitterten, aber dennoch berührten sie mit nachtwandlerischer Sicherheit die richtigen Knöpfe. Auf dem Bildschirm vor ihr leuchtete sofort die Lösung für die Kurskorrektur auf. Der Gültigkeitswert lag in den hohen Neunzigern, die Abweichung war äußerst gering, und es gab keine Anzeichen für eine Fehlfunktion. »Klar zum Kurswechsel«, rief Delilah den anderen zu und drückte auf die Ausführungstaste.

Die Steuerflächen des Schiffs drehten sich in der schwülen Luft von Welt und brachten es in eine für das Verlassen der Umlaufbahn geeignete Position. Der Hauptantrieb wurde für zwölf Sekunden gezündet. Das Manöver war beendet. Das Raumschiff befand sich jetzt in einer ballistischen Flugbahn. Nun hieß es nur noch warten.

»Sie können die Gurte lösen«, riet Delilah der Mannschaft. Sie bemerkte mit hämischem Vergnügen, daß Feng Miranda sich als erste aus ihren Gurten gelöst hatte und sich höchst unbehaglich zu fühlen schien, als sie sich in ihrem engen Anzug vorsichtig streckte. »Machen Sie sich keine Sorgen, Feng«, sagte Delilah boshaft. »Es dauert nur noch achtundfünfzig Stunden, bis wir die Erde erreichen!« Und sie freute sich über den giftigen Blick, den das Mädchen ihr zuwarf.

Sie beobachtete die anderen. Vielgesicht lag entspannt und mit geschlossenen Augen da. Der Yankee Jupiter löste methodisch auf dem nächsten Sitz seine eigenen Gurte, während er seinerseits die anderen unauffällig aber mißtrauisch beobachtete. Castor – ach ja, Castor. Sein Gesicht leuchtete wie die Sonne. In ihren komplizierten Gefühlen für Castor lag auch etwas Mütterliches, und die Freude, die sie in seinen Augen sah, rührte das Mütterliche in ihr an. »Delilah?« bat er. »Läßt du mich mal einen Augenblick an die Kontrollen?«

»Im Augenblick gibt es da nichts zu tun«, sagte sie nachsichtig. »Eine Kurskorrektur, um den Spaceway zu erreichen, können wir erst in zwei Stunden machen.« Aber natürlich ging es Castor nicht darum, das Schiff zu steuern. Er wollte nur die Illusion der Macht genießen. Er wollte ein Bild von sich schaffen – der Kommandant eines großen Raumschiffs auf einer wichtigen und gefährlichen Mission –, das er beliebig vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen lassen konnte. »Warum eigentlich nicht?« sagte Delilah. »Aber zuerst mußt du bei der Einsatzkontrolle einen Bericht abfordern.«

»Natürlich«, sagte Castor eifrig und gehorchte. Die Bodenkontrolle antwortete sofort. Sie hatte auf den Ruf schon gewartet. Die Große Polly sprach persönlich mit dem Schiff:

»Ihr Kurs und Ihre Geschwindigkeit sind einwandfrei«, sagte sie. »Wir gratulieren zu dem gelungenen Start.« Das Komische ist, dachte Castor, daß sie gar nicht so aussieht wie jemand, der gerade Glückwünsche ausspricht. Sie sah tatsächlich aus, als hegte sie irgendeinen geheimen Groll. Sie machte ein abweisendes Gesicht, und ihre Worte klangen unnatürlich. Vielleicht ist sie wütend, weil sie nicht mitfliegen konnte, dachte Castor und sagte höflich:

»Wir sind es, die Ihnen gratulieren müßten, Polly. Bitte danken Sie in meinem Namen der gesamten Startmannschaft und natürlich auch allen anderen, die an diesem historischen Ereignis mitgewirkt haben.«

»Gern«, sagte sie kurz und beugte sich zu Erk Jutch, der sich auf den Hinterbeinen aufrichtete und ihr etwas ins Ohr zwischerte. »In Ordnung«, sagte sie und richtete sich wieder auf. »Ich nehme an, Sie hätten gern einen Situationsbericht?«

»Ja, den hätten wir gern«, rief Delilah von ihrem Platz aus und schaute stirnrunzelnd in den Schirm.

»Nun«, sagte die Große Polly und beugte sich wieder zu dem Erk hinunter. »Jutch sagt, Sie haben noch neun Stunden und etwa zwanzig Minuten, bis Sie in die Reichweite des Spaceway kommen. Dann erfolgt der Übergang, und dann befinden Sie sich noch zwei Tage von einer niedrigen Erdumlaufbahn entfernt.«

»Das haben wir schon selbst berechnet«, rief Delilah.

»Nun, dann ist dies die Bestätigung«, sagte die Gouverneurin. »Dann folgt Ihnen zehn Stunden später die erste Angriffswelle durch den Spaceway. Es handelt sich um schwere Kampfschiffe für lange Strecken.«

»Das wissen wir«, fauchte Delilah. »Wir haben den Plan doch schon hundertmal durchgesprochen.« Sie schaute jetzt noch finsterer in den Schirm als vorher. Fragend sah sie Castor an und wandte sich dann wieder dem Schirm zu. »Wir sehen den Flottenverband auf unseren eigenen Schirmen. Können Sie uns irgend etwas sagen, was wir nicht wissen?«

»Aber ja«, sagte die Gouverneurin. »Wir bekamen eine Nachricht von dem Aufklärungsschiff auf der Erdseite. Die Chinesen scheinen wieder Schiffe zu starten. Warten Sie bitte...« Sie nickte dem Erk zu, und ihr Bild verschwand vom Schirm. Jetzt waren Bilder aus dem Raum zu sehen. Irgendein Raum – nein, es war der Raum der Erde, wie Delilah sah, denn auf dem entfernten Planeten war der afrikanische Kontinent zu erkennen. Die Stimme der Gouverneurin sagte: »Wir haben die Rendez-vous-Zeiten berechnet; um das Aufklärungsschiff zu erreichen, werden sie mindestens fünfzig Stunden brauchen. Aber für den Fall, daß sie irgendwelche neuen Waffen haben, werden wir das Aufklärungsschiff umdirigieren und auf eine größere Entfernung zur Erde bringen.

Natürlich haben wir auch noch die ferngelenkten Beobachtungsschiffe, mit denen wir sie vielleicht wieder verwirren können...«

»Auf diese Schiffe fallen die Chinesen bestimmt kein zweites Mal herein«, sagte Delilah höhnisch und beobachtete den Schirm. Ja. Sie sah drei kleine Lichtpunkte, die aus einer Umlaufbahn um die Erde aufstiegen. Sie überlegte, welche Schiffe die Chinesen wohl startklar haben könnten. Viele konnten es nicht sein. Sicherlich keine Schiffe, die groß genug waren, eine bedeutende Bewaffnung mitzuführen, jedenfalls nichts Gefährlicheres als das, was Tchai Howard aufgeboten hatte. »Ich stimme Ihnen zu«, sagte sie widerwillig. »Sie stellen keine große Bedrohung dar, aber zeigen Sie uns ihre Schiffe auch weiterhin auf dem Schirm.«

»Machen wir«, sagte die Gouverneurin müde. »Ist, äh, ist an Bord alles in Ordnung? Wie geht es Jupiter?«

»Ihm geht es gut«, sagte Castor erstaunt. »Wir hören jetzt für eine Weile auf zu reden, einverstanden?«

»Einverstanden«, sagte die Gouverneurin, und ihre Stimme war nicht mehr zu hören.

Delilah drehte sich in ihrem Kokon, um die anderen sehen zu können. »Sie hörte sich komisch an«, sagte sie. »Was wohl mit ihr los ist?« Aber das konnte Castor ihr nicht sagen und auch Vielgesicht nicht, und Jupiter und Miranda wollten es ihr natürlich nicht sagen.

Jupiter wollte Delilah überhaupt nichts sagen, nein, aber was er sich selbst sagte, war *großartig*. Das Schicksal Amerikas hing von ihm ab! Keck hielt er Delilahs Blick stand. Er versuchte, ein ausdrucksloses Gesicht zu machen, aber immer wieder strich er mit der Hand über die Tasche mit den Betäubungswaffen. Beim Start hatten sie sich ihm unangenehm in die Seite gebohrt. Die Druckstellen waren deutlich zu spüren – willkommene Verletzungen, Beweise für Heldenmut! Er lächelte Miranda an, die ihm

konspiratorisch zuzwinkerte. Vielleicht sollte ich ihr eine der Waffen geben, dachte er. Es war diskutiert worden, ob man sie nicht auch bewaffnen sollte, aber sie hatte offensichtlich nicht das Vertrauen der anderen. Jetzt schaute Miranda prüfend zu Vielgesicht hinüber, der stumm neben ihr lag. Jupiter schaute ruhig zu Delilah und Castor hinüber, die sich in dem Gang zwischen seinem und Delilahs Sitz bewegten. Sie beschleunigten nicht mehr und wurden jetzt von keiner Schwerkraft behindert, aber gleichzeitig gab es keinen festen Halt, an dem man sich orientieren konnte. Jupiter lachte innerlich, als er sah, wie Castor einen Gurt losließ und wild mit den Armen um sich schlug. Delilah streckte die Hände nach ihm aus –

»Jupiter! Und auch alle anderen!« Das war Mirandas Stimme.
»Was ist mit dem alten Mann los?«

Und dann arbeiteten sich alle zu Vielgesichts Sitz vor. Delilah nahm sein Handgelenk, um den Puls zu fühlen. Castor schob eins der Lider an dem riesigen Kürbiskopf hoch, um die Pupille zu betrachten.

Der Puls ging schwach aber regelmäßig. Er atmete flach aber stetig. Als Castor das Lid losließ, schloß es sich und blieb geschlossen.

Mit Sicherheit lebte Vielgesicht. Nach allen äußeren Anzeichen schlief er ganz einfach ruhig und zufrieden. Aber sie konnten ihn nicht wecken.

In Vielgesichts zusammengestückeltem Gehirn schrien einige Stimmen in Panik auf, während andere bedeutungsvoll schwiegen. »Was ist passiert?« fragte Potter Alicia nervös. »Ist alles in Ordnung mit uns? Warum haben wir diese Schmerzen?« Angorak sagte: »Der alte Narr hat wahrscheinlich einen Schlaganfall bekommen. Was für eine nutzlose Kreatur. Jetzt sind wir alle erledigt!« Er hatte, wie immer, wütend gebrüllt. »Genossen«, sagte Wonmu, »Genossen, wir wollen untereinander Frieden halten! Wir gewinnen nichts, indem wir uns streiten. Irgend etwas ist mit unserem Körper geschehen, das ist klar. Aber wir wollen niemanden dafür verantwortlich machen – jedenfalls nicht, bevor wir die Dummheit kennen, die Fung Bohsien sich geleistet hat und die uns in diese Schwierigkeiten gebracht hat!« Und Fung selbst sagte müde: »Oh, haltet das Maul, wir alle! Sehen Sie denn nicht, daß es irgendwo eine Embolie gegeben hat? Oder ein Aneurysma?«

Stumme Schreie und stummes Wutgebrüll. Embolie! Schlaganfall! Es hatte keinen Zweck zu versuchen, die Stimmen zum Schweigen zu bringen. Sie ließen sich nicht bändigen, und sie sahen keinen Grund, vernünftig zu sein. Zwei Stimmen sagten überhaupt nichts. »Corelli?« rief Fung so laut er konnte. »Hsang?« Aber sie antworteten nicht. Anscheinend hatte das Komitee einige seiner Mitglieder verloren. Das noch anwesende Quorum schrie um so lauter, wenn Stille je laut sein kann – sie überschrien sich gegenseitig, und es entstand eine so wilde Verwirrung, wie es sie selbst bei einem neuen Implantat nie gegeben hatte. Sie waren nicht nur von Angst gepackt worden, sie empfanden tatsächlich Schmerzen. Der Schädel, den sie gemeinsam bewohnten, schien vor Qual zu explodieren, und die Stimmen schrien immer lauter. »Ruhe, bitte!« bat Fung seine Kollegen. »Es hilft nichts, wenn Sie verrückt spielen.«

»Aber was machen sie mit uns?« jammerte Potter und versuchte, sich die merkwürdigen sinnlichen Eindrücke zu erklären, die durch die gestörten Wahrnehmungssysteme hereinkamen.

Überraschenderweise war es Shum Hengdzhou, der antwortete. Der ehemalige Stahlarbeiter hatte verschämt geschwiegen, als die anderen brüllten und tobten, aber jetzt wagte er sich hervor. »Alicia? Ich glaube, sie wollen uns nur helfen.«

»Helfen!« sagten mehrere Stimmen höhnisch, aber Shum ließ sich nicht beeindrucken.

»Ja, ich hatte helfen gesagt«, antwortete er freundlich. »Ich glaube, die versuchen es mit erster Hilfe. Natürlich hat dieses Schiff kein komplettes System zur Lebenserhaltung, und so können sie vielleicht nicht viel tun, aber dennoch... Genossen? Ist es sinnvoll, sich gegenseitig anzuschreien? Wenn wir uns so verhalten, können wir überhaupt nichts unternehmen.«

»Sie sind ein Narr, Shum«, sagte Su Wonmu angewidert. »Wir können nichts tun, ganz gleich, wie wir uns verhalten.«

»Nun, Genosse Su«, sagte Shum, »ich erinnere mich, daß man einem Schlaganfallpatienten als erstes rät, sich zu entspannen. Wenigstens das könnten wir doch tun, während unsere Schiffsgenossen das Ihre versuchen.«

Erstaunlicherweise herrschte eine Weile Stille. Dann sagte Fung: »Das ist ein guter Rat, Shum. Er wird uns wahrscheinlich nicht das Leben retten – jedenfalls nicht unser aller Leben, da es scheint, als hätten wir schon eines oder zwei verloren. Aber es ist das beste, was wir tun können; nur...«

Wieder entstand eine kurze Pause, während die Überlebenden darauf warteten, daß Fung weitersprach. »Nur?« fragte Potter Alicia besorgt.

»Nur, ich denke, daß unser Leben gar nicht so wichtig ist. Eigentlich hätten wir schon längst tot sein müssen. Wichtig ist es, die Erks daran zu hindern, alles Leben auf der Erde auszulöschen... und in dem Zusammenhang können wir überhaupt nichts unternehmen.«

Sie hatten schon längst eine Verbindung zu den Diagnosegeräten auf Welt hergestellt, und es war die Pilotin Delilah, die die

Werte ablesen mußte. »Er lebt noch«, berichtete sie. »Aber mit seinem Gehirn stimmt etwas nicht.«

»Mit seinem Gehirn stimmt sehr vieles nicht«, stimmte Jupiter zu. Er bemühte sich, die medizinischen Sensoren an Arm, Kopf, Brust und Hals festzuhalten, denn die Klebepaste widerstand Vielgesichts erratischen Bewegungen nicht. »Sagen Sie ihnen, daß sie ihn nicht sterben lassen dürfen«, befahl er. Delilah sah ihn überrascht und ironisch an. »Ich meine«, erklärte er, »haben Sie schon mal daran gedacht, was es bedeutet, wenn wir hier während der nächsten Tage eine Leiche liegen haben? Er wird anfangen zu *riechen*.« Er wunderte sich über die erstaunten Gesichter seiner Schiffsgenossen. »Aber es ist doch nur vernünftig, an solche Dinge zu denken«, protestierte er.

»Halten Sie den Mund«, sagte Miranda. »Und halten Sie gefälligst diese Elektroden fest.« Sie hielt den riesigen Kopf des alten Mannes im Arm. Natürlich wog er nichts, aber wenn er einen Krampf hatte, konnte er leicht irgendwo anstoßen oder sich gar den überanstrengten alten Hals brechen. »Können sie uns denn nicht sagen, was wir tun sollen?« fragte sie wütend.

»Das haben sie uns schon gesagt«, seufzte Delilah. »Aber wir haben die Dinge nicht, mit denen wir es tun müßten.«

»Es ist das falsche Schiff«, sagte Castor. »Das andere hatte die Lebenserhaltungssysteme für Vielgesicht.«

»Dann hätten wir das andere Schiff nehmen sollen«, sagte Feng Miranda. Erst als sie den Ausdruck in den Gesichtern der anderen sah, dachte sie daran, daß ihre Sorge seltsam wirken mußte. Vielgesicht war ein Feind, den Jupiter vielleicht sogar würde erschießen müssen, wenn es an Bord des Schiffs irgendeinen Unfug gab – sie selbst war davon überzeugt, daß so etwas passieren könnte. Und doch, wenn sie in das Gesicht unter der riesigen gewölbten Stirn sah, dachte Miranda nur daran, ihm das Leben zu retten, nicht daran, es ihm zu nehmen. »Hätten wir ihm nicht mehr Antikoagulantien geben sollen?« fragte Miranda gereizt.

»Tchai Howard sagt nein«, sagte Delilah.

»Tchai Howard ist kein Arzt!«

»Aber die medizinischen Schwestern der Yankees geben ihm recht, Miranda. Bitte, versuchen Sie, sich zu beherrschen. Wir tun, was wir können.«

»Es dauert doch schon Stunden! Wie lange kann er auf diese Weise überleben?«

»Solange es nötig ist«, sagte Delilah ungerührt. »Warten Sie. Die Leute beschwerten sich über ein Signal. Sitzen die Elektroden auch richtig?«

Schuldbewußt wandte Jupiter sich wieder seinem Schützling zu und achtete darauf, daß die Elektroden vorschriftsmäßig angebracht waren. Die Ströme, die durch sie flossen, registrierten den Widerstand und die Temperaturen, verzeichneten die Alpha- und Betawellen des Gehirns und berichteten über den Kampf, der in dieser Struktur aus Knochen, Metall und Plastik vor sich ging, alles was es darüber zu berichten gab. Tausende von Kilometern unter ihnen wußten die in der Einsatzkontrolle versammelten Erks und Yankees viel besser, was in diesem riesigen Kopf vor sich ging. Miranda fing an zu schluchzen. »Er war wirklich kein schlechter alter Mann.« Dann merkte sie, daß sie in der Vergangenheit gesprochen hatte.

Und in Vielgesichts Schädel sprach das Komitee auf ähnliche Weise miteinander. »Ich wollte, ich hätte mein Enkelkind noch sehen können«, seufzte Potter Alicia.

»Es gibt bei uns allen Dinge, die wir bedauern«, sagte Angorak, der zur Abwechslung einmal nicht schrie.

Sie schwiegen und dachten darüber nach, bis Shum sich zu Wort meldete: »Ich glaube, am meisten sollten wir bedauern, daß wir nichts tun, um zu verhindern, daß die Erde zerstört wird«, sagte er freundlich.

»Das bedauern wir doch, Sie närrischer Mensch«, sagte Angorak sofort. Dann, voll Bedauern: »Es tut mir leid, Shum. Ich bin nur wütend, weil wir so hilflos sind. Wir können nichts tun.«

»Ja«, stimmte Shum zu, »wenn wir hilflos sind, können wir nichts tun. Wenn wir nicht reden oder handeln können, sind wir hilflos. Wenn wir ohne jeden Kontakt hier zusammen eingesperrt sind, dann ist alles vergebens. Aber stimmt das auch? Sind wir wirklich ohne Kontakt?«

Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte Potter Alicia schüchtern: »Shum? Ich glaube, ich sah es vor ein paar Sekunden heller werden. Meinen Sie das damit?«

Rasch keimte unter ihnen wieder Hoffnung auf. Dann sagte Fung Bohsien ernst: »Eines meiner Augen hat sich vielleicht ein wenig geöffnet. Wahrscheinlich hat jemand das Lid hochgehoben. Es war nichts.«

»Ich bin nicht ganz einverstanden, Genosse Fung«, sagte Shum zaghaft. »Ich glaube, es war sehr viel. Es bedeutet, daß unsere Wahrnehmungssysteme nicht zerstört sind. Und das hat einiges zu bedeuten.«

»Und was hat es zu bedeuten?« bellte Angorak.

»Nun, daß wir gelähmt sind, aber nicht im Koma liegen.«

»Natürlich liegen wir nicht im Koma. Wir reden ja miteinander.«

»O Shum, was sind Sie für ein Narr! Sie sehen Hoffnung in der schlimmsten aller Wahrheiten – daß wir nicht tot sind, nicht einmal im Koma liegen, sondern daß wir dazu verdammt sind, für immer in diesem Gefängnis wach zu bleiben!«

»Halten Sie den Mund, Angorak«, sagte Fung grob. »Shum hat recht. Hören Sie zu! Alle! Wenn wir schon nichts tun können als denken, dann lassen Sie uns wenigstens logisch denken.« Er schwieg für eine Mikrosekunde (dieser Zeitraum bedeutete schon eine erkennbare Verzögerung in ihrer blitzschnellen Kommunikation), um zu sehen, ob es Meinungsverschiedenheiten gab. Es gab keine. »Dann also gut. Lassen Sie uns überlegen, was wir wissen. Uns hat ein cerebrovaskuläres Mißgeschick getroffen. Zweifelt irgend jemand daran?« Niemand zweifelte daran. Es gab nur ein Murren. Ein verzweifelt Murren. »Zweitens handelt es

sich um keine allzu ernste Angelegenheit. Wie Shum schon sagte, können wir wenigstens miteinander reden – jedenfalls viele von uns«, schränkte er ein. Wieder gab es keinen Widerspruch. »Drittens glaube ich, daß wir vor einigen Minuten für einige Sekunden einen Lichtschimmer gesehen haben.« Allgemeine Zustimmung. »Die Frage stellt sich dann«, fuhr Vielgesicht fort, »ob wir motorische Kontrolle über irgendeinen Teil unseres Körpers ausüben können. Hat irgend jemand Bewegungsempfindungen gehabt?« Zweifel, aber dann doch Verneinungen, außer von Potter Alicia, aber deren Ja klang eher noch zweifelnder. »Wollen wir versuchen, ein paar Muskelbewegungen zu bewirken?« Einige antworteten zuversichtlich mit ja – vielleicht sehr zuversichtlich, aber immerhin mit ja. »Dann das Auge«, instruierte Vielgesicht seine Kohorte. »Wir wollen sehen, ob wir, ohne uns zu streiten und ohne unsere Energie auf eine Panik zu verschwenden, vielleicht ein Auge öffnen können. Wollen wir das tun? Gut, dann versuchen wir es.«

»Ich kann nicht«, wimmerte Su Wonmu, aber er wurde sofort von allen überlebenden Fragmenten überstimmt: *Sie können es! Sie können es wirklich! Nein, wahrscheinlich können Sie es nicht, Sie alberner Narr, aber seien Sie wenigstens still, damit wir anderen es versuchen können!* Und sie versuchten es – immer wieder – endlos lange, und alles mit der blitzartigen Geschwindigkeit, die ihnen in Vielgesichts Schädel zu eigen war.

Es gelang ihnen nicht.

»Versuchen wir doch etwas anderes«, schlug Shum vor, der vor Anstrengung keuchte – wenn ein Stück Gehirngewebe überhaupt keuchen kann. »Versuchen wir doch, zu sprechen. Versuchen wir, die anderen zu warnen.«

Und auch das versuchten sie, aber mit genauso wenig Erfolg. Mit noch weniger Erfolg sogar, denn die miteinander streitenden Gewebefragmente konnten sich nicht darauf einigen, was sie sagen wollten, und die Stunden vergingen, bis...

»Was war das?« ächzte Potter Alicia. »O Fung! Sind wir gestorben?«

Nicht Fung sondern Angorak antwortete. Er hatte dieselbe eigenartige Spannung in den müden Sensoren an Fung Bohsiens altem Körper gespürt, aber er hatte sie schneller gedeutet. »Wir sind nicht gestorben, Sie närrische Frau!« brüllte er. »Würden wir sonst miteinander sprechen? Wir sind durch den Spaceway gegangen, weiter nichts – und, oh, Genossen, kommen wir zu spät? Ist alles schon entschieden, während wir hier gefangen sind?«

War wirklich schon alles entschieden? Es waren nicht nur die Zellklumpen in Vielgesichts Gehirn, die sich das fragten. Tsoong Delilah fragte sich das auch und Castor, und sogar Miranda und Jupiter waren nervös und gereizt aus Gefühlen heraus, die sie nicht identifizieren konnten. Der Übergang durch den Spaceway war für sie alle genauso überraschend gekommen wie für Vielgesicht. Delilahs erster Impuls war, sich so unauffällig wie möglich zum Pilotensitz zurückzuschleichen. Miranda hatte sich über den Kopf des alten Mannes gebeugt und beobachtete ihn genau, aber sie konnte keine Reaktion erkennen. »Ich hätte schwören mögen, daß er eben das eine Lid bewegt hat«, sagte sie, »aber dann war da doch nichts.«

Und dann saß sie wie erstarrt, als sie alle ein seltsames Gleiten spürten. »Wir sind durch«, keuchte sie, und vom Steuerstand kam Delilahs Bestätigung.

»Ja, ein erfolgreicher Übergang. Sehen Sie...« und der Bildschirm, der auf Statik gegangen war, leuchtete wieder auf und zeigte Bilder der Erde und des Mondes.

»Dann funktioniert der Plan«, rief Jupiter vergnügt. »Und ich brauche mir wegen dieses alten Mannes keine Sorgen mehr zu machen.« Er ließ die Elektroden los und massierte sich die Finger. Wieder erstaunten ihn die Blicke der anderen, und sagte trotzig: »Nun, schließlich haben wir den direkten Kontakt verloren, oder etwa nicht?«

»Was für ein Trottel sind Sie nur«, sagte Miranda voll Abscheu, aber dann achtete sie nicht mehr auf Jupiter. Vielgesichts Augen

hatten sich wieder geöffnet. »Er ist wach!« rief sie. »Ich – ich glaube, er versucht zu sprechen.«

»Das ist gut«, sagte Jupiter eifrig. Seine Großmut basierte auf der Aussicht, nicht tagelang mit verwesendem Fleisch zusammenleben zu müssen.

»Halt's Maul!« befahl Miranda und brachte ihr Ohr nahe an Vielgesichts Lippen. »Was?« flüsterte sie, und wieder kam die schwach gehauchte Stimme.

»Lassen Sie nicht...« sagte sie – hatte sie das wirklich gesagt? – und dann verstummte sie.

»Ja, ja«, ermutigte Miranda Vielgesicht. »Was soll ich nicht lassen?«

»Lassen... Sie... nicht... zu... daß... die... Erks... die... Erde... zerstören.«

»Was?« fragte sie ungläubig. Was der alte Mann da gesagt hatte, ergab wohl wenig Sinn. »Er hat gesagt ›Lassen Sie nicht zu, daß die Erks die Erde zerstören‹«, teilte sie den anderen mit. Dann beugte sie sich wieder über Vielgesicht. »Aber das werden sie doch nicht tun, Fung. Ich weiß, daß Sie Han-Chinese und Patriot sind. Vielleicht wird China einigen Schaden erleiden, aber eigentlich wollen die Erks nur Amerika befreien.«

Vielgesichts Augen schauten Miranda traurig an. Seine Lippen bewegten sich, aber sie brachten kein Wort heraus.

»Sie dürfen sich nicht so anstrengen, Fung«, sagte sie betrübt. »Versuchen Sie nicht mehr zu sprechen. Ich verspreche Ihnen, daß alles in Ordnung sein wird.«

Vielgesicht fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Dann hörte sie ganz leise gehaucht noch ein einziges Wort: »Bitte.«

Sie schüttelte den Kopf und schaute erschrocken hoch, als sie eine Seitwärtsbewegung spürte. »Was machen Sie denn da?« rief sie zu Delilah hinüber.

»Kurskorrektur«, sagte Delilah knapp und konzentrierte sich auf ihre Instrumente. Flink huschten ihre Finger über die Tasten. Irgend etwas an ihrer Haltung war seltsam. Und seltsam war auch, daß Castor, der Vielgesicht ebenfalls gespannt zugehört hatte, sich jetzt zwischen Delilah und Jupiter stellte und dabei den anderen beobachtete, als erwartete er etwas...

»Was geht hier vor?« wollte Miranda wissen. Und ein wenig spät griff Jupiter nach seiner Tasche und hatte plötzlich eine Betäubungswaffe in der Hand, die er sofort auf Delilah richtete.

»Verrat!« schrie er. »Aufhören, Tsoong! Nichts mehr berühren!« Delilah erstarrte. Betäubungswaffen wirkten zwar nicht tödlich, aber niemand wünschte sich den üblen Schmerz, der sich einstellte, wenn man sich von einem Treffer erholte, ganz abgesehen davon, daß sie in betäubtem Zustand nichts dazu beitragen konnte, ihre Welt zu retten. Aus denselben Gründen erstarrte auch Castor, aber er hatte noch einen zusätzlichen Grund: Er stand näher bei Jupiter. Selbst Miranda erstarrte und sah Jupiter völlig verständnislos an, was diesen in Wut brachte. »Warum seid ihr Schwestern nur so *dumm*?« fragte er. »Sehen Sie denn nicht, was sie getan haben? Sie hatten recht; sie wollen uns verraten!«

»Aber Jupiter«, begann sie ganz sachlich einen Satz, von dem sie nicht genau wußte, wie er enden würde.

»Keine Argumente! Lassen Sie diesen dummen alten Mann los! Nehmen Sie Delilahs Platz an den Kontrollen ein.« Miranda konnte sich nicht bewegen. »Sofort!« schrie er wütend. »Sie wollte das Spaceway-Schiff zerstören! Stoß sie da weg! Wir müssen Amerika retten!«

Amerika retten! Nun, das war eine klare Anweisung. Die Worte schreckten Miranda aus den Reflexen ihres ganzen Lebens auf. Sie empfand nichts, sie war wie betäubt, aber ihr war eben befohlen worden, in Aktion zu treten. Vorsichtig ließ sie Vielgesichts Kopf auf das Kissen sinken und bewegte sich langsam zum Steuerstand, wobei sie darauf achtete, nicht zwischen Delilah und Jupiters Waffe zu geraten. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie zerstreut zu der älteren Frau und bemerkte nicht einmal Delilahs erstaunten Blick. Miranda sah Delilah gar nicht an. Sie schaute nach vorn über das Armaturenbrett weg, wo der Bildschirm die blauweiße Marmel mit ihrem schmutzigen Trabanten zeigte, der aussah wie eine Aspirin-Tablette. »Jupiter?« rief sie. »Was meinte er, als er sagte, die Erks würden die Erde zerstören?« Sie betrachtete immer noch den Planeten.

»Was für eine dumme Frage!« brüllte er. »Kümmern Sie sich um Ihre Instrumente. Hier und jetzt werden große Dinge entschieden!«

»Ja«, sagte sie brav und nickte, »aber ich möchte doch gern wissen, wovon er geredet hat. Können Sie mir das nicht sagen?«

Delilah hielt sich an den Haltegurten des Kopilotensitzes fest. »Er könnte es, aber er wird es nicht tun, Miranda.«

»Mund halten! Da wird nicht geredet!« befahl Jupiter, aber Miranda brachte ihn mit erhobener Hand zum Schweigen.

»Warum wollen Sie es mir nicht sagen?« fragte sie.

»Weil er gar nicht begreift, was vor sich geht«, sagte Delilah. »Genausowenig wie Sie. Fragen Sie ihn doch mal nach den anderen ›Alliierten‹ der Erks. Fragen Sie ihn, wie viele von ihnen überlebt haben.«

»Welche ›Alliierten‹?« fragte Miranda, stirnrunzelnd bei dem Bemühen, mehr zu erfahren.

»Alle! Und alle sind tot – und das werden auch wir sein, wenn diese Wahnsinnigen sich durchsetzen!«

»Aber *wirklich!*« heulte Jupiter und wedelte mit seiner Waffe. »Wie können Sie es wagen, das zu behaupten? Ich bin kein Wahnsinniger! Sie halten mich bloß deshalb für einen Wahnsinnigen, weil ich mein Land nicht verrate!«

»Aber Sie sind ein Verräter an Ihrer Spezies«, knurrte Delilah, doch davon wollte Jupiter nichts wissen.

»Jetzt sind Sie aber endlich ruhig, oder ich stopfe Ihnen das Maul«, schrie er. »Gehen Sie nach vorn und stellen Sie sich neben Castor. Miranda, Sie übernehmen die Kontrollen. Achten Sie darauf, daß keiner der beiden Ihnen zu nahe kommt.« Sein Gesicht war starr vor Wut – was für eine Unverschämtheit von ihnen! Aber die Wut hielt nicht lange an, denn dies war der schönste und erhebendste Augenblick seines Lebens. Er hatte jetzt in jeder Hand eine Waffe und zwang Castor und Delilah, sich an der entfernten Wand des Raumschiffs nebeneinander zu stellen. »Keine Tricks!« warnte er sie. »Und nicht sprechen!«

Es verärgerte ihn, daß sie nur den Befehlen gehorchten, denen sie gehorchen wollten. Mit fester Stimme sagte Castor: »Ich bin der Präsident der Vereinigten Staaten. Ich befehle Ihnen, mir diese Waffen auszuhändigen.«

Jupiter runzelte die Stirn. »Das ist kein richtiger Befehl«, wandte er ein.

»Der Präsident ist Oberbefehlshaber aller Streitkräfte«, sagte Castor. »Sie müssen jeden meiner Befehle ausführen.«

»Dann sind Sie kein richtiger Präsident«, stellte Jupiter fest. »Aber wie dem auch sei, ich werde Ihnen nicht gehorchen. Wir werden unseren Plan durchführen. Wir werden uns mit den chinesischen Schiffen in Verbindung setzen und sie vor jeder Angriffshandlung warnen. Wir werden ihnen befehlen, sich auf eine Umlaufbahn um die Erde zurückzuziehen, und wir werden unserer eigenen Flotte die Chance geben, uns zu folgen – und das können Sie nicht aufhalten!«

Castor schüttelte den Kopf. »Und was dann, Jupiter?« fragte er.

»Nun – dann befreien wir natürlich Amerika!«

»Aber wer ist ›wir‹, Jupiter? Meinen Sie etwa die Erks? Wissen Sie, was passiert, wenn wir zulassen, daß die Erks mit dem Krieg beginnen?«

Wieder zog Jupiter die Stirn in Falten. »Herr Präsident«, sagte er förmlich, »ich würde Sie gern weiterhin als richtigen Präsidenten betrachten, aber ich muß Sie warnen; verräterische Äußerungen über die Erks sind nicht gut!«

Castor zögerte. Miranda sah, daß er schwitzte. Er war blaß, und seine Hände zitterten, aber er sagte: »Sie schulden den Erks keine Loyalität, Jupiter. Sie sind keine Amerikaner.«

»Sie sind unsere Alliierten!«

»Die Erks sind niemandes Alliierte! Haben Sie sich denn nie mit Geschichte befaßt? Wissen Sie denn nicht, was die Erks getan haben?«

Jupiter zuckte wütend die Achseln. »Oh, das Zeug kennt jeder«, sagte er. »Und jetzt schweigen Sie! Schauen Sie auf den Schirm – überall um uns herum sind Beobachtungsschiffe, und wir sind fast in Reichweite der chinesischen Schiffe!« Als Castor gerade den Mund öffnen wollte, schrie Jupiter: »Ich sagte, Sie sollen schweigen! Vielleicht töte ich Sie nicht, aber auf jeden Fall werde ich Sie bewußtlos schießen!«

Delilah nahm Castors Hand, und der Präsident war unentschlossen.

Plötzlich sagte Miranda: »Warum lassen Sie ihn nicht reden, Jupiter? Was versucht er uns da über Geschichte zu erzählen?«

»Weiter nichts!« bellte Jupiter. »Es hat ein paar schlimme Vorfälle gegeben.«

»Es hat nie gute gegeben«, sagte Delilah, und ihr Gesicht war fast so angespannt wie Castors, als sie die Läufe von Jupiters

Waffen auf sich gerichtet sah. »Jedesmal, wenn sie bei einem Krieg intervenierten, haben sie beide Seiten vernichtet!

Ist das etwa Ihr Ziel, Jupiter? Soll die menschliche Rasse völlig ausgerottet werden?«

»Das wird nicht geschehen!« rief er. Er war wütend darüber, daß alles angegriffen wurde, an das er glaubte. »Sie haben nur Pech gehabt.«

»Pech gehabt!« fing Delilah an, aber Miranda unterbrach sie.

»Erzählen Sie von diesem Pech«, befahl sie.

Jupiter sah sie mürrisch an. »Es stimmt, daß keine der Rassen, denen die Erks halfen, überlebt hat«, sagte er und zuckte die Achseln. »Aber wir wissen es besser. Für die gemeinsame Planung hatten wir viele Jahre Zeit. Die ganze Sache ist völlig klar. Zuerst vernichten wir China vom Raum aus – was wäre denn daran verkehrt? Vielleicht wird Indien dann die Herrschaft an sich reißen wollen, aber die Inder sind noch leichter zu erledigen als die Chinesen. Dann landen wir Bodentruppen für Säuberungsaktionen. Gewiß, wir können nur ein paar tausend Leute landen, und die Erks sind im Nahkampf nicht besonders gut. Aber wir haben immer noch die Flotte im Raum. Wenn die örtlichen Streitkräfte nicht kapitulieren, werden wir einfach ein paar Städte vernichten...«

»Jupiter, was reden Sie da?« fragte Miranda.

»Sie haben es nicht besser verdient«, sagte Jupiter eigensinnig.

Dann schaute er überrascht auf, als er sah, daß Delilah zu den Kontrollen ging. »Tun Sie das nicht!« warnte er.

Langsam merkte Miranda, daß das Schiff sich langsam drehte und jetzt mit der Spitze zum Aufklärungsschiff hinüberzeigte, wo immer noch ein blasser Purpurschimmer zu sehen war. Instinktiv griff sie nach den Schaltern, um der Drehung entgegenzuwirken, und während sie das tat, sprang Castor auf Jupiter zu. Sie hörte das Knacken einer Entladung von hoher Spannung, und Castor

wurde gegen die Wand zurückgeworfen. Sein Gesicht war zu einer erstaunten Maske erstarrt. Wütend richtete Jupiter die Waffe auf Delilah...

Miranda schaute nach unten. Sie sah, was ihre Finger an den Knöpfen taten und seufzte.

»Jupiter«, sagte sie wie abwesend, »schießen Sie auf niemanden mehr. Es ist nicht mehr wichtig.«

Er drehte sich zu ihr um und sah sie erstaunt an. »Was?«

»Ich sagte, es ist nicht mehr wichtig«, wiederholte sie und sah, wie ihre Finger einen Befehl eingaben. Als sie auf die Ausführungstaste drückte, fügte sie hinzu: »Wissen Sie, die Erks werden nämlich nicht kommen.«

Außer Wut verriet sein Gesichtsausdruck jetzt auch Angst. »Was reden Sie da, Sie dumme kleine Schwester? Natürlich kommen sie. Es ist doch alles geplant!«

Sie schüttelte den Kopf und schaute auf den Schirm. »Wenigstens vorläufig nicht, Jupe. Wie war das noch? Bis hier sind es doch zweiundvierzig Lichtjahre, nicht wahr? Ohne den Spaceway können sie also zweiundvierzig Jahre lang nicht kommen.« Auf dem Schirm stieg ein winziger weißer Funke von ihnen weg auf das Aufklärungsschiff zu. »Ohne das Schiff gibt es keinen Spaceway und ohne den Spaceway ein halbes Jahrhundert lang keine Erks. Und«, fügte sie hinzu, als sie sah, wie der Funke mit dem nur als Lichtpunkt zu erkennenden Aufklärungsschiff zusammentraf, »ich bin wirklich ein guter Schütze. Jetzt gibt es also kein Schiff mehr.«

Jupiter starrte mit großen Augen auf den Schirm. Das taten alle anderen auch, selbst Castor, der im Augenblick nur noch seine Augen bewegen konnte. Sogar Vielgesicht versuchte hinzuschauen, und er schien seine trüben alten Augen gewaltig anzustrengen. Sie sahen alle dasselbe.

Das Schiff der Erks leuchtete in aktinischem Weiß grell auf.

Als der helle Schein verschwunden war, gab es dort kein Schiff mehr. Nur ein Teilchennebel stieg auf und zerstreute sich langsam.

»O mein Gott«, flüsterte Jupiter, »Sie haben es also wirklich getan?«

Miranda nickte. Es stimmte. Sie hatte es getan. »Hoffentlich habe ich das Richtige getan«, sagte sie nachdenklich, und Delilah riß sich aus der Lähmung, die alle befallen hatte, stürzte auf Miranda zu und nahm sie fest in die Arme.

»Sie haben es getan«, sagte sie fast schluchzend. »Sie haben es wirklich getan!«

»Verräterin!« stieß Jupiter hervor. Hilflos hielt er seine Waffe in der Hand und schleuderte sie dann weg, wobei er fast Miranda getroffen hätte. Miranda hob das Schießgerät auf und reichte es Delilah. »Ich hoffe, ihr macht es besser«, sagte sie. Und dann sagte sie nachdenklich zu der chinesischen Frau, aber gleichzeitig zu der gesamten Menschheit: »Ich hoffe, ihr macht es besser als je einer zuvor.«

»Und wenn sie es nicht tun?« fragte Jupiter. »Wenn sie weiter ihre Kriege führen?«

Miranda beugte sich vor, um sich mit den weit entfernten chinesischen Schiffen in Verbindung zu setzen. Sie drehte sich noch einmal um und sagte: »Nun, dann haben wir doch wirklich verdient, was auf uns zukommt.«

Ende